

WESTFÄLISCHE GEOGRAPHISCHE STUDIEN

Herausgegeben vom Institut für Geographie und Länderkunde der
Universität und der Geographischen Kommission für Westfalen, Münster
durch Wilhelm Müller-Wille und Elisabeth Bertelsmeier

15

Entwicklungshilfe und Entwicklungsland

Begriff, Probleme und Möglichkeiten

mit Beiträgen von

Antweiler, A. / Manshard, W. / Mohr, R.

Pfeifer, G. / Sarkisyanz, O. / Sievers, A.

Timmermann, O.

1962

Im Selbstverlag des Instituts für Geographie und Länderkunde
und der Geographischen Kommission für Westfalen, Münster

Zuschriften sind zu richten an: Schriftleitung „Westfälische Geographische Studien“ (Dr. E. Bertelsmeier), Münster (Westf.), Johannisstraße 1—4,
Institut für Geographie und Länderkunde

VERÖFFENTLICHUNGEN

des Instituts für Geographie und Länderkunde an der Universität und der
Geographischen Kommission für Westfalen, Münster, Selbstverlag

I. Arbeiten der Geographischen Kommission

1. Riepenhausen, H.: Die bäuerliche Siedlung des **Ravensberger Landes** bis 1770. Münster 1938. (vergriffen)
2. Krakhecken, M.: **Die Lippe**. Münster 1939. (vergriffen)
3. Ringleb, F.: **Klimaschwankungen** in Nordwestdeutschland (seit 1835). Münster 1940. (vergriffen)
4. Lucas, O.: **Das Olper Land**. Münster 1941. (vergriffen)
5. Uekötter, H.: Die **Bevölkerungsbewegung in Westfalen und Lippe** 1918 bis 1933. Münster 1941. (vergriffen)
6. Heese, M.: Der Landschaftswandel im mittleren **Ruhr-Industriegebiet** seit 1820. Münster 1941. DM 4,00
7. Bertelsmeier, E.: Bäuerliche Siedlung und Wirtschaft im **Delbrücker Land**. Münster 1942. (vergriffen)

II. Westfälische Geographische Studien

1. Müller-Wille, W.: **Schriften und Karten zur Landeskunde Nordwestdeutschlands; 1939—1945**. Münster 1949. DM 3,00
2. Müller-Temme, E.: **Jahresgang der Niederschlagsmenge in Mitteleuropa**. Münster 1949. DM 2,00
3. Müller, H.: **Die Halterner Talung**. Münster 1950. DM 2,00
4. Herbort, W.: Die ländlichen Siedlungslandschaften des Kreises **Wiedenbrück** um 1820. Münster 1950. DM 3,00
5. Fraling, H.: Die Physiotope der **Lahntalung** bei Laasphe. Münster 1950. DM 2,50
6. Schuknecht, F.: Ort und Flur in der **Herrlichkeit Lembeck**. Münster 1952. (vergriffen)
7. Niemeier, G.: Die Ortsnamen **des Münsterlandes**. Ein kultur-geographischer Beitrag zur Methodik der Ortsnamenforschung. Münster 1953. DM 5,60
8. Eversberg, H.: Die Entstehung der **Schwerindustrie um Hattingen** 1847—1857. Ein Beitrag zur Grundlegung der schwerindustriellen Landschaft an der Ruhr. Münster 1955. (vergriffen)
9. Pape, H.: Die Kulturlandschaft des **Stadtkreises Münster um 1828** auf Grund der Katasterunterlagen. Münster/Remagen 1956. (vergriffen)
10. Heßberger, H.: Die Industrielandschaft des **Beckumer Zementreviers**. Münster 1957. DM 6,40
11. Pfaff, W.: Die **Gemarkung Ohrsen** in Lippe. Münster/Ohrsen 1957. (vergriffen)

WESTFÄLISCHE GEOGRAPHISCHE STUDIEN

Herausgegeben vom Institut für Geographie und Länderkunde der
Universität und der Geographischen Kommission für Westfalen, Münster
durch Wilhelm Müller-Wille und Elisabeth Bertelsmeier

15

Entwicklungshilfe und Entwicklungsland

Begriff, Probleme und Möglichkeiten

mit Beiträgen von

Antweiler, A. / Manshard, W. / Mohr, R.

Pfeifer, G. / Sarkisyanz, O. / Sievers, A.

Timmermann, O.

1962

Im Selbstverlag des Instituts für Geographie und Länderkunde
und der Geographischen Kommission für Westfalen, Münster

Druck: C. J. Fahle GmbH, Münster, Neubrückenstraße 8-11, Ruf 4 01 77
Klischees: C. J. Fahle / Klischee S. 87 und 90 vom Franz Steiner Verlag
GmbH, S. 84, 85 u. 88 mit Genehmigung vom Franz Steiner Verlag GmbH
aus: W. Manshard, Die geographischen Grundlagen der Wirtschaft Ghanas
unter besonderer Berücksichtigung der agrarischen Entwicklung. Wies-
baden 1961.

INHALT

	Seite
Antweiler, A.: Hunger und Armut	5
Antweiler, A.: Entwickeln — Helfen — Entwicklungshilfe . . .	29
Sarkisyanz, E.: Der Platz von U Nu's Staatsideologie in der Geistesgeschichte Birmas	31
Mohr, R.: Entwicklungshilfe für Schwarzafrika — ethnolo- gisch gesehen	41
Sievers, A.: Entwicklungsprobleme Ceylons	65
Manshard, W.: Agrargeographische Entwicklungen in Ghana . .	81
Timmermann, O.: T'ai-wan, ein Entwicklungsland in Südostasien	107
Pfeifer, G.: Brasilien als Entwicklungsland — Beobachtungen im Hinterland von Rio, in Espírito Santo, Minas Gerais, Goiás und Amazonien	125

Der Kampf gegen Hunger und Armut

mit 1 Abbildung

von Anton Antweiler

1. Umgrenzung

Hunger ist teils ein Sonderfall der Armut, teils von ihr her bewirkt. Er ist Sonderfall, sofern er Armut in bezug auf die notwendigen Nahrungsmittel ist, und von der Armut bewirkt, sofern der Arme nicht imstande ist, die erforderlichen Lebensmittel zu kaufen und körpergerecht zuzubereiten.

Hunger und Armut sind relative Begriffe. Im Hunger empfindet der Mensch, daß sein Körper nicht diejenige Zufuhr neuer Kraft erhält, die er für eine bestimmte Arbeit braucht. Der eine also kann mit einer gegebenen Menge von Nahrungsmitteln schon satt werden, mit der es ein anderer nicht wird; und derselbe kann mit einer gegebenen Menge von Nahrungsmitteln für die eine Arbeit geeignet gemacht werden, aber nicht für die andere. Ebenso auch ist Armut auf einen bestimmten Platz in einem bestimmten Gesellschaftsgefüge bezogen. Mit demselben Besitz ist der eine an seiner Stelle reich, mit welchem der andere an der seinigen arm ist; und es kann einer mit demselben Besitz in der einen Gesellschaft arm, in der anderen reich sein.

So gibt es überall Hungrige und Satte, Arme und Reiche. Es ist aber möglich und in der Regel der Fall, daß man von einem bestimmten Durchschnittswert in einer bestimmten Gesellschaftsform aus einen Nullpunkt festlegt, von dem aus nach unten zu Hunger und Armut, nach oben zu Satttheit und Reichtum ist. Sehr wohl kann es außerdem auch sein, daß jemand sich selbst weder als hungrig noch als arm betrachtet, von anderen aber als solcher angesehen wird. Das muß um so mehr bedacht werden, als echter und vermeintlicher Hunger — und ebenso die Armut — miteinander verwechselt oder in eins gesetzt werden. Das ist besonders dann der Fall, wenn es sich um fremdartige Formen der Gesellschaft handelt.

Heute ist es üblich, Europa und die europäisch lebenden Menschen anderer Erdteile als reich anzusehen, weil sie über vielerlei Gerät zur Bewältigung der Arbeit und zur Erleichterung des sichtbaren Lebens ver-

fügen, und auch als satt, weil sie so viel essen können, wie sie glauben notwendig zu haben, und in solcher Auswahl, wie sie es mögen. Dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß es auch in Europa, nach europäischem Maßstab, Hungergebiete gibt, etwa in Süditalien und Spanien, und Reiche und Sätte in anderen Ländern als in Europa. Aber aufs Ganze gesehen wird Europa als reich und satt angesehen, Asien als hungrig und arm. Unter Europa seien die führenden Industriestaaten der weißen Völker verstanden und unter Südasien das Gebiet etwa von Pakistan an über Indien und Hinterindien bis nach Südostasien. Die Europäer sind satt, gepflegt, genießerisch; die Südasiaten sind hungrig, krank, elend. Als hungrig können sie sowohl deswegen bezeichnet werden, weil es an den notwendigen Kalorien mangelt, als auch deswegen, weil Vitamine, Eiweiße und Spurenelemente fehlen.

Vielfach ist es üblich, von entwickelten und unterentwickelten Ländern zu sprechen. Das setzt aber die Verabsolutierung des Europäischen voraus und schließt leicht auch eine Herabsetzung ein. Gleiches gilt von den Gegensätzen zwischen weißen und farbigen Völkern. Deswegen ist es vorzuziehen, von Europäern und Asiaten zu sprechen, wobei diese Begriffe so zu verstehen sind, wie es eben angegeben wurde, und wobei stets bedacht werden muß, daß es sich um eine Verallgemeinerung handelt, die nicht mehr als die Lage im ganzen umreißen will. Sobald man an konkrete Aufgaben herangeht, muß man beachten, daß sowohl Europa als auch Asien ein Sammelwort für eine Vielfalt von Erscheinungen ist, die einen breiten und bunten Bereich füllen, aber doch als Gesamtbereich charakterisierbar sind.

Wie schwer beschreibbar und deutbar die Lage ist, wird durch eine kleine Begebenheit erhellt, von der ein Europäer bei einer Reise nach Südarabien berichtet. Auf dem Wege zu einem Besuch wird er von ausgemergelten Menschen angerufen: „Weißer, was hast du uns mitgebracht?“ Was alles spricht daraus? Erstens das Vertrauen darauf, daß der Angerufene das Elend und Erbarmungswürdige der Rufenden einsieht; und das Vertrauen darauf, daß er auf Grund dieser Einsicht Hilfe für notwendig erachtet und auch gibt. Zweitens das Eingeständnis, daß man sich selbst nicht helfen kann, vielleicht weil man nicht weiß, woher das Elend kommt, vielleicht weil man trotz der Einsicht in den Ursprung des Elends nicht weiß, wie man es beseitigen kann, vielleicht weil man sich die Kraft nicht zutraut, das, was man weiß, in die Tat umzusetzen. Drittens die Unkenntnis, daß ein Weißer nicht reist, nur um Geld auszugeben, und die Unkenntnis, daß der Weiße das Geld weder auf der Straße findet noch es ihm zurechnet, sondern daß er es in harter Arbeit erworben hat. Vielleicht auch viertens die Unverfrorenheit, Armut als einen Erwerbstitel zu betrachten, der dazu berechtigt, sich einfach auf andere zu verlassen.

Man sieht, wie komplex die Lage ist, wie zurückhaltend man sein muß, wenn man sie beurteilt. In diesem Aufsatz wird nicht mehr versucht, als einige allgemeine Gesichtspunkte zu entwickeln, die sich mir als Zusammenfassung einer etwa halbjährigen Reise durch Asien ergeben haben. Will man aus ihnen Folgerungen für das Handeln ziehen, müssen die gegebenen Verhältnisse sorgfältig beachtet werden, damit im Einzelfall die allgemeinen Gesichtspunkte in der richtigen Auswahl, Zusammenstellung und Bewertung angewandt werden — sofern man glaubt, daß sie zutreffend und verwertbar sind (siehe Abbildung).

2. Weshalb satt und weshalb hungrig?

Wenn wir davon sprechen, daß die Europäer satt und reich sind, so bezieht sich das auf den vorweisbaren Wohlstand. Offen also bleibt die Frage, ob sie auch im geistigen Bereich, im religiösen, künstlerischen, dichterischen und menschlichen, weit davon entfernt sind, als arm und hungrig gelten zu können.

Europa. Warum aber denn sind die Europäer wirtschaftlich reich und physiologisch satt? Drei Gründe lassen sich dafür angeben: Die klimatisch-biologische Umwelt oder Landschaft mit ihren Bedingungen und Erfordernissen, das Zusammenspiel menschlicher Tugenden und die Religion in der Form des Christentums. Das ausgeprägte Jahreszeitenklima mit kühlen und kalten Wintern läßt es nicht zu, sich mit nur wenigem zu bekleiden, im Freien zu schlafen, mit leichten Wohnungen auszukommen und sich auf die ständig nachwachsenden Früchte der freien Natur zu verlassen. Das Wetter verlangt vielfältige und ausdauernde Kleidung, Schlaf- und Wohn- und Arbeitsstätten in Häusern, die ein zuträgliches Raumklima gewährleisten. Der Boden will bebaut und im Wechsel der Jahreszeiten sorgfältig behandelt sein. Da er nur in einer Hälfte des Jahres Erträge liefert, muß für die andere Hälfte vorgesorgt werden. Planung ist also notwendig. Sie darf sich überdies nicht nur auf ein einzelnes Jahr und einen gegebenen Acker erstrecken, sondern muß auf den gesamten Besitz eines Bauern, auf das Ertragsland eines Dorfes und zunehmend größerer Erzeugungsbereiche bezogen werden.

Zu den Tugenden darf man als erste die rechnen, daß die Europäer, seit sie sich rasch vermehrten, nicht etwa die Überzähligen und Unlieb-samen umgebracht, sondern durch vermehrte Arbeit mitversorgt haben. Um das zu können, bedurften sie einer weiteren Tugend: der Arbeit oder des Willens zur Arbeit oder der Freude an der Arbeit. Damit verband sich eine weitere Tugend: der Mut. Sie verzagten nicht vor den Schwierigkeiten und fanden immer einen Weg, eine gegebene Schwierigkeit zu bewältigen, ja eine herankommende schon im voraus zu bedenken und auszuräumen. Schwierigkeiten entmutigten nicht, sondern spornen an. Mut vor allem hatten sie, zu phantasieren oder zu träumen, und das Phantasierte und Erträumte wirklich und handlich zu machen. Dazu bedurften sie einer anderen Tugend: der Zucht. Nicht uferlos wünschen und hilflos verzagen, sondern umgrenzen und zupacken, das eine nach dem

anderen — das hat geholfen, vor allem auch deswegen, weil sie vor das Tun das Denken, vor das Handeln das Erkennen, vor das Benutzen das Berechnen setzten. Die Zucht des Denkens ist das eigentliche Gebiet der Zucht der Europäer, und von ihm her haben sie ihre Phantasien und Träume beurteilt und weitgehend verwirklicht. Das freilich setzte eine andere Tugend voraus: den Gemeinschaftsgeist. Man erkannte, wie notwendig es war, sich planmäßig mit der Arbeit aufeinander abzustimmen, auch aus dem Grund, um nicht nur einzelnen den Nutzen der Arbeit zukommen zu lassen, sondern möglichst vielen, möglichst allen. Dieser Gemeinschaftsgeist gründet in einer letzten Tugend, die hier genannt sei: der Verantwortung. Sie besteht aus Wissen und Gewissen, und gerade diese eigentümliche Verbindung ist es, welche das Bewußtsein der Pflicht, der Aufgabe, der Hingabe lebendig gemacht hat und noch immer macht.

Es ist hinlänglich bekannt, daß die Europäer nicht nur Tugenden besitzen, und daß sie die genannten nicht immer betätigt haben. Die Europäer haben auch den Klassenkampf entdeckt und sie müssen die Weltkriege verantworten; sie haben den Nationalismus kultiviert in einer Weise, die geradezu selbstmörderisch zu werden drohte. Das alles aber schließt nicht aus und hat nicht gehindert, daß sie das alles geleistet haben, was als europäisch angesehen werden darf, und sie in das Ansehen gebracht hat, satt und reich zu sein. Daß dieses Ansehen weitgehend berechtigt ist, das ist es, was veranlaßt hat, nach den Gründen dafür zu fragen.

Von diesen ist der wichtigste noch nicht genannt: der religiöse Glaube. Dieser läßt sie aufblicken zu einem tätigen Gott, der die Welt erschaffen hat, erhält und lenkt, nicht nach Willkür, sondern nach Gesetzen, die Er ausgedacht hat und in der Welt verwirklicht. Er wird aber nicht als der unerreichbar Ferne und auch nicht als der allein Herrschende geglaubt, sondern als einer, der von den Menschen — wir sprechen nur von unserer Erde — erwartet und verlangt, daß sie mittätig werden. Das aber können sie um so eher und um so mehr, je früher und je mehr sie sich darum bemühen, die Gedanken Gottes herauszufinden, nachzudenken und mitzuvollziehen — in säkularisierter Ausdrucksweise: die Natur- und Weltgesetze zu finden, die man zu nutzen sich bemüht. Diese Mitwirkung oder Nutzung wird um so dringlicher, als das Leben, das jeder einzelne hat, nur einmalig ist. Wenn er es ausschöpfen will, wenn er sich ausleben will — und das ist nur ein anderer Ausdruck für die angeführten Tugenden —, wenn er sich vor Gott bewähren will — das ist der religiöse Ausdruck für dasselbe —, dann hat der Mensch nur dieses eine Leben verfügbar, und man muß sich eilen, denn das Leben ist kurz und wird um so kürzer, je länger es wird. In all dem spricht sich die Liebe zum Sein aus, die also das Sein dem Nichtsein vorzieht. Eben deswegen ist es möglich und notwendig, das Leben ernst zu nehmen. Es ist

nicht nur Traum, Schein, Wahn, Täuschung, Leid. Es ist der Mühe wert, gelebt zu werden, mit allem, was daran haftet, an Schwerem, Leidvollem, Unverstandenen, Unerträglichem. Es ist — auch — voller Kraft und Glück.

Noch einmal muß von der Zucht gesprochen werden, die der Europäer bejaht hat und noch bejaht, nicht aber einer des Denkens und des Handelns, worauf schon hingewiesen wurde, sondern einer der Zusammenfassung und Steigerung, von wo aus Selbstlosigkeit möglich wird: die Forderung des Christentums nach Einehe und vorehelicher Keuschheit. Man kann gewiß nicht behaupten, daß dieser Forderung von jedem genügt wurde und wird. Wohl aber darf man hervorheben, wie sehr das Christentum durch diese Forderung den Menschen dazu angeleitet und gestärkt hat, mit den Naturkräften seines Leibes zu rechnen, sie zu bändigen und die aufgestauten Kräfte an Aufgaben sich auswirken zu lassen, die weit über das hinausgehen, was einer zu leisten willens und imstande ist, der den Geist verdämmern läßt oder nur dazu benutzt, um den Körper zu genießen. Mannhafter Verzicht und gewollte Beschränkung machen nicht eng, sondern weit, nicht arm, sondern reich, erniedrigen nicht, sondern erhöhen, machen selbstlos zu sachlicher Arbeit, die auch und vor allem den andern dient.

Der Erfolg alles dessen, was Klima, Tugend und Glaube dem Europäer abverlangt, ermöglicht und gegeben haben, hat ihn bewundernswürdig, nachahmenswert, beneidet und verhaßt gemacht. Wenn er die Gründe dafür sieht, wieso das möglich und verständlich ist, so wird er sich davon um so weniger betroffen und behindert wissen, je mehr er die Gründe sieht, weshalb die anderen anders sind, und hier sei das hinsichtlich der Asiaten darzustellen versucht.

Südasiens. Weshalb sind die Südasiaten arm und hungrig? Auch dafür gibt es eine Reihe von Gründen, von denen als erster auch hier wieder die klimatisch-biologische Umwelt oder Landschaft genannt sei. Die megathermen Tropen und auch die randlich gelegenen mesothermen Subtropen zeichnen sich durch eine reiche und vielfältige pflanzliche Produktion aus, vor allem in ihren humiden Bereichen. Zudem ist in dieser zumeist frostfreien Zone das Pflanzenleben nicht unbedingt an Jahreszeiten gebunden, abgesehen von den Gebieten mit periodischem Niederschlag. So verwöhnen die Tropen den Menschen in gewissem Sinne durch ihre Fruchtbarkeit. Wo Kopranüsse, Bananen, Citrusfrüchte und viele andere im Freien wachsen und nur geerntet zu werden brauchen; wo — an den Küsten und in den Flüssen — Fische überreich zur Verfügung stehen; wo man zu jeder Jahreszeit säen und anpflanzen kann, sich also nicht nach Jahreszeiten zu richten braucht, da besteht nicht nur kein Anreiz, sich um die tägliche Nahrung besonders zu kümmern,

sondern im Gegenteil die Versuchung, sich auf das zu verlassen, was von selbst nachwächst. Wer aber verwöhnt wird, verweichlicht auch leicht. Die Hitze, die Schwüle, die Grelle beanspruchen derart, daß man sich nicht dagegen wehrt, sondern sich zurückzieht und heraushält, wo immer man kann. Sicherlich wurde dadurch Bewundernswertes geleistet, daß man die Bewässerung regelte, und sicherlich ist der Reisanbau mühsam. Aber die Anlagen wurden und werden keineswegs immer sachgerecht gepflegt, und beim Anbau begnügt man sich weitgehend mit der Eigen- und Familienversorgung. Über das hinaus, daß das Klima mit seiner natürlichen Umwelt verwöhnt und verweichlicht, hindert es auch, so zu arbeiten, wie es der Europäer für selbstverständlich hält. In den Tropen und Subtropen kann man weder so ausdauernd noch so hingeeben arbeiten wie in der gemäßigten Zone. Man sieht sich dazu auch nicht angereizt, weil das Wenige, was man alltäglich braucht, leicht beschafft werden kann.

Damit auszukommen, ist aber nur so lange möglich, als die Zahl der Menschen sich zu der Fruchtbarkeit des Landes und zu den Bedürfnissen des Alltags so verhält, daß Gleichgewicht herrscht. Sobald aber die Menschen zunehmen, wird es anders: auf den einzelnen entfällt von dem Gegebenen weniger, und das bedeutet, daß er ärmer und hungriger wird. Die Vermehrung der Menschen wurde aber nicht dadurch ermöglicht, daß die Asiaten selber dafür sorgten, daß weniger Säuglinge, Kinder und Erwachsene starben, sondern die Europäer es bewirkten, indem sie Heilmittel einführten, die Krankenpflege besserten und die Seuchenerreger eindämmten oder beseitigten. Für das aber, was ein anderer leistet, pflegt man sich nicht verantwortlich zu machen, so daß auch von hier aus begreiflich ist, daß man sich nicht dafür verantwortlich machte, für die größere Zahl der Menschen und das längere und gesündere Leben mehr zu arbeiten. Daß man weniger zu essen bekam und man mehr zusammenrücken mußte, nahm man hin wie den Monsun und den Staubsturm.

So zu denken, darin wurde man bestärkt und gerechtfertigt durch die Auffassung, die man von der Welt hatte, und das Gefühl, mit dem man sich gegenüber dieser Welt erlebte. Die Welt wurde und wird als hinfällig betrachtet: überall ein Kommen und Gehen, Entstehen und Vergehen, eine Kette der Vernichtung, aus der sich keiner lösen kann. Wenn aber alles, was man beginnt, dazu bestimmt ist, wieder aufgelöst zu werden, hat es wenig Sinn, dem einen oder anderen Ding oder Lebewesen oder Menschen eine längere Dauer zu geben, besonders dann nicht, wenn man sich dafür besonders anstrengen muß. Die erstaunliche Fruchtbarkeit und Vielfalt der Lebewesen ruft nicht dazu auf, sich auch selbst mit Leistungen fruchtbar zu machen, sondern bewirkt im Gegenteil eine

Haltung, die der Europäer leicht versucht ist, als lässig und leichtsinnig zu bezeichnen.

Auf das Handeln angewandt, kann man es auch so ausdrücken: alle Anstrengung ist belanglos. Man ist gebunden an das Rad der Wiederkehr, an den Zwang des Schicksals, und gegen beides kann man nichts ausrichten. Weder kann man sich gegen den Umlauf des Rades stemmen, noch kann man sich dem Schicksal entziehen. Nur eines ist — nach Buddha — möglich: sich so herauszulösen, daß man dieser Wirklichkeit nicht mehr angehört. Aber gerade durch diese Auffassung wird bestätigt, daß es innerhalb dieser Welt keinen Ausweg aus Wiederkehr und Schicksal gibt.

Aus dem ergibt sich oder damit verbindet sich, wie man Macht empfindet und sich vor ihr verhält. Die Sonnenglut — als Hitze und Helle —, die Sandstürme, die Wolkenbrüche, die Überschwemmungen, die Seuchen zwingen den Menschen, zu wissen, daß es über ihm eine Macht gibt, der zu entrinnen unmöglich ist. Ob diese Macht gut, ob sie böse ist: das bedeutet wenig gegenüber dem, daß sie da ist und man sich ihr zu fügen hat. Die Göttergestalten bieten eindringlich Belege für dieses Empfinden, in dem Güte und Grausamkeit, Trost und Verzweiflung, Hilfe und Vernichtung so zueinander gehören, daß die Frage danach, was gut und was böse ist, unerheblich wird. Wenn aber schon die Götter so sind und die Natur so ist, macht es auch nicht viel aus, wenn die Menschen, wenigstens die Mächtigen, auch so sind. Macht muß sein, wenigstens: Macht ist überall, und sich ihr zu fügen, ist das Beste, das Klügste und das Leichteste. Dann ergibt sich leicht, daß man nur dasjenige tut, was man muß, und sich davor hütet, selbst etwas zu tun, was über den Bereich des Eigenen hinausgeht, auch schon deswegen, weil man nie weiß, ob und inwieweit man die Macht eines Überlegenen verletzt und seinen Zorn auf sich herabzieht.

Man weiß ja gar nicht, ob das, was man denkt, daß es sei, auch überhaupt ist; mindestens nicht, ob es so ist, wie man es meint. Ist die „Welt“ nicht nur ein Traum, ein Schein, eine Einbildung, ja vielleicht nur eine Täuschung, zu der uns jemand veranlaßt, der daran sein teuflisches Vergnügen hat? Entspricht unserer Vorstellung die Welt oder der Welt unsere Vorstellung? Können wir sicher sein, daß sie so ist, wie wir sie denken, oder nicht vielmehr sicher, daß sie nicht so ist, wie wir es für wahr halten? Sind wir überhaupt imstande, Sein und Nichtsein zu erfassen? Fließen beide nicht ineinander über? Ist es überhaupt sinnvoll, vom Sein und Nichtsein zu reden? Gesetzt, es wäre möglich, vom Seienden zu reden: was bedeutet es, daß es einzelnes gibt, das sich aus dem Alltag heraushebt? Daß es Wesen gibt, die ihr Ich dem anderen entgegensetzen? Ist das tragbar, ist es zulässig, ist es überhaupt möglich und

nicht vielmehr das Oberste alles dessen, was Wahn und Überheblichkeit ist? Man schwebt zwischen Sein und Nichtsein, und dann ist es das Beste, sein Leben nicht allzu ernst zu nehmen, ist es vielleicht Pflicht, das individuelle Leben möglichst bald und unauffällig aufzugeben und den Wirbel der Irrtümer, der Fehler, der Leiden aufzulösen. Das aber wird um so leichter möglich sein, je mehr man sich dessen enthält, selbst in diesen Wirrwarr einzugreifen, vor allem nicht dadurch, daß man etwas tut, was die Natur nicht von selbst tut. Man soll das Leben, man soll sich selbst nicht so ernst nehmen. Man ist nicht notwendig, man ist überflüssig, man ist ein Hindernis für die anderen. Wozu sich bemerkbar machen? Das alles bestätigt und bestärkt die Auffassung, daß man sich nicht anstrengen soll, es selbst besser zu haben und länger zu leben. Menschenwille ist schwächer als Weltwille und wahrscheinlich sogar falsch.

Diese Auffassung ist der Grund eines Verhaltens, das wir Europäer gern als untätig, vielleicht sogar als unwürdig bezeichnen. Sie hat eine Reihe von Folgerungen, die hemmen. Statt von Folgerung kann man auch von Darstellung oder Bestandteil sprechen.

Dazu gehört der Mangel an Kenntnissen. Wo man nicht weiß, kann man nicht handeln. Gewiß mag die Unkenntnis von den Machthabern gern gesehen und sogar gefördert worden sein, und nicht erst seit dem Beginn des Kolonialzeitalters und des Imperialismus. Das ändert nichts an der Tatsache, daß heute die einfachsten Kenntnisse fehlen, die notwendig sind, um einer größeren Zahl von Menschen auf gleichgroßer Erde ein gehobeneres Leben zu ermöglichen. Im Analphabetentum amalgamieren sich Lebensgefühl, Weltanschauung und Machtmißbrauch, und Schulen vorenthalten zu haben, ist etwas, worauf sich die Asiaten mit Erbitterung und Entrüstung berufen, wenn sie sich gegen die Europäer wenden und wehren.

Damit hängt zusammen, ist vielleicht identisch der Mangel an Bürgertum. Dieses sei verstanden als diejenige Schicht, die darum weiß, daß man miteinander verflochten, daß man aufeinander angewiesen und deswegen gegeneinander verpflichtet ist. Die Bürger besitzen so viel Eigentum, daß sie wissen, was es wert ist, und so viel Kenntnisse, daß sie überblicken, wie sehr ihr Eigenes von dem der anderen abhängt, und so viel Lebensspielraum, daß ihnen Idealismus möglich ist, das will sagen, etwas zu tun, was nicht primär wirtschaftlich ergiebig, auf keinen Fall befehlbar, aber unstreitig so wertvoll ist, daß man auch sichtbare Güter — die eigenen — dafür opfert und sogar darin den Sinn des Lebens erblickt. Wo Eigentum, Verpflichtung und Verantwortung fehlen, ist Idealismus unmöglich. Ohne solchen Idealismus aber ist europäische Technik unmöglich und eine Völkergemeinschaft nicht denkbar.

Dem, daß das Bürgertum fehlt, entspricht es, daß die noch heute wirk-
same Sozialordnung überholt ist: die Kastenordnung, die eine
Zunftordnung auf Grund des Handwerks ist. Daß die Kasten auch religiös
begründet sind, entspricht genau dem, daß sie durch den handwerklichen
Beruf bedingt sind, in den man hineingeboren wird und aus dem man
nur dadurch herauskommen kann, daß man ihn bestens erfüllt und sich
dadurch einer höheren Kaste würdig macht, wobei nicht übersehen wer-
den darf, daß das „höher“ meist nach europäischem Maßstab gesehen ist,
nicht nach indischem. Zum Handwerk gehört das Sachdenken im über-
schaubaren Bereich: was jenseits dieses Bereiches liegt, braucht nicht be-
dacht zu werden, und was nicht greifbare Sache ist, verdient nicht, ge-
schätzt zu werden. Reichtum gibt es nur als Edelmetall, Edelstein, kost-
bare Tiere, Paläste, Sklaven und oft Frauen. Technik aber ist ohne ab-
straktes Denken, das will sagen Denken im Unanschaulichen, unmöglich,
und eines der abstraktesten Gebilde ist das Kapital, eine Grundbedingung
der Technik. Daß es in Asien an Kapital fehlt, ist eines der spürbarsten
Hindernisse im Kampf gegen Hunger und Armut.

Hemmend wirkt auch das Mitgefühl mit allem Lebenden, das
sich aber merkwürdigerweise nicht auf den Mitmenschen in der Weise
erstreckt, daß man sich bemüht, dessen Los zu bessern. Das Mitgefühl
verbietet es geradezu, einzugreifen, fordert vielmehr, alles so zu belassen,
wie man es vorfindet. Man ist sogar bereit, um dieses Mitgefühles willen
über Pflanzen und Tieren Menschen zu vernachlässigen, so etwa, wenn
Affen Opfertgaben wegnehmen dürfen, was den Menschen verboten ist.

Mitgefühl wird weniger dadurch lebendig, daß Menschen sich gemein-
sam freuen, als vielmehr dadurch, daß sie gemeinsam leiden, und zwar
unabwendbar leiden. Daß das Leben letztlich Leiden ist, macht nicht nur
die Grundlehre und den Ansatz des Buddhismus aus, sondern ist weit-
gehend das Lebensgefühl der Asiaten. Man hat sich das Leben weder
gewünscht, noch kann man es sich gestalten, wie man möchte. Und wenn
beides der Fall ist, dann macht es auch nicht mehr viel aus, ob es etwas
mehr oder etwas weniger Leid oder Freude umschließt. Zu erdulden ist,
was das Schicksal einem auferlegt und die Götter von einem erwarten.
Die Grausamkeit alles dessen, was um einen und über einem ist, erträgt
man am besten, wenn man sich nicht dagegen wehrt, so wie eine Wunde
am wenigsten schmerzt, wenn man sie nicht berührt und bewegt. Gerade-
zu auffallend ist, wie ernst und traurig die Augen blicken, wovon auch
die Kinder nicht ausgenommen sind, obwohl sie sich bei ihrer Mutter in
einer Weise geborgen wissen, die den Europäern fremd ist. Wenn aber
das Leiden unaufhebbar ist: wozu denn sich anstrengen, vielleicht über-
mäßig anstrengen, nur, um das Leiden etwas zu erleichtern oder anders-
wohin zu verschieben, wo es doch getragen werden muß? Und ist Arbeit

womöglich nicht mehr als eine oberflächliche Verschiebung und leichtsinnige Verkleidung des Leidens?

Gehemmt endlich wird der Asiate im Kampf gegen Hunger und Armut durch seinen Individual- und Familienegoismus. Wenn der einzelne satt ist: wozu fragen, ob der Nachbar auch satt ist? Und wenn der einzelne nur dadurch satt wird, daß er sich in seinen Familienverband einfügt und entsprechend arbeitet und abgibt: wozu denn an andere Familien denken? Mögen sie für sich selbst sorgen! Und der Staat? Der ist so abstrakt, daß die meisten sich unter ihm nichts denken können, daß sie ihn nur in der Gestalt eines Fürsten wahrzunehmen vermögen, und einem Fürsten gesteht man zu, machtliebend, prunkvoll, habgierig und willkürlich zu sein. Solange die Familien glauben können, selbstversorgerisch zu sein, oder wenigstens, solange sie glauben, der Staat sei nur dazu da, ihnen das Leben zu erleichtern, solange fehlt es an der Grundbedingung europäischer Technik und allgemeinen Wohlstandes: daß nur gemeinsamer Wohlstand menschenwürdig ist und nur durch gemeinsame Arbeit erreicht und gehalten werden kann.

Zu diesen Hemmungen kommt, daß die Asiaten auch belastet sind durch Ausbeutung, Korruption, Trägheit und Unkenntnis.

Nicht erst die Kolonisatoren sind es gewesen, welche die Ausbeutung erdacht und betätigt haben, und sie waren auch zu ihrer Zeit keineswegs die einzigen, vielleicht nicht einmal die schlimmsten und sichtbarsten. Wer in Vorstadt- und Elendsvierteln die Geldverleiher hat herumgehen sehen, der weiß, wie tief eingefressen die Ausbeutung ist, und sie zu ertragen, gehört mit zu dem, was das Leiden ausmacht.

Die Korruption wird gewiß dadurch begünstigt, daß viele unterbezahlt sind, selbst für asiatische Maßstäbe. Aber sie wurzelt tiefer, teils in dem Individual- und Familienegoismus, teils in der naturhaften, pflanzenhaften Triebhaftigkeit und Gier, Nahrung da aufzunehmen und einzusaugen, wo man sie findet und wann man sie braucht, unabhängig davon, ob dadurch ein anderer gemindert oder getötet wird. In dieser Weise wirkt sich das Wissen aus, daß man in einer Kette der Vernichtung lebt und alles Leben hinfällig ist und jedem nur eine kurze Zeit des Gedeihens und Blühens, der Gesundheit und Schönheit geschenkt ist.

Trägheit ist für den Europäer ein moralischer Zustand, für den Asiaten ein Naturzustand, und man tut ihm Unrecht, diesen Zustand als nur moralisch anzusehen. Dafür ist er zu komplex, nicht nur in seiner Zusammensetzung, sondern auch nach seinem Ursprung. Sicherlich ist das Klima maßgebend beteiligt daran, daß der Mensch einfach nicht so arbeiten kann, wie der Europäer es vermag, nicht so arbeiten will, wie der Europäer es muß, und nicht so arbeiten darf, wie der Europäer verpflich-

tet ist. Sicherlich wirken sich gerade hier sein Lebensgefühl und seine religiöse Auffassung aus, daß es dem Menschen nicht gegeben ist, Schöpfer zu sein und aufzubegehren. Gewiß aber auch wirkt dieses mit, daß die Arbeit es verhindert, das Leben so zu genießen, wie der Asiate es für menschenwürdig hält, in Besinnlichkeit, Behaglichkeit und Unbeweglichkeit. Wozu den Baum veredeln, wenn er auch so schon fruchtbar und schön ist?

Unkenntnis belastet insofern, als der Betreffende nicht seine eigene Lage kennt; nicht weiß, wie sie, verglichen mit anderen, ist, wie sie entstanden ist, ob und wie seine eigene Lage geändert werden kann.

Alles das, Ausbeutung, Korruption, Trägheit und Unkenntnis, lähmt den Antrieb zur Arbeit oder verschwendet den Ertrag der Arbeit, und wo das der Fall ist, kann der Hunger nicht entscheidend bekämpft werden.

Das wird auch noch dadurch erschwert, daß die Asiaten weitgehend irreführt werden, und zwar durch falsches Vorbild, falsche Methode und falsches Ziel. Daß Europa in falscher Weise als Vorbild genommen wird, daran ist Europa zu einem guten Teil selbst schuldig, und zwar durch die Filme. Diese werden so aufgefaßt, als sollten und könnten sie über Europa belehren. Das könnten sie auch, wenn die Asiaten wüßten, daß die Europäer sich in den Filmen Traumbilder schaffen, die ihnen die Last des Alltags erleichtern und die Einzwängung durch die Technik und Vermassung ausweiten sollen; daß die Filme sich zu einem beträchtlichen Teil an diejenigen Instinkte und Triebe wenden, die in einer technisierten Welt nicht mehr betätigt werden dürfen; daß die Filme in erheblichem Umfang dazu benutzt werden oder mißbraucht werden, um Geld einzuspielen. Daß aber die Filme vom Gegensatz, vom Ausgleich, vom Geltungsmäßigen und vom Wirtschaftlichen her verstanden werden müssen, das eben wissen die Asiaten nicht. Sie machen sich ein Bild von dem, was sie sehen, und wenn man dazunimmt, wie bildfreudig und bildgläubig die meisten sind, kann man es ihnen nicht verargen, daß sie die Lebensweise und Auffassungen, die sie im Film sehen, für gemeineuropäisch halten.

Was die Filme schaden, könnte man vermeiden oder ausgleichen. Nicht vermeiden und nur schwer ausgleichen läßt sich, als was sich Europa bisher dargeboten hat: als Wirtschafts- und Militärmacht. In beiden Fällen waren und sind heute noch die Europäer Herren, die besitzen, gebieten, genießen. Dazu verhelfen ihnen die Maschinen und die Methoden, die in Europa ausgedacht wurden. Leicht begreiflich ist, daß man ein solches Leben für nachahmenswert hält und sich vornimmt, auch so zu leben wie die Europäer. Man bedenkt nicht, daß man von den Europäern nur wenige kennt, die für das Europäische insgesamt nicht repräsentativ

sind; bedenkt nicht, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, um das Europäische leisten zu können; bedenkt nicht, daß ein Vorbild irreführend und verführerisch sein kann.

Dieses, ein falsches Vorbild zu haben, verleitet dazu, sich auf eine falsche Methode festzulegen. Das Erstaunenswerte und Augenfällige am Europäischen ist die Technik und an ihr wieder die Großanlagen, deren Leistungen erst von einer Million an erwähnenswert sind, ob Kilowatt oder Pferdestärken oder Tonnen oder Stücke. Die Versuchung ist groß zu glauben, daß, wenn man einige solcher Werke hat, man imstande sei, aufzuholen und gleichberechtigt zu sein. Dabei übersieht man, daß solche Werke einen breiten Unterbau an Mittel- und Kleinbetrieben brauchen, einen breiten Unterbau an mittleren und unteren Führungspersonen, einen breiten Unterbau an Kenntnissen der Facharbeiter und eine gleichartige Umwelt, innerhalb deren das eine Werk nur eines unter vielen, ein bemerkenswerter Gipfel innerhalb eines Höhenzuges ist. So klobig und massig ein solches Werk aussehen mag, in Wirklichkeit ist es ein höchst empfindliches und störungsanfälliges Gebilde. Solche Unternehmen sind keine Zaubermittel, und mit Zaubermitteln ist gegen Hunger und Armut nichts auszurichten. Man kann sicher sein, daß in diesem Glauben an Großwerken viel von magischem Glauben steckt.

Aber fast noch schwerer wiegend als das falsche Vorbild und die falsche Methode ist das falsche Ziel, dem man zustrebt und von dem her mindestens die Methode gesteuert wird: der Nationalismus. Daß eine Gruppe von Menschen sich als volkhafte oder kulturelle oder gläubige Gemeinschaft empfindet, ist berechtigt und begrüßenswert. Daß eine solche Gemeinschaft sich als Staat zu begründen wünscht, ist ebenfalls zunächst verständlich, aber nicht in jedem Fall durchführbar. Daß aber solche Staaten sich eine Unabhängigkeit zuschreiben und erstreben, die nicht tragbar ist, das erschwert die Lage erheblich und macht sie manchmal geradezu untragbar. Man muß wissen, daß es auf unserer Erde in unserer Zeit eine Unabhängigkeit nicht gibt, weder im Politischen noch im Wirtschaftlichen, noch im Kulturellen, noch im Religiösen. Die Menschen sind aufeinander angewiesen. Sicherlich ist es nicht leicht, bei allem, was man tut, auch an die anderen zu denken. Sicherlich kann und muß man beanspruchen, beachtet zu werden. Aber das darf auf keinen Fall dazu führen, seine eigene Stellung und Leistungsfähigkeit zu verkennen und den anderen zuzumuten, sich dienstpflichtig zu machen. Gewiß haben die Europäer vieles versäumt, oft sogar die Asiaten gedemütigt und gereizt. Aber das wird nicht dadurch ausgeglichen, daß man nun umgekehrt die eigenen Forderungen überspitzt und die eigenen Fähigkeiten überschätzt.

Falsches Vorbild, falsche Methode und falsches Ziel hindern es, den angemessenen Weg zu finden, um das Ziel zu erreichen, dem zuzustreben unumgänglich ist: Hunger und Armut einzudämmen. —

Immer ist es mißlich, menschliche Verhältnisse auf Formeln zu bringen. Nie aber wird es zu vermeiden sein, wenn man etwas Einprägsames aussagen will, und stets wird die Formel recht verstanden werden, wenn man weiß, daß es eben eine Formel ist, ein Behelf zwar, aber doch eine Hilfe. In diesem Sinne kann man sagen: Europa geht an gegen, sei es die Natur, sei es den Menschen, sei es die Übernatur. Europa genießt und verschwendet, nachdem es gearbeitet hat; Europa lebt in der Zeit auf das Ewige hin. Asien dagegen läßt auf sich zukommen, sei es die Natur, sei es den Menschen, seien es die Götter; Asien genießt und verschwendet ohne Arbeit oder mindestens schon vor der Arbeit; Asien lebt ohne Zeit in der Ewigkeit. In Europa ist man nicht zufrieden mit dem, was man vorfindet, mit dem, was man kann. Man fragt sich: muß das so sein? Wie kann man das ändern? In Asien dagegen ist man bereit zu dulden, weil man zu wissen glaubt, daß alles Ändern im Sichtbaren das Eigentliche doch ungeändert läßt.

Hält man das gegeneinander, sieht man, wie schwer es ist, sich zu begegnen und auszugleichen.

3. Die Schwierigkeiten des Ausgleiches

Die erste Schwierigkeit ist dadurch gegeben, daß Weltbewußtsein und Lebensgefühl in Europa und Asien ungleich sind. Ob überhaupt die Welt ist, wie sie ist, wo in ihr der Mensch ist, was er kann, darf und soll — alles das wird in Asien und Europa sehr verschieden aufgefaßt. Zunächst handelt es sich nicht darum, festzustellen, wer von beiden irrt, oder ob beide irren und in welchem Umfang. Jetzt ist wichtig, daß die Unterschiede bestehen. Zu fragen ist, was sich für jetzt daraus ergibt, wenn man danach sucht, wie Europäer und Asiaten zueinander kommen und miteinander leben können. Dann freilich ist es notwendig zu fragen, ob nicht jede der beiden Auffassungen überspitzt ist; ob bei jedem nur eine Auffassung möglich ist; ob nicht vielmehr jeder den anderen mindestens verstehen kann; ob nicht jeder auch imstande ist, die Ansätze zu der anderen Auffassung in sich selbst wahrzunehmen und zu entwickeln; ob also nicht jeder nur einen Teil seiner Anlagen und möglichen Auffassungen entwickelt hat und jetzt gehalten ist, was er versäumte, nachzuholen. Alles das muß zwar gedanklich vorgearbeitet und dargelegt werden, muß aber dann auch lebensmäßig erfahren und klug betätigt werden. Den Menschen seiner selber bewußt zu machen, ist eine Aufgabe, die gesehen und angepackt werden muß. Was aber sich daraus ergibt, das vermag ein Einzelner, nicht einmal mehr eine Gruppe zu steuern. Das muß man werden lassen, mit all dem Wagnis, das dazu gehört, und all den Verpflichtungen, die sich daraus ergeben.

Das unterschiedliche Weltbewußtsein und Lebensgefühl macht sich kund oder wirkt sich aus oder ist begründet in verschiedener Bewußtseinslage. In Europa ist man geneigt, das rationale Denken als die menschenwürdigste Form der Bewußtheit zu betrachten. Als Grundlage würde man das Gefühlhafte, das Träumerische, Mystische betrachten, das zunehmend mehr durchleuchtet wird, bis hin zur rechnerischen Behandlung des Erkannten. Was sich im einzelnen vollzieht, der Weg vom gefühlsmäßigen Hinnehmen bis zum rationalen Gestalten, das kann man auch bei Völkern beobachten. So auch kann man die bestehenden Unterschiede zwischen den Völkern den verschiedenen Stufen der Wachheit und Handlungsentschlossenheit zuordnen. Daß es schwer ist, zwischen einem Kleinkind und einem Erwachsenen eine gemeinsame Erlebnisebene zu finden, macht die Schwierigkeit aller Erziehung aus; daß man es aber für möglich und notwendig hält, wird gerade dadurch bewiesen, daß man erzieht.

Statt von verschiedener Bewußtseinslage zu sprechen, kann man auch von verschiedenen Ebenen der Menschwerdung sprechen. Daß der Mensch ein Naturwesen ist, weiß jedermann hinlänglich, der sich um den Geist bemüht. Der Geist begründet innerhalb des Naturhaften das eigentümlich Menschliche. Je mehr der Mensch des Geistes inne wird, und je mehr er sich darum bemüht, vom Geistigen her die Natur um sich her zu erkennen und sich ihr einzufügen, um so mehr ist er Mensch. Naturgebunden zu sein, ist der Anfang und Ausgang, und das kann demgemäß als die unterste Ebene bezeichnet werden, von der an man aufsteigt zu hellerem und höherem Bewußtsein. Dem stehen verschiedene Wege offen: der des Hinnehmens oder Erleidens und der des Eingreifens und Gestaltens. Zwar wird keiner dieser Weisen rein sein, sondern beide jeweils mehr oder weniger gemischt sein. Aber aufs Ganze gesehen, zieht der Asiate das Erleiden und der Europäer das Gestalten vor. Wie sehr sie das zwar nicht grundsätzlich, aber doch tatsächlich trennt, weiß jeder, der in Asien europäisch zu arbeiten unternimmt. Das unterschiedliche Weltgefühl und die unterschiedliche Auffassung der Religion machen sich gerade in diesem Bereich besonders deutlich und erkennbar.

Daß Asiaten und Europäer sich begegnen, wird auch dadurch erschwert, daß der Asiate mißtrauisch ist. Dieses Mißtrauen ist metaphysisch und empirisch. Metaphysisch begründet und geformt ist es durch den Unterschied des Weltbewußtseins, des Lebensgefühls, der Bewußtseinslage und der Menschwerdung. Das alles wirkt sich meist unterhalb des Bewußtseins aus und ist deswegen um so schwerer aussprechbar und faßbar. Fast wirken diese Unterschiede zwischen Europäer und Asiaten wie die zwischen positivem und negativem Pol bei der Elektrizität und dem Magnetismus. Dann aber ist auch um so deutlicher, daß sie zusammengehören und erst miteinander wirksam werden können. Insofern ist nicht einmal zu wünschen, daß sich die Spannung entlädt, sondern nur, daß sie sinnvoll wirksam wird. Um so begreiflicher aber ist dann, daß auf dem Grunde und in der Atmosphäre dieses metaphysischen Mißtrauens das empirische kräftig gedeiht, das sich darauf beruft, daß die Europäer die Asiaten mißbraucht haben, zunächst politisch und wirtschaftlich, dann aber auch geistig und moralisch, indem sie Aufstieg, Angleichung und Mitwirkung hintangehalten und verhindert haben. Daraus wird verständlich, wie empfindlich die Asiaten gegenüber allem sind, was die Europäer anraten, weil nicht von vornherein sicher ist, ob der Rat selbstlos ist. Zunächst ist es notwendig und auch am ehesten möglich, dieses empirische Mißtrauen auszuräumen und dann zu hoffen, daß auch das metaphysische auf die fruchtbare Spannung zurückgeführt werden kann.

Eine weitere Schwierigkeit beruht auf dem zwiespältigen Verhalten Europa gegenüber. Auf der einen Seite gilt es als Vorbild, das einzuholen ist. Dabei übersieht man, daß europäischer Lebensstil und

europäische Arbeitsweise schon vom Klima her in Asien unmöglich sind. Selbst wenn man noch so sehr Klimateanlagen einbaut, wird man das Klima als Ganzes nicht ändern, und das eben ist der Grund, warum Lebens- und Arbeitsstil in Asien, in den Subtropen und Tropen, anders sein müssen als in Europa, daß es also ein Irrtum ist, der sich als Unrecht gegen die Asiaten auswirkt, wenn sie versuchen, das beneidete Vorbild einzuholen. Auf der anderen Seite schränken die Asiaten ihre Bewunderung für Europa durchaus auf das Technische und das damit zusammenhängende Wirtschaftliche ein. Sie halten keineswegs dafür, daß die Europäer auch im Geistigen, im Moralischen, im Religiösen ebenso fortschrittlich und vorbildlich sind wie im Technischen. Im Gegenteil: sie sind überzeugt, daß die Europäer in vielem tierhaft barbarisch sind, und wenn sie auf die beiden Weltkriege hinweisen, wird man ihnen Recht geben müssen — unabhängig davon, ob nicht auch diesen Kriegen tiefere Gesetze zugrunde liegen, an denen sich das Undurchschaubare des Menschlichen hart offenkundig macht. Die Erfahrung jedenfalls spricht zunächst für die Auffassung der Asiaten.

Umgekehrt machen sich die Europäer weithin ein falsches Bild von Asien. Daß die asiatischen Kulturen älter, vielleicht reicher sind als die europäischen, bewundert man und erkennt man an; daß Boden und Klima ungewöhnlich reich und fruchtbar sind, bestaunt man; daß auch der vorweisbare Reichtum unvorstellbar sei, zählt man zu den Märchen, an die man glaubt und die wirklich geworden sind; daß die Asiaten in ihrer Menschenzahl, Denkweise und Lebensart für Europa gefährlich sind und noch gefährlicher werden können, veranlaßt dazu, zu dem vielen Einseitigen noch ein weiteres Einseitiges hinzuzufügen. Gewiß trifft besonders das Letzte zu: die Aasiaten sind zahlreicher als die Europäer, und sie vermehren sich dazu sowohl absolut als auch relativ rascher als die Europäer. Das aber als Gefahr aufzufassen, heißt, eine Tatsache zu mißdeuten, mit der man zu rechnen hat, und bewirkt, eine Aufgabe falsch zu behandeln, der man sich nicht entziehen kann. Sie besteht darin, jedem das Recht zu lassen, so Mensch zu sein, wie er ist: eine fundamentale Überzeugung, die allein Europa zu dem gemacht hat, was es heute ist.

Der Bereich der Schwierigkeiten, die zwischen Europa und Asien bestehen, ist weit und tief. Er reicht bis hinab zu dem Unerfaßlichen des Daseins und bis hinaus zu den kleinen Dienstleistungen des Alltags. Das aber braucht nicht davon abzuschrecken, sollte vielmehr dazu hinleiten, über den möglichen Weg nachzudenken, auf dem man sich begegnen kann.

4. Der mögliche Weg

Vor allem muß man zwischen dem, was langfristig notwendig und möglich ist, und dem, was kurzfristig dringlich und wünschenswert ist, unterscheiden und beides zugleich bedenken und betätigen.

Als erstes hat man das unterschiedliche Weltgefühl zu beachten, das sich, letztlich, in der Religion ausspricht. Wie weit die Missionen das genügend befolgt haben, braucht hier nicht untersucht zu werden. Aber wenn sie das nicht ihrem Tun zugrunde legen, bleiben sie oberflächlich und erfolglos. In welchem Umfang freilich es dem Menschen anheimgegeben ist, das Weltgefühl zu ändern, das kann hier nur als Frage gesagt, nicht aber abgehandelt werden. Wahrscheinlich ist es, daß zwar nicht das Weltgefühl geändert, wohl aber seine Auswirkung gelenkt werden kann. Daran mitzuarbeiten, ist allen denen aufgegeben, welche diese Aufgabe erkannt haben und als die eigentliche Sorge der Menschwerdung betrachten.

Wenn das aber erkannt ist, kann auch die zweite Frage beantwortet werden: ob man sich gegeneinander des Geistes oder des Hammers bedienen will. Daß nur das erste menschenwürdig ist, braucht nicht begründet zu werden. Damit sei nicht ausgeschlossen, daß auch der Geist Macht ist, also ohne einen Zwang nicht auskommen kann — die Grundfrage aller Askese und Menschenführung. Daß man des Hammers entrate, gilt zweiseitig: von dem einen zum anderen hin.

Ebenso darf darüber nicht gestritten werden, ob man Gleichheit oder Ausgleich anstrebe. Daß Gleichheit nicht wünschenswert ist, ja verderblich wirkt, müßte deutlich geworden sein, auch und letztlich deswegen, weil man die Vielfalt nicht einförmig machen soll und wahrscheinlich auch nicht kann. Sie soll vielmehr aufeinander abgestimmt werden, wofür die Ehe das anschaulichste Beispiel sei. Weder kann der Mann Frau werden noch die Frau Mann. Wohl aber sollen beide miteinander Formen der Gemeinschaft und Werte des Menschseins entwickeln, die dem einzelnen nicht möglich sind, besonders im Hinblick darauf, daß die Gemeinschaft neue Lebewesen gestaltet. So auch kann und muß die Vielfalt der Völker zu einer Gemeinschaft werden, die jedem einzelnen Neues seiner selbst möglich und bewußt macht, und die darüber hinaus Werte und Werke ermöglicht, die dem einzelnen unmöglich zu erreichen und zu gestalten sind.

Den Ausgang des Weges kann man kennzeichnen mit: Erkennen, Anerkennen, Achtung.

Vorerst schuldet man es sich, daß man sich gegenseitig kennenlernt. Das darf weder durch Vorurteil noch durch Einseitigkeit beschränkt werden, schon gar nicht dadurch, daß der andere anders ist, am wenigsten dadurch, daß man sich zu anderen Formen und Inhalten der Religion bekennt. Auch das ist nicht von vornherein ausgemacht, ob das Andere wirklich so anders ist wie es aussieht, ob man nicht vielmehr sich durch das Ungewohnte stärker beeinflussen läßt, als es im Hinblick auf das Gemeinsame tragbar ist. Sich wechselseitig kennenzulernen, ist freilich erschwert, weil die Sprachen verschieden sind und überdies noch die Schriften. Jeweils lebt in ihnen Geschichte und Eigenart, die es zu würdigen gilt, durch die Schwierigkeiten hindurch, die sich von der Sprache her ergeben.

Wo man sich bemüht, den anderen zu erkennen, wird man auch bereit sein, ihn anzuerkennen, ihn so gelten zu lassen, wie er ist. Insbesondere bezieht sich das auf die Anerkennung der gegenwärtigen Lage. Zwar muß man wissen, wie es zu ihr gekommen ist. Aber man darf nicht mit Vorwürfen arbeiten, sondern Schuld und Schicksal gleichermaßen hinnehmen und also auch die Schuld in diesem Sinne als Schicksal anerkennen. Je genauer man die gegenwärtige Lage sich bewußt macht, um so zuverlässlicher darf man hinsichtlich der Zukunft sein.

Anerkennung birgt in sich und bringt hervor die Achtung. Jeder darf beanspruchen, zunächst in dem gesehen zu werden, was an ihm wertvoll ist, und beanspruchen, daß dieses Wertvolle von seinem Wertmaßstab her gesehen wird und nicht von einem fremden aus. Ob es dann möglich sein wird, die als verschieden erkannten Maßstäbe auf einen gemeinsamen abzubilden, das ist die Frage und Aufgabe. —

Bedenkt man, daß wir das alles überlegen, weil wir von dem Hunger und der Armut dazu gedrängt und gezwungen werden, so ist auf jeden Fall eines abzulehnen: das Mitleid. Freilich muß sofort gesagt werden, wie Mitleid verstanden werden soll: nicht als die rührselige Aufwallung, die bereit ist, auch einmal tief in den Beutel zu greifen, die aber nur gelegentlich auftritt und immer wieder aufgerufen sein will; nicht als der gönnerhafte Hochmut, der sich des anderen bedient, um bestätigt zu werden; nicht als die gedankenlose Beschränktheit, die nur fühlen, aber nicht denken und handeln will; nicht endlich als das religiöse Mißverständnis, sich mit übernatürlichen Motiven vom irdischen Handeln freizukaufen. Falsches Mitleid hat schon oft die Religion in Verruf gebracht und die Religiösen ins Unrecht gesetzt. Falsches Mitleid legt sich im günstigen Fall auf einseitiges Geben und ebenso einseitiges Nehmen fest.

Richtiges Mitleid freilich ist notwendig: mit-leiden, weil man mit-lebt, das heißt, weil man gemeinsam lebt. Das aber heißt, daß der eine auf den

anderen angewiesen ist, eigenes Leben also ohne eines anderen Leben nicht möglich ist. Gewiß kann man einer solchen Auffassung vorhalten, daß sie den Egoismus einschließt und bekräftigt. Wenn er aber in so weitem Sinne genommen wird, wie es gerade geschah, verstößt das nicht einmal gegen das Gebot der christlichen Nächstenliebe, und die gilt als dasjenige Gebot, in dem sich das Grundgebot der Gottesliebe auswirkt.

Solches Mitleid schließt auch die Hilfe aus, die nur eine bestimmte Form des falschen Mitleidens ist. Unter Hilfe wird eine Gabe verstanden, die ohne Gegenleistung gegeben und angenommen, meist sogar erwartet wird. Hilfe solcherart ist entwürdigend, sowohl für den Geber als auch für den Nehmer. Für den Geber ist sie entwürdigend, weil sie ihn versucht, sich als besser vorzukommen, sich hochmütig werden zu lassen, sich zu verblenden. Für den Nehmer ist sie entwürdigend, weil sie ihn entkräftet, im Kopf, im Herzen, im Körper; weil sie ihn dazu verleitet, kriecherisch und frech zu werden, kurz, weil sie ihn noch schlimmer verfälscht als den Geber, weil dieser ja wenigstens dafür sorgen muß, etwas verfügbar zu haben, das er weitergeben kann.

Hilfe kann immer nur im Hinblick auf Selbsthilfe gegeben werden, und dann ist sie es nicht mehr in dem gekennzeichneten Sinn. Zur Selbsthilfe anleiten zu können, setzt das voraus, wovon als Ausgang gesprochen wurde: Erkennen, Anerkennen, Achten. Wenn diese gegeben sind oder wenigstens erstrebt werden, wird stets auch Hilfe nur als Anstoß und Vorbereitung der Selbsthilfe verstanden, angenommen und erstrebt werden.

Dann aber ist bald gegeben, was als Ziel erstrebt werden muß: *Zusammenarbeit*. Zusammenarbeit muß vorerst zwischen den Europäern angestrebt werden, um sie in den Stand zu setzen, den Asiaten zur Selbsthilfe dienlich zu sein. Weder eine einzelne Gemeinschaft, auch nicht die einer Kirche, noch ein einzelner Staat, noch eine einzelne Organisation sind imstande, zu leisten, was erforderlich ist. Nur gemeinsames Bemühen kann die notwendigen Leistungen aufeinander abstimmen.

Mehr noch muß die Zusammenarbeit zwischen Europäern und Asiaten gelten. Einseitige Führung, Bevormundung und Bereicherung darf es nicht geben. Keinesfalls darf der Verdacht aufkommen, man wolle das Geld, das Können, die Gutherzigkeit der eigenen dazu mißbrauchen, um aus dem Elend der anderen für sich selbst Geschäfte zu machen; das darf weder im Politischen, noch im Wirtschaftlichen und schon gar nicht im Religiösen geschehen. Zusammenarbeit setzt gemeinsame Überlegung, gemeinsame Verpflichtung und gemeinsame Verantwortung voraus, wozu man alles beizubringen hat, worüber man verfügen kann. Erst dann ist es möglich, sowohl kurzfristig als auch langfristig zu planen und zu handeln, derart, daß das Kurzfristige nur die einzelnen Stufen und Bestand-

teile des Langfristigen ausmacht. Das gilt für den Bereich des Geistes, in dem man sich begegnen will, für den Bereich der Wirtschaft, in dem man sich austauschen, und für den Bereich des Politischen, in dem man sich ordnen will. Asien wird weitgehend seine Gesellschaft umbauen müssen, weil sie noch in Formen lebt, die mit moderner Wirtschaftsführung unverträglich sind. Nicht immer wird es leicht sein, das durchzuführen. Aber auch Europa darf sich nicht davon freisprechen, auch seinerseits das zu ändern, was im Hinblick auf die gemeinsame Arbeit notwendig ist; das bezieht sich auch, und empfindlich, auf den Umbau oder Abbau von Produktionszweigen, die in Europa nur unter besonderem Schutz oder mit hohen Kosten gedeihen können. Wer kaufen soll, muß auch verkaufen können. Gerade hier hat sich zu zeigen, daß man nicht nur Überflüssiges wegzugeben willens ist, sondern bereit und entschlossen ist, auch mit sich selbst hart zu sein, wenn es mit Rücksicht auf den anderen notwendig ist.

Letztlich läuft die Zusammenarbeit mit Asien darauf hinaus, die Grundhaltung zu ändern, und es scheint bei den Asiaten mehr im sichtbaren, bei den Europäern mehr im unsichtbaren Bereich. Dabei zeigt sich, daß gerade die Änderung im Sichtbaren die Änderung im Unsichtbaren voraussetzt, so daß also doch die Begegnung im Geistigen entscheidet. Sie fordert, sich anzugleichen und abzustimmen. Es wird sich zeigen müssen, inwieweit die Asiaten bereit sind und imstande sind, ihr Weltbewußtsein und Lebensgefühl zu ändern, vom Erleiden und Hinnehmen zum Handeln und Aufzwingen; und inwieweit die Europäer bereit und imstande sind, ihre Ergebnisse des Forschens so in die Tat umzusetzen, daß kein Schaden für die menschliche Gesellschaft entsteht, und willens, nicht nur das Forschen zu pflegen, sondern auch die Maßstäbe der Wertung und die Formen des Umgangs. Ein besonderes Feld dieser Umstellung, in Asien so gut wie in Europa, ist das Verhältnis von Mann und Frau, das weder in dem einen Bereich noch in dem anderen ausgewogen zu sein scheint.

Ein anderer Bereich, und spürbarer, ist der der Arbeit. Sie muß als Freude an der Tätigkeit, an der Zucht, an der Leistung empfunden werden, und nicht vorerst als Last, als Zwang, als Unterdrückung. Darin, wie man die Arbeit auffaßt, wirkt sich am meisten aus, was das Lebensgefühl grundlegt. Keinesfalls darf Arbeit nur insoweit getan werden, als der eigene, täglich anfallende Bedarf erfordert.

Sicherlich ist eine Gemeinschaft einigermaßen haltbar, wenn sie sich um des Nutzens willen zusammen tut. Das ist keineswegs minderwertig oder verwerflich. Aber es darf nicht der letzte Gesichtspunkt sein, auf den hin man sich zusammenschließt. Weit mehr ist erforderlich, daß man sich verantwortlich weiß. Dann erst kann man auch zu gegenseitigem

Nutzen zusammenarbeiten, und wenn man auch dann von Nutzen sprechen will, mag es geschehen. Nur darf man dann hervorheben, daß ein solcher Nutzen mehr umfaßt als derjenige, den man gemeinhin so nennt.

Damit eine Gemeinschaft bestehen kann, genügt es nicht, sich in einem gegebenen Zeitraum aufeinander abzustimmen. Da es sicher ist, daß sich die Formen des Lebens stets und rasch ändern werden, schon ändern müssen, weil die Menschen sich täglich vermehren — zur Zeit um täglich 130 000 —, ist es ebenso sicher, daß immer neue Mittel, den täglichen Bedarf zu liefern, ausgedacht werden müssen und immer neue Weisen der Vergemeinschaftung. Dazu gehört, daß man erfinderisch ist. Nachahmen genügt nicht. Aber erfinderisch zu sein, ist nicht etwas, das man beliebig bestellen kann, sondern ist eine der feinsten Auswirkungen des Weltgefühls. Wo das keine Ideen herauslockt oder hergibt, die sich verwirklichen lassen, bleibt nichts anderes übrig, als sich denjenigen zu- und unterzuordnen, die erfinderisch sind. Das erfordert Maßhalten auf seiten der Erfinder und Sichbescheiden auf seiten der Nutznießer, und hierbei weder das eine noch das andere zu mißbrauchen, ist eine Leistung, die nur vom Sittlichen her, letztlich vom Religiösen her, möglich und tragfähig ist. Hier, im Erfinderischen, liegt eine Grenze, die nicht fest zu ziehen, die aber auch nie für den überschreitbar ist, der dazu nicht imstande ist. Schon gar nicht kann die größere Zahl und die lautere Stimme darüber entscheiden, ob einer erfinden kann und welche Erfindung die bessere ist. Ob eine Erfindung gut ist, das will sagen verwertbar und jetzt nützlich, darüber entscheidet nur, wie sie sich in das Gesamte einer gegebenen Lage einfügt, und zu diesem Gesamten ist wesentlich nicht nur der greifbare Nutzen, sondern auch und noch mehr die Auswirkung auf den Menschen zu rechnen. Auf Erfindungen werden die kommenden Geschlechter angewiesen sein. Ob sie aber kommen werden, das hängt nicht vom Menschen ab — bis jetzt wenigstens nicht, wo es noch nicht gelungen ist, den Geist steuerbar zu machen.

Damit aber ist man bei der entscheidenden Frage noch einmal angekommen, die schon mehrfach erkennbar wurde: Was ist der Mensch? Wo steht er im Weltganzen? Wozu ist er befähigt und aufgerufen? Weder die Religion allein — in Gestalt der heute sichtbaren Kirchen —, noch die Wissenschaft allein, noch die Praxis allein können das entscheiden. Dazu müssen alle mitwirken, und ob und wie sie das tun, das ist bekanntlich Sache der Religion in dem umfassenden Sinne, den aufzuklären Sache unserer Zeit ist.

5. Vorschläge

Die allgemeinen Erörterungen verlangen danach, sie konkret zu formen. Wenn man mit dem Einfachsten beginnt, so kann man die Arbeit als dieses Einfachste auffassen, weil sie etwas ist, das jeden angeht und am leichtesten sichtbar ist. Europa kann zeigen, wie es bisher gearbeitet hat; kann vormachen, wie es jetzt arbeitet; kann anlernen, wie man das nach- und mitmachen kann. Das geschieht am besten durch Austausch derer, die arbeiten, von hier nach dort und von dort nach hier. In beachtlichem Umfang geschieht das bereits. Nur ist daran mißlich, daß es jeweils von einer bestimmten Arbeit abhängt, nicht aber auf einen allgemeinen Austausch bezogen ist, der auf die Zukunft hingerichtet ist. Man sollte die Frage prüfen, ob nicht, wenn nicht in jedes, so doch in die meisten Studiengänge ein Asienjahr eingebaut werden sollte; bei den technischen, medizinischen und neusprachlichen Fächern ließe sich das am leichtesten verwirklichen und hätte auch den Vorteil, daß die Reifeverzögerung aufgefangen und ausgenutzt würde.

Kapitalhilfe ist notwendig, nicht durch gelegentliche Spenden, sondern durch geordnete Kapitalausfuhr. Das setzt voraus, daß man Kapital bildet, daß man mit geringeren Erträgen einverstanden ist und daß privates Eigentum nicht der Willkür der Regierungen — etwa durch Systemwechsel oder Kriege — ausgeliefert wird. In diesem Zusammenhang ist der Vorschlag von Hermann Abs zu einer Magna Charta des Privateigentums ein Anliegen, an dem auch den sozialistischen und kommunistischen Ländern gelegen sein müßte. Kapital wird immer durch Konsumverzicht gebildet, und hier wäre eine sinnvolle Gelegenheit, der überhitzten Konjunktur abzuweichen und erkaltete Gebiete anzuwärmen. Daß sich das im Binnenmarkt bemerkbar macht, ist eine Folge, die auch der sittlichen Einordnung bedarf und jedenfalls nicht durch Gruppenegoismus unmöglich gemacht werden darf.

Gemeinsame Arbeit und wechselseitige Kapitalbildung ist nur möglich, wenn man gemeinsam danach forscht und sich wechselseitig darüber lehrt, wie Weltbild, Gesellschaft, Politik, Erziehung, Wirtschaft sich wechselseitig bedingen und erfordern; wie sich Arbeit des Kopfes und der Hand zueinander verhalten und von keiner Seite her zu einem Monopolanspruch führen dürfen; wie Arbeit, Besitz und Reichtum nicht in erster Linie sachlich begründet sind, sondern im Sittlichen wurzeln und ständig sich ändern, also keine Verfestigung möglich ist, wo immer sie ansetzen möchte; wie komplex und empfindlich Industrialisierung ist, also viele

Bedingungen als erfüllt voraussetzen muß und mit vielen Gefahren stets rechnen muß, was beides voraussetzt, daß die Menschen bereit sind, sich zu zügeln und durchzubilden; wie man sich über alles dies nur verständigen kann, wenn man über den Menschen in gleicher Weise denkt.

Zusammenarbeit ist möglich, wünschenswert und notwendig für die Kirchen, für die europäischen Staaten, für die UNO und sollte erstrebt werden für die ganze Erde. Schon mehrere Organisationen bestehen, die sich um die Anliegen des Ausgleichs kümmern: die FAO, WHO, UNICEF, UNESCO, TAD, SUNFED*, die Weltbank und die Internationale Bank für Wiederaufbau und Entwicklung. Weiter Spielraum ist dafür gegeben, wer mit wem für welches Anliegen in welchem Lande zusammenarbeiten will.

Was die Zukunft bringen wird, ist nicht überschaubar. Es hängt davon ab, wie sich die Menschen verhalten. Das wieder hängt davon ab, wie sich die Führungsschichten verhalten.

Als Regel wird man aufstellen dürfen: die bessere Menschenkenntnis und sorgfältigere Menschenbehandlung wird überwiegen und den Stil der Menschengemeinschaft bestimmen. Ihr Ziel wird sein: Würde und Wohlstand für jeden durch die Mitwirkung aller. Was Wohlstand ist, darüber kann man sich verständigen. Was Würde ist, darüber muß man sich verständigt haben, ehe man den Wohlstand als Zeichen der Würde begründen kann. Das aber geht über das Wirtschaftliche und Politische hinaus und reicht in denjenigen Bereich hinein, der als der religiöse der eigentlich menschliche ist.

Auch von ihm aus müssen wir uns fragen: wie wird man über uns in hundert Jahren denken?

*) FAO = Food and Agriculture Organization, Organisation für Ernährung und Landwirtschaft. WHO = World Health Organization, Weltgesundheitsorganisation. UNICEF = United Nations International Children's Endowment Fund, Spezialorganisation der UN zur Unterstützung von Jugendlichen und Kindern in hilfsbedürftigen Ländern (Internationaler Kinderhilfsfonds). UNESCO = United Nations Educational, Scientific, and Cultural Organization, Organisation der UN für Wissenschaft, Erziehung und Kultur. TAD = Technical Assistance Department. SUNFED = Special United Nations Fund for Economic Development.

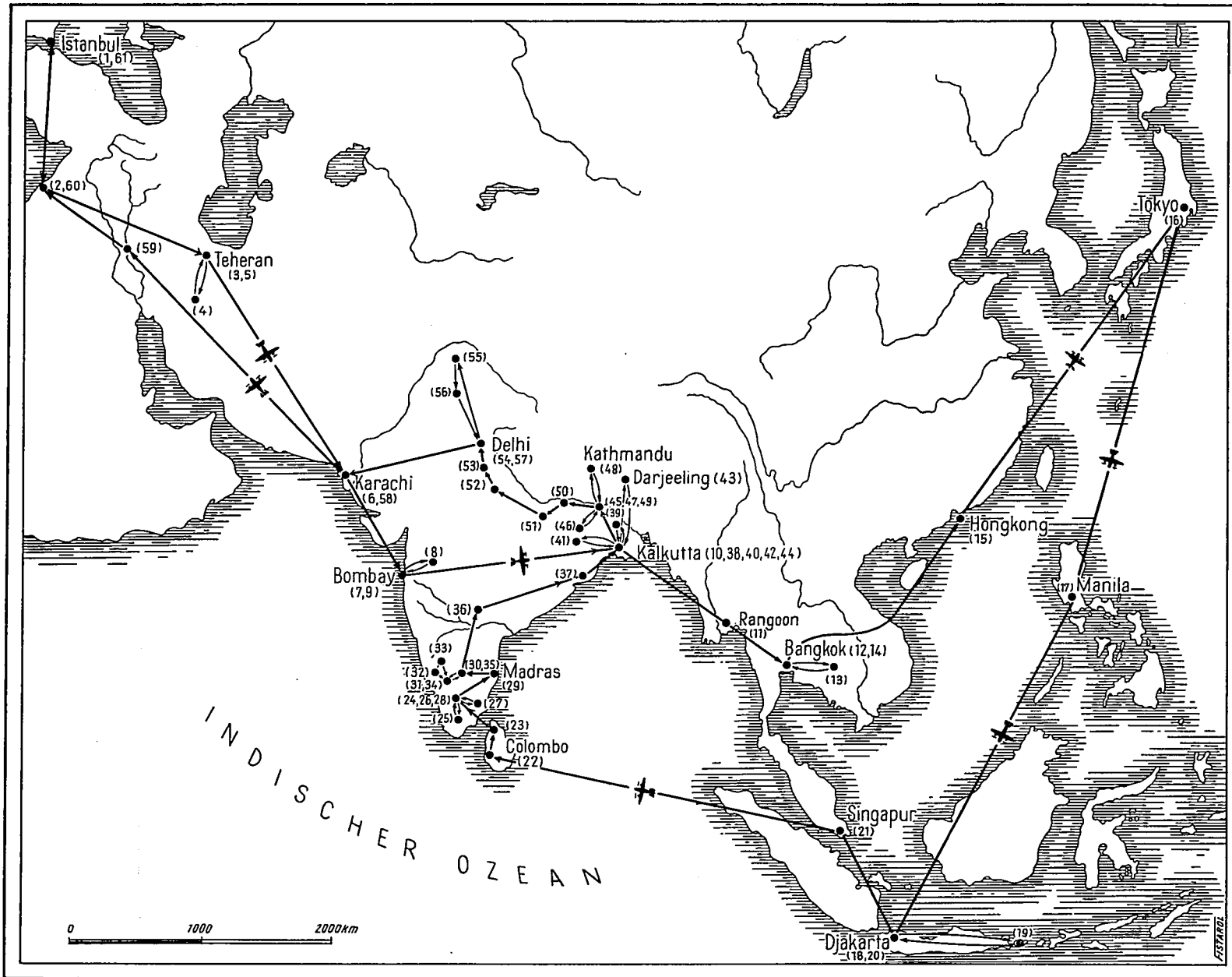


Abbildung 1:
Reiseweg Juni 1958
bis Januar 1959

- 1 Istanbul — 2 Beyruth — 3 Teheran
- 4 Isfahan — 5 Teheran — 6 Karachi
- 7 Bombay — 8 Aurangabad —
- 9 Bombay — 10 Kalkutta — 11 Rangoon
- 12 Bangkok — 13 Angkor-Vat
- 14 Bangkok — 15 Hongkong
- 16 Tokyo — 17 Manila — 18 Djakarta
- 19 Bali — 20 Djakarta —
- 21 Singapur — 22 Colombo — 23 Jaffna
- 24 Tiruchirapalli — 25 Madurai
- 26 Tiruchirapalli — 27 Tanjore
- 28 Tiruchirapalli — 29 Madras
- 30 Bangalore — 31 Mysore
- 32 Halebid — 33 Belur — 34 Mysore
- 35 Bangalore — 36 Hyderabad
- 37 Bhubanesvar — 38 Kalkutta
- 39 Santini Ketan — 40 Kalkutta
- 41 Rourkela — 42 Kalkutta — 43 Darjeeling
- 44 Kalkutta — 45 Patna
- 46 Bodh Saya — 47 Patna — 48 Kathmandu
- 49 Patna — 50 Benares
- 51 Khajuraho — 52 Gwalior
- 53 Agra — 54 Delhi — 55 Srinagar
- 56 Amritsar — 57 Delhi
- 58 Karachi — 59 Baghdad — 60 Beyruth
- 61 Istanbul.



Entwickeln - Helfen - Entwicklungshilfe

Einführung zum Kolloquium WS 1961/62

von Anton Antweiler

1. Entwickeln kann von innen oder von außen her bewirkt werden. Geschieht es von innen her, sagt man, daß etwas sich entwickelt, etwa eine Rose aus einem Steckling. Geschieht es von außen her, sagt man, daß etwas entwickelt wird, etwa ein Draht aus einem Block. Beide Arten der Entwicklung können auch miteinander verbunden werden, etwa, indem man mit einem Draht einen Rosenstock aufbindet, um ihm dazu zu verhelfen, das zu werden, was er ohne diese Hilfe nicht werden kann.

Entwickeln von innen her kann sich nur dasjenige, was jetzt wirklich ist, aber in sich noch Mögliches enthält. Bezieht man das auf den Menschen, so gibt es in jedem Fähigkeiten, die er zu verwirklichen trachtet: gehen, sprechen, tun. Da eine kultivierte Gesellschaft nicht darauf warten kann, ob, wie und wann der einzelne sich entwickelt, wird er dazu angeleitet: durch die Erziehung, deren vornehmstes Mittel die Sprache ist. Sie leitet dazu an, das Eigene zu erkennen, das Übernommene zu gebrauchen, Neues zu entwickeln.

Innere und äußere Entwicklung können durch Pfropfen miteinander verknüpft werden: von außen wird das Innere gereizt, Neues hervorzubringen. Damit das gelinge, ist es notwendig, daß das Reizende und Gereizte aufeinander abgestimmt sind; sonst schädigt man.

Sind die Fähigkeiten entwickelt, können sie sich darin auswirken, etwas zu entwickeln. In der Regel geschieht es im Wechselspiel: Was sich entwickelt, entwickelt etwas, und: indem man etwas entwickelt, entwickelt man sich.

Dafür, daß sich etwas entwickelt, gilt als Grundsatz: die Teile müssen sich gleichgewichtig entwickeln, im richtigen Verhältnis zueinander und zur Umwelt.

Was sich entwickeln kann, wie weit sich etwas entwickeln kann, mit wessen Hilfe es sich entwickeln kann, kann nur durch behutsames, aber auch wagemutiges Abtasten herausgefunden werden.

2. Helfen heißt, bei der Entwicklung mitwirken. Das kann auf Dauer oder auf Zeit geschehen. Geschieht es auf Dauer, dann ist es normales Wechselspiel, wie bei den Organen des Körpers. Geschieht es

auf Zeit, muß erstrebt werden, daß der Geholfene möglichst bald der Hilfe nicht mehr bedarf.

Hilfe wird sinnlos, wenn der Geholfene sie nicht innerlich verarbeiten und äußerlich überwinden kann; wird insbesondere dann sinnlos, wenn durch die Hilfe etwas von ihm verlangt wird, was er nicht leisten kann.

3. Entwicklungshilfe bezeichnet alles das, was einem zuteil wird, welcher der Hilfe bedarf, um sich zu entwickeln.

Damit sind Bedingungen und Grenzen der Entwicklungshilfe gekennzeichnet: sie muß etwas anbieten, was der Empfangende sich lebendig zu eigen machen kann, und darf nur solange gegeben werden, bis das erreicht ist, und in dem Umfang, als das möglich ist.

4. Als unterentwickelt kann dasjenige bezeichnet werden, was nach einem ausdrücklich oder stillschweigend verabredetem Maß zurückgeblieben ist. Das Maß ist entweder durch das gegeben, was andere Vergleichbare sind oder leisten, oder durch dasjenige, was einer in bezug auf seine Fähigkeiten leisten könnte und müßte.

Unterentwickelt sind in einer Gemeinschaft alle diejenigen, die sich in ihr nicht angemessen bewegen können: alle Nachwachsenden. Ihnen wird durch Erziehung geholfen. Im strengen Sinn sind unterentwickelt die Asozialen; ihnen muß im engeren Sinn geholfen werden, indem man sie erträgt und trägt.

Unterentwickelt in der Gemeinschaft der Völker sind diejenigen, die sich nicht in ihr angemessen bewegen können. Was dafür als Maßstab genommen wird, ist noch unbestimmt. Heute hat man sich für den Lebenszuschnitt der europäischen Völker entschieden. Demgemäß kann man als unterentwickelt ein Land bezeichnen, das nicht imstande ist, seine Bevölkerung so zu versorgen, wie es — nach europäischem Vorbild — von sich aus könnte oder möchte, oder — von Europa aus — sollte, weil das entsprechende Gleichgewicht nach innen und nach außen noch nicht gefunden ist.

5. Heutige Entwicklungshilfe muß demgemäß zweifach gesehen werden: einmal als vorübergehende Aufgabe, den anderen zu sich selbst zu verhelfen, und ein andermal als Aufruf dazu, eine neue Form der Gemeinschaft der Völker zu entwickeln.

Die vordringlichste Aufgabe dieses Aufrufes zu neuer Gemeinschaft ist es, sich darauf zu besinnen, den Fortschritt und Ausgleich so zu gestalten, daß möglichst viele an ihm teilhaben können, also möglichst wenige mitgeschleppt werden müssen.

Dazu möchten die folgenden Aufsätze einiges beitragen.

Der Platz von U nu's Staatsideologie in der Geistesgeschichte Birmas

von Emanuel Sarkisyanz

Die Birmanen sind ethnisch den Tibetern verwandt. Seit den Anfängen ihrer dokumentierten Geschichte sind sie kulturell indisiert gewesen. Mit dem Buddhismus übernahm Birmas Königtum das universalistische Ideal dieser Erlösungsreligion. Im Sinne der buddhistischen Geschichtseschatologie erstrebte auch das birmanische Königsideal für den Herrscher das Charisma eines welterlösenden zukünftigen Buddha. Im Sinne der indischen Kosmologie sollte dessen Hauptstadt symbolischer Mittelpunkt der Erde mit dem Thron als Zentrum des Kosmos sein. Vor dem Hintergrund eines solchen, mutatis mutandis auch dem mittelalterlichen Okzident geläufigen semi-ptolomäischen Weltbildes haben die birmanischen Könige noch im 19. Jahrhundert sich nicht den realen geopolitischen Gegebenheiten und den machtmäßigen Realitäten des Kolonialzeitalters anpassen wollen. Aber später als Indien, erst 1886, wurde das letzte birmanische Königtum von Großbritannien einverleibt — nachdem es sich geweigert hatte, auf eine eigene Außenpolitik zu verzichten und weiterhin auf dem Recht von diplomatischen Beziehungen auch mit Frankreich, Italien und dem Deutschen Reich bestanden hatte.

England wirkte auf Birma weniger direkt, als durch Britisch-Indien. Eingewanderte Inder stellten die Lohnarbeiter und das Bürgertum des nunmehr den Weltmärkten des Empire angegliederten Birma und profitierten von dessen wirtschaftlicher Erschließung mehr als die Birmanen. Deren buddhistisches Ethos hielt sie weitgehend konkurrenzmäßig im Nachteil, ein Volk von Reisbauern, Mönchen und einer kleinen Beamtenelite. Aber obwohl der birmanische Widerstand gegen die britische Besetzung bis 1891 währte, ist in Birma eine moderne nationale Widerstandsbewegung eigentlich erst nach dem ersten Weltkrieg entstanden. 1937 erhielt es eine beschränkte Autonomie innerhalb des britischen Kolonialsystems. Sein erster Ministerpräsident war Dr. Ba Maw, der nicht ohne Erfolg — je nach der Konjunktur — demokratische, faschistische oder kommunistische Programme befürwortet hat.

Die japanischen Eroberer von 1942 wurden als nationale Befreier von der britischen Fremdherrschaft begrüßt — bis man von ihnen ent-

täuscht wurde. Die Erhebung Birmas gegen die japanischen Besatzungstruppen leitete Aung San, der Vater der birmanischen Unabhängigkeit. Er war aus der nationalrevolutionären Studentenbewegung hervorgegangen, welche 1936 die sogenannte Dobama-Vereinigung gebildet hatte, und hat 1946 die englische Regierung zur Anerkennung seiner „Antifaschistischen Volksfreiheitsliga“ als provisorische Regierung Birmas veranlaßt. Nach der Ermordung Aung Sans und seines ganzen Kabinetts durch Schergen eines konkurrierenden Politikers der Vorkriegszeit (im Jahre 1947) wurde U Nu Ministerpräsident. Birmas Unabhängigkeit wurde international anerkannt.

Aber im Rahmen der damaligen sowjetrussischen Globalpolitik der wirtschaftlichen Untergrabung des Nachkriegsaufbaus Westeuropas, erhielten in dessen südostasiatischen Kolonien die kommunistischen Parteien aus Moskau Befehle zum gewaltsamen Aufstand. Diesen auswärtigen Befehlen folgend, rebellierten 1948 auch in Birma die linientreuen Kommunisten der „Weißen Fahne“ (nachdem schon 1947 die von Moskau nicht abhängigen Kommunisten „der roten Fahne“ sich mit Waffengewalt gegen die birmanische Demokratie erhoben hatten), obwohl innerhalb des birmanischen Volkes wirtschaftliche Klassengegensätze samt Proletariat und Bürgertum fast fehlen. Unter diesen Umständen mißlang der kommunistische Versuch, durch Bürgerkrieg sich Birmas zu bemächtigen. Aber er löste indirekt andere Aufstandsbewegungen ethnisch-separatistischer Art aus, welche 1949 die birmanische Demokratie an den Rand des Abgrunds brachten: die Regierung vermochte damals wenig mehr als die Hauptstadt Rangoon zu halten. Selbst in deren Vorstädten wurde gekämpft; unternehmungslustige Autobusfirmen brachten dorthin Interessenten, die gegen ein kleines Honorar je einen Schuß in Richtung des Feindes abfeuern durften.

Damals haben die Experten des amerikanischen Außenministeriums bereits Birma als an den Kommunismus verloren abgeschrieben. In einer Lage, welche weit hoffnungsloser schien, als diejenigen, in der 1940 Mr. Churchill den Rückzug nach Kanada in Betracht zog, hielt U Nu auf seinem Posten aus und rettete damit die Demokratie in Birma: 1950 fiel der kommunistische Hauptstützpunkt Promeregierungstreuen Verbänden zu. Seit 1951 hat keine Rebellengruppe mehr mit Waffengewalt den Bestand der Demokratie wirklich gefährden, nur noch einzelne abgelegene Gebiete bei Nacht unsicher machen können. Damals gelang es Birma — wohl als einzigem Staat —, einen von Kommunisten entfachten Bürgerkrieg zu überwinden, ohne daß seine demokratischen Grundrechte aufgehoben oder Ermächtigungsgesetze mit Notverordnungen erlassen worden wären. Immer wieder hat U Nu die Kommunisten zu überzeugen versucht, daß in Birma die Voraussetzungen zu gewaltsamen Revolutionen fehlen und daß sie ihre Ziele auf parlamentarischem Wege ver-

folgen könnten. Erst nach fünf Jahren des von den Kommunisten entfesselten Bürgerkrieges wurde die Kommunistische Partei verboten, aber auch danach unter anderen Namen stillschweigend geduldet.

Dies wurde durch ein Sozialprogramm ermöglicht, welches den Kommunismus weitgehend gegenstandslos machte, eine durchgreifende Agrarreform und einen buddhistischen Sozialismus des Wohlfahrtsstaates. Daß ein solches Phänomen, eine buddhistische politische Ideologie, ungewohnt klingt, liegt daran, daß die Indologie den historischen Buddhismus etwa des Königsethos der mittelalterlichen Epigraphie weit weniger erschlossen hat als den kanonischen und mehr philosophischen Buddhismus des Mönchsordens. Dennoch hatte schon das Ethos des mittelalterlichen birmanischen Königtums als Ideal die Schaffung von sozialen Verhältnissen, welche durch wirtschaftliche Sicherung die Muße und damit die Möglichkeiten zur allein Erlösung bringenden Meditation für weiteste Schichten verbürgen sollten. Denn nur durch solche individuelle Meditation ist im Hinayana-Buddhismus der Nirvāna-Zustand der Befreiung von der Existenz und den universalen Leiden der mit ihr untrennbar verbundenen Vergänglichkeit überhaupt erreichbar. Dies bildete — in der Tradition des buddhistischen Idealkaisers Aśoka — das buddhistische Ethos der birmanischen Königsüberlieferung mit ihrem Ideal eines Wohlfahrtsstaates, der es jedem Lebewesen ermöglichen sollte, sich selber zu erlösen. So verkündete bereits 1098 oder 1099 König Kyanzitthā von der Pagan-Dynastie sein buddhistisches Staatsideal in den folgenden Worten:

„Tribhuvanādityadhammarāja, mit seiner Rechten wird er Reis und Brot allen Menschen geben, mit seiner Linken Schmuck und Kleidung. Menschen, die in Körper, Rede oder Geist ungleich geartet sind, der Herrscher wird sie gleichmachen... Sogar die alten Frauen, die Töpfereien und Deckel verkaufen müssen, selbst jene sollen reich werden... Solche, die des Viehs ermangeln, sollen einen Überfluß an Vieh haben... Die frommen Gaben des Grabens von Wasserreservoirs und der Anpflanzung von Bäumen machte der König, damit alle Lebewesen aus Samsāra entrinnen und Nirvāna erreichen mögen. Die Tore des Himmels... wird der König durch seine Weisheit öffnen... und alle Wesen in den Himmel bringen. Er wird die vier schmerzvollen Zustände der Existenz leeren. Wenn der Herrscher des Gesetzes das Dhamma-Gesetz verkündigen wird, wird der Klang des Beifalls aller Menschen erschallen wie der Regensturm am Ende des Jahres... Daß alle Wesen Überfluß erhalten sollen... und frei von Hungersnot an jedem Ort, der Wasser und fruchtbares Land ermangelt, werden mögen, dazu gräbt der König, unser Herr, Wasserbehälter, fordert den Anbau, ... der erhabene und mächtige, universale Monarch, der Allwissende, der Bodhisattva, welcher wahrlich

zum Buddha werden wird und alle Wesen erlöst, der groß im Mitleid mit allen Wesen ist, der über die anderen Könige erhaben ist, die in den vier Weltrichtungen wohnen.

Selbst in ihren schlimmsten Auswüchsen von Machtpolitik, einer Machtpolitik, welche in der Praxis oft Methoden von Blut und Eisen bedeutet hat, bewahrte die birmanische Monarchie bis zum Ende ihres Bestehens in der Theorie dieses Ethos des Herrschers als „Cakkāvati“ und potentieller Buddha, Wohltäter und Erlöser aller Wesen. Wenn diese Ideen durch ein Beispiel aus der Epigraphie der Pagan-Periode (1044—1287) hier veranschaulicht werden und nicht durch Inschriften späterer Dynastien, so geschieht dies erstens, weil die Pagan-Zeit die formative Periode der birmanischen Kultur darstellt und zweitens, weil die Epigraphie ihrer Nachfolger bisher über das 14. Jahrhundert hinaus kaum systematisch gesammelt, geschweige denn herausgegeben und erschlossen worden ist. Doch die Kontinuität dieser Traditionen, welche im mittelalterlichen Birma so lebendig erscheinen, wurde bis in das 20. Jahrhundert hinein von Birmas Folklore bewahrt. Diese Folklore ist noch heute in der ländlichen Mehrheit des birmanischen Volkes lebendig und beeinflusst sogar die Städte. So bildet ein ideeller buddhistischer Herrscher, in enger Verbindung mit dem künftigen Buddha, den Gegenstand einiger der verbreitetsten Prophezeiungen von Birma. Diese Prophezeiungen sind das Thema eines der meistgelesenen Volksbücher Birmas, welches immer wieder neu verlegt wurde, z. B. 1955. Obwohl dessen sogenannter „Wunderfürst Buddha Raja“ anscheinend nirgends in der europäischen und amerikanischen wissenschaftlichen Literatur über Birma erwähnt wird, ist der Glaube an ihn im birmanischen Volk — außerhalb der englisch ausgebildeten Minderheit und vielfach selbst innerhalb derselben — allgemein verbreitet. Diese folkloristische Gestalt geht letztlich auf Pāli-Quellen, vor allem Dīgha-Nikāya zurück, bildet aber sozusagen eine Art Birmanisierung von deren Cakkāvati-Welherrscher-Gestalt durch ihre Identifizierungen mit der letzten historischen Dynastie Birmas, aber auch mit neuesten Nachkriegsereignissen. Dieser sogenannte „Sedja-Min“ soll eine vollkommene Gesellschaft mit unerschöpflichem Überfluß für alle errichten und die ganze Welt für den Buddhismus gewinnen. Diese Utopie soll am Ende des gegenwärtigen Weltzeitalters des Verfalls kommen. Sein Verfallszyklus begann laut der Theravada-buddhistischen Geschichtsvorstellung (wie sie z. B. vom birmanischen Manu-Dhammathat Kodex veranschaulicht wird), als die Illusion von der Eigengebundenheit die Menschen zur Aneignung des vorher von selbstwachsenden und von allen gemeinsam, in Gütergemeinschaft besessenen Reichtums veranlaßt hatte. Weil die Menschen ihr „Selbst“ für eine Realität zu halten anfangen und ihre Lebensnotwendigkeiten als

privates Eigentum abzusondern begannen, soll der sagenhafte „Pa-deytha-Baum“, auf welchem alles, was sie zum Leben brauchten, vorher gewachsen war, verschwunden sein. Diese Krise wiederum soll die Wahl des ersten Herrschers, eines künftigen Buddhas, notwendig gemacht haben. So entstammt der birmanischen Folklore und letztlich der buddhistischen Literatur von Ceylon die Überlieferung über eine vollkommene, ja utopische Gesellschaftsordnung, welche am Beginn des Weltzeitalters gedacht wurde und dadurch unterbrochen sein sollte, daß die Menschen der leidenbringenden Illusion vom eigenen Selbst verfielen, sich durch Diebstahl des Gemeinguts Eigentum absonderten und schließlich einen Herrscher sich zu wählen hatten.

Von solchen traditionellen Vorstellungen entfremdete sich Birmas Elite seit dem Zusammenbruch des Birmanischen Reiches im Jahre 1885 mehr und mehr ab — indem sie in verschiedenem Ausmaß kulturell anglisiert wurde. Aber die obigen Volksvorstellungen von einer utopischen Urzeit, ihrem Verfall und der darauf entspringenden Herkunft der Staatsgewalt aus der Volkswahl wurde von der Ideologie der birmanischen Revolution übernommen. An die revolutionäre Unabhängigkeitsbewegung wurden diese Überlieferungen vor allem durch den Dichter Thakin Kudaw Hmine (in seinem Buch „Thakin-Tiga“, eine literarische Verherrlichung der nationalen Thakin-Dobama-Partei) vermittelt. Zu dieser am Ende siegreichen nationalrevolutionären Partei, welche von englischerweise ausgebildeten Studenten gegründet worden war und die heute regierenden Staatsmänner Birmas hervorgebracht oder geformt hat, trug Thakin Kudaw Hmine, „Birmas Rabindranath Tagore“, wichtige ideologische Elemente aus birmanischem Kulturerbe und buddhistischen Quellen bei. Daß solche traditionalistische Elemente innerhalb der Revolutionsideologie der Thakin-Partei praktisch in der wissenschaftlichen Literatur über das moderne Birma unbemerkt geblieben sind, liegt vor allem daran, daß sie nicht in englischer Sprache Ausdruck erhielten. Denn Thakin Kudaw Hmine schreibt nicht auf Englisch. Dieser Dichter bildet geisteshistorisch ein lebendiges Bindeglied der birmanischen Unabhängigkeitsrevolution mit den Kulturtraditionen des vorkolonialen, sozusagen mittelalterlichen Birmas. Als zehnjähriger buddhistischer Klosterschüler vergoß er bittere Tränen, als im Jahre 1885 Birmas letzter König in britische Gefangenschaft abgeführt wurde. Zu einer Zeit, als im frühen 20. Jahrhundert Birmas weltliche Elite durch ihre koloniale Schulung im Rahmen einer Provinz Britisch-Indiens von der birmanischen Kultur getrennt wurde und weitgehend als Schriftsprache Birmanisch aufgab, brachte Kudaw Hmine die birmanische Kultur der Intelligenz wieder zum Bewußtsein.

Andererseits wurde bekanntlich der Widerstand dieser Intelligenz gegen die oft beschriebenen wirtschaftlichen und soziologischen Wir-

kungen der britischen Fremdherrschaft durch westliche Losungen von Nationalismus und Liberalismus rationalisiert. Zwar halfen buddhistische Organisationen den städtischen Politikern als Mittel des Massendruckes auf die britischen Kolonialbehörden der 1920er und 1930er Jahre. Doch bildete vom Standpunkt jener anglisierten birmanischen Nationalisten der Buddhismus meist ein religiöses Mittel zu einem politischen Zweck. Denn für das formell konfessionell neutrale englische Herrschaftssystem war religiös aktive Opposition viel schwerer unterdrückbar als rein politische Opposition. Entscheidend für unseren Zusammenhang ist aber die Tatsache, daß in der Vorstellungswelt der unverwestlichten ländlichen Massen Birmas die buddhistischen Losungen primäre Zielsetzungen des Unabhängigkeitskampfes gegen das Kolonialsystem bildeten. Für diese traditionalistische Mehrheit war der Nationalismus sozusagen letztlich ein politisches Mittel zu einem buddhistischen Ziel. Denn die englische Kolonialherrschaft hatte bei aller rationalen Erschließung der wirtschaftlichen Potentialitäten Birmas doch die wirtschaftlichen Grundlagen des buddhistischen Mönchsordens untergraben und damit die Voraussetzungen für die Meditation, welche allein für immer aus dem Bereich der Vergänglichkeit und des Leidens befreien sollte, gefährdet.

Und das Kampfflied „Roter Drachen“ der Thakin-Nationalrevolutionäre der späten 1930er Jahre postuliert ausdrücklich als Ziel des Unabhängigkeitskampfes die Wiederherstellung oder Schaffung von Birmas Wohlstand, „so daß die Armen in die Lage kommen können, Klöster zu bauen“, d. h. wirtschaftliche Reformen als Mittel für das Streben nach Nirvāṇa als Ziel.

Einer der grundlegenden Begriffe von Birmas Sozialismus ist „Lokka Nibbān“, eine Art von Irdischem Nirvāṇa oder Nirvāṇa in dieser Welt als Vorstellung von einem Zustand absoluter Harmonie. Viele anglisierte Birmanen halten die Idee von Lokka Nibbān für ein marxistisches Schlagwort, eine marxistische Neuerung innerhalb der birmanischen politischen Terminologie. Aber dieser Begriff erscheint bereits in Thakin Kudaw Hmine's Buch „Thakin Tiga“, welches 1938 erschienen ist. Und da Thakin Kudaw Hmine kein Englisch versteht, kann fragliches Wort nicht direkten westlichen, also auch nicht eigentlich marxistischen Einflüssen auf ihn entstammen. Andererseits hat auch der antizözialistische und traditionalistische buddhistische Prediger U Nye Ya ebenfalls jene Unabhängigkeit für Birma gefordert, die „ein Nirvāṇa in dieser Welt herstellen würde“, so drückte er sich, vielleicht schon in den 1930er Jahren aus. Zwar ist es mir bisher nicht gelungen, den frühesten Gebrauch des Begriffes „Lokka Nibbān“ festzustellen. Aber Nachforschungen deuten darauf hin, daß er nicht als pragmatische Anpassung an Birmas politische Nachkriegsbedürfnisse entstanden ist, sondern sich wahrscheinlich von gewissen politischen Tendenzen des birmanischen

Buddhismus der 1920er Jahre herleitet: Diese Vorstellung eines Irdischen Nirvāṇa spiegelt den aktivistischen, „nationalistischen“ Buddhismus des Seyadaw U Ottama, des führenden „politisierenden Mönches“ der 1920er Jahre, dessen monastische Anhängerschaft bereits ausdrücklich ihre Zielsetzung als Kampf für solche politischen und sozialen Zustände, die das Streben zum Nirvāṇa-Zustand fördern, formuliert hat. Als Prototyp für die Selbstlosigkeit des Freiheitskampfes bezeichnete U Ottama das Bodhisattva-Ideal (des Verzichtes auf eigene Befreiung, bis die Befreiung aller Lebewesen aus dem Zustand des Leidens erreicht worden ist), ebenso wie 1948 U Nu dem Aung San, dem Blutzeugen und Schöpfer des neuen Birmas, Bodhisattva-artige Eigenschaften der Selbstlosigkeit und Selbstverleugnung zugeschrieben hat (wie sie die Aśoka-Tradition mit dem buddhistischen Herrscherideal verbunden hat).

Denn nachdem der Kampf um die nationale Unabhängigkeit gewonnen worden ist, richteten sich Staatsmänner wie U Nu nicht mehr nach dem angelsächsischen Vorstellungsbereich, um ein englisches politisches Publikum zu überzeugen, sondern sehen sich vor die unverwestlichte Mehrheit des birmanischen Volkes mit seiner traditionalistischen Vorstellungswelt gestellt. Dieser Traditionalismus beeinflusste das Denken der entscheidenden revolutionären Thakin-Gruppe der schließlich dominierenden Antifaschistischen Volksfreiheitsliga durch solche Gestalten wie ihren vormaligen Präsidenten Thakin Thei Ku Daw Gyi, einen sozialistischen Nachkommen des Königs Mindon und Schwiegersohn von Birmas letztem Monarchen Thibaw. Noch einflußreicher auf U Nu war der Kulturtraditionalismus des gläubigen Buddhisten U Ba Choe, eines birmanischen Dichters und Redakteur der einstmaligen Zeitschrift „Di-do“. U Ba Choe stand U Nu seit seiner Studentenzeit nahe und wurde Unterrichtsminister unter Aung San, mit dem er zusammen 1947 ermordet wurde. U Ba Choes Bedeutung liegt u. a. in seiner hervorragenden Erschließung der birmanischen Folklore. Die folkloristische Überlieferung über die urtümliche Vollkommenheit mit dem Fehlen der Illusion vom Selbst und der Gütergemeinschaft wurde von U Nu als ein Argument für den Sozialismus interpretiert. So erklärte U Nu 1949 (und dann wieder 1950), daß als das Weltzeitalter begann, die materiellen Bedürfnisse aller Menschen von der Natur ohne Anstrengungen ihrerseits dargeboten worden wären, daß aber das Erwachen der Gier sie bewegen habe, Vorräte über ihre unmittelbaren Notwendigkeiten hinaus anzuhäufen und sie als privates Eigentum abzusondern, woraus Not und Elend ihren Anfang genommen hätten: U Nu erklärte, daß der Sozialismus die Lehre wäre, welche die Menschheit zu jener seligen Vergangenheit zurückführen würde. Vorher, im Jahre 1948, hatte U Nu beschrieben, wie das Eigentum einen bloß funktionellen Platz als Mittel für die Konzentration auf den Weg zum Nirvāṇa (durch Medita-

tion) haben sollte und daß der Klassenkampf aus der Illusion über einen immanenten Wert des Eigentums als solches entsprungen wäre, daß solche Illusion die ganze Weltgeschichte hindurch Blutvergießen verursacht habe, so daß ihre Überwindung durch eine vollkommene Gesellschaft ein Nirvāṇa in dieser Welt einleiten würde.

So erscheint U Nus buddhistischer Sozialismus gegen den Hintergrund von Birmas Geistesgeschichte nicht als rein pragmatische Anpassung an politische Augenblicksnotwendigkeiten, sondern als eine Modernisierung und unter okzidental Einflüssen angeregte Rationalisierung von Idealen, welche in Birmas buddhistischem Erbe der Aśoka-Überlieferung tief verwurzelt sind. Die wirtschaftlichen und soziologischen Gegebenheiten des kolonialen Birmas als Voraussetzungen für U Nus politische Entwicklung werden mit großer Regelmäßigkeit von allen angelsächsischen Darstellern der neuesten Geschichte Birmas wiedergegeben und brauchen deshalb nicht hier wiederholt zu werden, um auf bisher kaum erforschte ideenhistorische Aspekte näher eingehen zu können. Eine politisch-ideologische Biographie U Nus in einem weiteren Rahmen von birmanischer Geistesgeschichte würde weniger pragmatische Anpassungen seiner Ideologie an politische Umstände ergeben, als es solche Experten meinten, denen der Pragmatismus als selbstverständliche und natürliche Ausgangsposition gewohnt ist. Während U Nus politische Wendungen sicherlich auch pragmatisch bedingt waren, handelt es sich bei ihnen — bei näherer Betrachtung — um Wendungen in der Terminologie und im Nachdruck. Wenn ihre inhaltliche Bedeutung überschätzt, ihre inhärente Konsequenz dagegen unterschätzt worden ist, so mag es weitgehend daran liegen, daß U Nus Schriften nie gesammelt und im vergleichenden Zusammenhang historisch untersucht worden sind, ein Unterfangen, das zu Ende zu führen die zeitlichen Schranken meines Aufenthaltes in Birma nicht gestattet haben. Jedenfalls zeigt bereits U Nus Vorkriegsaufsatz „Kyan-daw buthama“ (von welchem U Nu sagte, daß er 1935 oder 1936 geschrieben worden ist), daß bereits am Anfang seiner politischen Laufbahn seine Vorstellung vom Kapitalismus von seitens Adam Smith vorausgesetzten utilitaristischen Primat des Eigeninteresses bestimmt wurde, von jener Eigengebundenheit, die für den Buddhismus die grundlegende Illusion und Ursache des Leidens bildet. So machte in jenem Essay U Nu den Kapitalismus dafür verantwortlich, daß sich mehr und mehr Menschen vom Buddhismus abwendeten, betonte aber mit Nachdruck, daß nicht die Ausschaltung des Erwerbsprinzips und der Freiwirtschaft, ja nicht einmal der Volkswohlstand Selbstzweck sein könnten, daß nur das buddhistische Endziel Selbstzweck wäre.

Buddhistische Erlösungsmethodologie war und ist in U Nus Denken das primäre Element, sozialistische Wirtschaftstheorien erscheinen

bei ihm als funktionell und derivativ. Wie für das Herrscherethos des mittelalterlichen Birma, so für U Nus Ideologie bildet ein Wohlfahrtsstaat (als Garantie der wirtschaftlichen Voraussetzungen der Meditation) nur ein Mittel, die Überwindung der Illusion von der Eigengebundenheit — und Befreiung von den Banden des Hängens an der vergänglichen Existenz — dagegen das Endziel. Durch alle ideologischen Wandlungen U Nus zwischen Buddhismus, Fabianischem Sozialismus und Marxismus blieb der sozialistische Wohlfahrtsstaat für ihn konsequent ein wirtschaftliches Mittel für einen buddhistischen eschatologischen Zweck. Selbst als U Nu die sogenannte „marxistische Vereinigung“ befürwortete, hatte er die marxistische Philosophie keineswegs angenommen. Als er 1859 den Marxismus formell verwarf, verwarf er damit nicht die marxistische Wirtschaftstheorie. Allerdings haben auch stärker marxistische (d. h. eigentlich revisionistisch-marxistische) Rivalen U Nus wie etwa Kyaw Nyein von der (1959 abgespaltenen) sogenannten „Stabilen Fraktion“ der Antifaschistischen Volksfreiheitsliga gelegentlich sich buddhistischer Lösungen bedient. Doch erklärte mir Kyaw Nyein ausdrücklich, daß dies nach dem Muster europäisch-nordamerikanischer christlicher Sozialisten und sogar christlichdemokratischer Parteien geschehen wäre und nicht aus irgendwelchen birmanischen Traditionen heraus. Dies bildete einen Unterschied zwischen den letztlich (wenn auch nicht offiziell) revisionistisch-marxistischen Quellen des Sozialismus der Stabilen Fraktion und U Nus mehr traditionalistischen Wertungen, einen Unterschied mehr des kulturpolitischen Nachdruckes als des programmatischen Inhalts. Und U Nus traditionalistisches Charisma bedingte sowohl folkloristische Identifizierungen seiner Persönlichkeit mit dem „Sedja Min“, Birmas erwarteter buddhistischer Idealherrscher der Zukunft und Träger einer sozialen Utopie als auch „Beschuldigungen“ von Aufklärern, er wäre vom Vorbild mittelalterlicher birmanischer Herrscher beeinflusst.

Gerade U Nus Nähe zur traditionalistischen Weltanschauung des einfachen birmanischen Volkes machte ihn bei der englisch bestimmten und vom Utilitarismus der London School of Economics ausgerichteten bürokratischen Elite höchst verdächtig. Beruhte doch deren soziales Überlegenheitsbewußtsein im Sinne ihres Kolonialerbes gerade auf ihrer Aufklärung englischen Stiles und den dazugehörigen Vorstellungen über die „Rückständigkeit“ der kulturell mehr birmanisch verbliebenen ländlichen Mehrheit. Für solche Nachfolger der britischen Kolonialverwalter begeht ein Staatsmann, welcher folkloristische (und in ihrem Sinne „abergläubische“) Vorstellungen des einfachen Volkes ernstnimmt und gar sein Programm nach diesem ausrichtet, regelrechten „Verrat an der erzogenen Schicht“, der „educated class“. So deklarierte im Juli 1959 Dr. Hla Myint, damaliger Rektor der Universität von

Rangoon, „der Buddhismus sei politisch für Birma ohne Belang“ und Birma habe „keine originellen Ideen, die zu studieren sich lohnen würde“. Aber alle buddhistischen Äbte der wichtigsten Klöster von Sagaing, Ava, Amarapura und Mandalay, den historischen Brennpunkten der birmanischen Kultur — von einer Ausnahme abgesehen — erklärten mir, daß U Nu — der damals, 1959, in der Opposition stand — in ihrem Sinne dem ideellen buddhistischen Staatsmann der Ásoka-Tradition am nächsten komme. In seiner ausführlichen Wahlprogramm-Erklärung vom 16. November 1959 erinnerte U Nu an dieses Cakkavati-Ideal des buddhistischen Idealherrschers — eine Vorstellung, welche z. B. die oben zitierte Inschrift Kyanzitthās aus dem 11. Jahrhundert inspiriert hat. In dieser grundlegenden programmatischen Erklärung beschrieb U Nu seinen buddhistischen Sozialismus, indem er — wie schon 1935 — erklärte, daß das Erwerbsprinzip der Marktwirtschaft aus der Illusion vom Selbst entspringe, also gerade auf jener Grundillusion beruhe, die der Buddhismus zu überwinden trachte. Daraus zog er die Folgerung, daß der Kapitalismus ein Hindernis für eine solche Sozialordnung sei, welche die Meditation allen wirtschaftlich ermöglichen und dadurch universale Befreiung aus der Leidenswelt der Vergänglichkeit gestatten könnte.

Derartige Vorstellungen U Nus sind bei den kulturell Anglisierten nicht ernstgenommen worden. Nicht ernst nahm sie z. B. der protestantische chinesische Redakteur der „Nation“, einer englischsprachigen Zeitung, welche die Hauptquelle für die Political Science über das heutige Birma bildet, eine Zeitung, welche sich für Buddhismus nur dann interessiert, wenn er gegen den Kommunismus in Frage kommt. Auch von den angelsächsischen Birma-Experten sind solche Gedanken U Nus nicht ernstgenommen worden; ihnen ist der Buddhismus etwas zu Abstraktes, um für die politische Realität von Belang sein zu können, zumal buddhistische Religionsphilosophie ja nicht zu den Social Sciences, sondern wie alle Religionen zu den Humanities gehört. Obwohl aber U Nus buddhistischer Sozialismus somit von westlichen Beobachtern mühelos abgetan wurde, hat das birmanische Volk ihn sehr ernstgenommen; denn er erinnerte es an ihm längst geläufige, in seiner Kulturtradition heimische Vorstellungen: U Nu erhielt in den Wahlen vom Februar 1960 eine überwältigende absolute Mehrheit. Sein Sieg ist ein Triumph der charismatischen Persönlichkeit über eine Parteimaschine, asiatischer Überlieferungen über importierte Parolen.

Entwicklungshilfe für Schwarzafrika ethnologisch gesehen

von Richard M o h r

Seitdem man begonnen hat, in Amerika und Europa Entwicklungshilfe an früher sogenannte unterentwickelte Länder zu geben, wird es mehr und mehr deutlich, daß daran eine immer mehr sich ausweitende Problematik gebunden ist, die nicht mit simplen und dilettantischen Methoden des Vorgehens gelöst werden kann, sondern gerade dadurch sich immer mehr verwickelt.

Diese Problematik äußert sich auf den verschiedensten Gebieten dieser vielschichtigen Erscheinung unserer Zeit. Meist hört man nur von den wirtschaftlichen und finanziellen Seiten der Entwicklungshilfe. Am wenigsten, so scheint mir, kommt man auf die allerdrückendste Problematik zu sprechen, die an der Entwicklungshilfe hängt, das ist die kulturelle.

Ich glaube, daß es die Pflicht des Ethnologen ist, gerade auf diese kulturelle Problematik der Entwicklungshilfe hinzuweisen. Ich habe dabei vor allen Dingen Schwarzafrika, d. h., das Afrika südlich der Sahara, das von schwarzen Menschen bewohnt ist, im Auge, obwohl ich von vornherein sagen möchte, daß die kulturelle Situation, wie sie die Entwicklungshilfe schafft, in den prinzipiellen Grundzügen überall dieselbe ist.

Wenn ich also die Entwicklungshilfe als Ethnologe vom kulturellen Standpunkt aus ins Auge fasse und beurteile, möge man immer daran denken, daß es mir nicht geht um ihren wirtschaftlichen oder politischen Aspekt. Es kann sehr wohl möglich sein, daß etwas wirtschaftlich gesehen vorteilhaft ist, was kulturell gesehen ein großer Nachteil und Fehler ist. Dabei bin ich mir wohl bewußt, daß die Wirtschaft enge Beziehungen zur Kultur hat, fast möchte ich sagen, ein Aspekt der Kultur ist. Gerade dieses Moment muß bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Entwicklungshilfe sogar stark betont werden.

Kultur ist keine mechanische Zusammenfügung und Aufhäufung von einzelnen isolierten Kulturelementen, sie ist eine Struktur, die durch ein einheitliches Strukturprinzip all diese Einzelelemente aus ihrer Iso-

lierung heraushebt und zu einem Gefüge macht, das man im weitesten Sinne als einen Organismus bezeichnen kann. Nehmen wir darum etwa das Geschenk, das der deutsche Bundespräsident im Januar bei seinem Besuch in der Republik Guinea an deren Präsidenten gemacht hat, ein Motorkutter. Dieses eine motorisierte Fahrzeug zieht einen ganzen Rattenschwanz von sozialen, kulturellen und moralischen Folgeerscheinungen und Prozessen nach sich dort, wo es verwendet wird. Der motorisierte Kutter ist ein aus der Struktur unserer westlichen Kultur herausgeschnittenes Kulturelement, das als isoliertes Element in eine fremde Struktur eingepflanzt wird, ohne dort hineinzugehören. Diese mechanische Übertragung eines Kulturelementes in eine ihm wesensfremde Kultur wirkt darum meist so, wie wenn ein giftiger Fremdkörper in einen lebendigen Organismus eindringt, wobei man verhindert, daß dieser durch die gesunde Reaktion des Organismus wieder ausgeschieden werden kann. Es kommt zu einer kleineren oder größeren Krise.

Oder nehmen wir ein anderes Beispiel, das besonders häufig ist und besonders drastische Reaktionen hervorruft. Das ist die namentlich durch die Mission, aber auch etwa durch die portugiesischen Kolonialbehörden in Schwarzafrika, aus sogenannten Sittlichkeitsgründen betriebene Einführung von Kleidung bei Stämmen, die bisher nackt gingen. Nacktheit bedeutet für diese Menschen etwas ganz anderes als für uns. Das geht schon daraus hervor, daß diejenigen, die sich ein Kleid verschafft haben, bei religiösen Zeremonien nackt erscheinen müssen, daß niemand, der etwas von Kleidung an sich trägt, sich einem heiligen Orte nahen darf, wie es ja noch in der Vorschrift als Rest erhalten ist, an einem heiligen Orte den Hut oder die Schuhe auszuziehen.

In Schwarzafrika hat Bekleidetsein aber noch eine andere auf dem sozialen Gebiete liegende Bedeutung, nämlich die Bedeutung, die bei uns der Ehering hat. Nur ein Beispiel davon. Bei den Kabre in Nordtogo, wo noch heute an abgelegenen Plätzen alle Kinder, alle Mädchen bis nach der Geburt ihres ersten Kindes und das ganze männliche Geschlecht nackt gehen und nur die verheiratete Frau nach ihrer ersten Niederkunft ein Hüfttuch trägt, nahm ein Missionar Anstoß daran, daß die Tochter seines Katechisten, obwohl sie schon vollkommen entwickelt war, immer noch nicht mehr an ihrem Leibe trug als eine dünne rote Perlenkette um die Hüfte. Er sagte darum dem Katechisten, er solle sorgen, daß das Mädchen wenigstens ein Hüfttuch anziehe. Der Mann sprach darüber mit seiner Frau. Die kam in höchster Aufregung zum Missionar gelaufen und fragte ihn, ob er irgendwie festgestellt habe, daß ihre Tochter nicht mehr jungfräulich sei, was als große Schande bei den Kabre gilt. Nur eine Entjungferte trägt dort das Hüfttuch. Es ist natürlich klar, daß durch die Einführung der Kleidung für Mädchen bei diesen eine Demoralisierung eintritt, indem sie sich nicht mehr bemühen, ein

moralisches Leben zu führen, weil sie ja durch ihre Kleidung doch schon als unmoralisch abgestempelt sind. Solange die Mädchen noch moralisch etwas auf sich halten, kommt es dann zu dem, was derselbe Missionar erleben mußte. Er kam auf den Gedanken, den Mädchen zur Bedeckung ihrer schamlosen Blößen Unterhemdchen zu schenken, und ihnen streng aufzulegen, daß sie dieselben tragen müßten. Die Mädchen, die anständig sein wollten, halfen sich nun so, daß sie die Teile der Hemden, auf die es dem Pater gerade ankam, heraus schnitten.

Aber die Einführung von Kleidung hat auch andere Folgen. Ich denke nur an die hygienischen Folgen in einem feuchtwarmen Klima, wo Erkältungskrankheiten und Tuberkulose überhandnehmen. Weiter wirkt die Einführung von Kleidung mit zu der beklagenswerten Landflucht in Afrika, weil man sich Kleidung in der Stadt, zumal man dort klingendes Geld verdient, viel leichter beschaffen kann als im Busch. Schließlich ein Mann, der seine Frauen und Töchter mit den in Afrika noch meist besonders teureren Toiletten versorgen muß, ist darauf angewiesen, einen Beruf zu ergreifen, in dem er entsprechend viel Geld verdient.

Noch tiefer wirkt selbstverständlich auf das ganze kulturelle und soziale Leben etwa ein, wenn irgendwo mitten im tropischen Busch eine ganze Fabrik sozusagen aus der Erde gestampft wird.

Da der Ethnologe, der um diese Zusammenhänge weiß, immer wieder zur Vorsicht und zur Überlegung mahnt, muß er häufig den Vorwurf einstecken, ihm gehe es darum, im Interesse seiner Wissenschaft die alten Kulturen in ihrem alten Zustande konservieren zu wollen. Der Vorwurf ist zu töricht, als daß man darauf näher eingehen müßte. Aber der Ethnologe betrachtet das, was in der außereuropäischen Welt namentlich auf wirtschaftlichem Gebiete heute von den Weißen in die Wege geleitet wird, kulturkritisch und ihm geht es darum, soweit ihm das möglich ist, zu verhüten, daß es zu einem Untergang der Kultur überhaupt kommt. Und die Kultur als solche ist tatsächlich heute in Gefahr. Und daran scheint auch die Entwicklungshilfe nicht ohne Schuld zu sein; denn zu oft entstehen gerade dort, wo sie hinkommt, schwere Kulturkrisen.

Hat nicht auch seinerzeit die amerikanische Marshallhilfe für Europa, die das Vorbild für die Entwicklungshilfe ist, bei uns zu einer beklagenswerten Kulturkrise geführt, obwohl in diesem Falle von einem Kulturgefälle zwischen Geber und Empfänger nicht die Rede sein konnte, wie das zwischen Europa und Afrika der Fall ist?

Die in der weißen Welt, auch bei uns in Europa immer mehr um sich greifende materialistische Denkweise hat in Verbindung mit dem satten Lebensgenuß, den uns eine überhitzte wirtschaftliche Konjunktur möglich macht, dazu geführt, daß man die so notwendige Kritik an

unserer Gesellschaft vernachlässigt. Es wäre ja vom materialistischen Denken aus gesehen auch Wahnsinn, an einer Gesellschaft Kritik zu üben, in der es einem materiell so gut geht.

Wem an der Kultur noch mehr liegt als am materiellen Lebensstandard, der kann nur mit Besorgtheit gewisse Erscheinungen kultureller Art beobachten, die in Afrika durch die Entwicklungshilfe einer Welt ausgelöst werden, die selbst in einer schweren Kulturkrise liegt.

Wenn wir von diesem kritischen Standpunkt aus das Problem der Entwicklungshilfe angehen, dann scheint mir, daß es nur in einem großen universalhistorischen Zusammenhang richtig beurteilt werden kann. Auf diesen großen historischen Zusammenhang muß ich darum zunächst etwas näher eingehen. Vielleicht rühren wir damit an das Grundthema der Menschheitsgeschichte überhaupt. Möglicherweise klingt dieses Grundthema, nach der Denkweise der archaischen Menschheit mythisch gefaßt, an in dem sehr verbreiteten Mythos von den ungleichen und feindlichen Urzwillingen.

Rational ausgedrückt bedeutet das: Es ist eine alte, immer wieder ausgesprochene Erkenntnis, daß die Menschheit in zwei große, somatisch, kulturell, psychologisch und weltanschaulich sehr ungleiche, fast gegensätzliche Gruppen zerfällt. Wanderungen, Überschichtungen und Kreuzungen im Laufe der etwa 600 000 Jahre, die man dem Menschengeschlecht auf Erden zugeschrieben hat, haben dazu geführt, daß es schwer ist, die Abgrenzung und Lokalisierung dieser beiden Gruppen eindeutig vorzunehmen. Man spricht meist vom Unterschied zwischen dem westlichen und dem östlichen Menschen.

Ich halte es für zutreffender — allerdings ich betone, ohne mich damit irgendwie festlegen zu wollen —, vom Nordmenschen oder dem hellhäutigen Menschen und dem Südmenschen oder dem dunkelhäutigen Menschen zu sprechen. Die Nordmenschheit: aktiv, dynamisch, unruhig, neuerungssüchtig, expansiv, macht- und herrschsüchtig, diesseitig orientiert, stark technisch interessiert, wirtschaftlich zur Nutzung des Tieres, also zu Jagd und Viehzucht und auch zum Handel geneigt. Die Südmenschheit passiv, statisch, seßhaft, traditionsgemäß gebunden und Neuerungen abgeneigt, bereit zum Dienen, jenseitig mystisch orientiert, technisch wenig interessiert, wirtschaftlich zur Nutzung der Pflanze, also zum Sammeln und Anbauen geneigt.

Diese Gegenüberstellung erscheint schematisch zugespitzt, sie scheint aber doch der Dynamik der Universalgeschichte zugrunde zu liegen, wenn man die großen, weiträumigen Linien der Entwicklung ins Auge faßt. Die Rassendynamik, um einmal diesen Terminus des Mainzer Anthropologen v. Eickstedt zu gebrauchen, stößt deutlich aus dem Norden nach dem Süden. Es ist eine der richtigen Erkenntnisse,

die uns die Kulturkreislehre gebracht hat, daß die ältesten Kulturen an den Südspitzen der Erdteile sitzen. Etwas anders ausgedrückt stößt die Dynamik aus dem Raum der Weißen in den Raum der Schwarzen vor.

In den großen Völkerwanderungen, soweit wir sie geschichtlich zurückverfolgen können, ist das wandernde und darum Unruhe stiftende Element der hellhäutige Nordmensch. Er stößt in den Raum des dunkelhäutigen Südmenschen vor, drängt ihn zurück oder versklavt ihn. Ich denke hier etwa an die Einwanderung und Herrschaftsüberlagerung der Indoeuropäer in Vorderindien und die Unterwerfung der Dunkelhäutigen, soweit sie nicht in die unwirtlichen Rückzugsgebiete auswichen. Ich denke an die Zurückdrängung und Verdrängung der schwarzen melanesischen Völker aus dem südostasiatischen Raum durch die hellhäutigen Malaien und Mongolen. Ich denke an die Einwanderung der hellhäutigen Polynesier in die Inselwelt Ozeaniens und die Verdrängung Dunkelhäutiger nach den südlichen Inseln.

Ein Schauplatz dieser weltweiten Auseinandersetzung zwischen der Nordmenschheit und der Südmenschheit ist nun auch und gerade Afrika, und zwar offenbar so weit wir die afrikanische Geschichte zurückverfolgen können. Bereits prähistorisch zeichnet sich diese Auseinandersetzung auf afrikanischem Boden ab zwischen einer hellhäutigen, heute noch in Resten in Ost- und Südafrika und in Traditionen in West- und Nordafrika lebendigen Khoi-San-Bevölkerung, deren Wirtschaft durch Jagd und Viehzucht gekennzeichnet ist und einer dunkelhäutigen altnigrischen, wohl immer Ackerbau treibenden Bevölkerung, wie sie seit undenklichen Zeiten namentlich im Sudan ansässig ist.

In historischen Zeiten ergießt sich dann wieder ein hellhäutiges viehzüchterisches Bevölkerungselement von Norden her über große Teile Afrikas in den sogenannten Hamiten, es kommen weiter aus dem Norden die hellhäutigen Semiten, die Amhara in Äthiopien und die Araber in ganz Nord- und Ostafrika. In diesen großen universalhistorischen Zusammenhang gehört in Afrika auch die Einwanderung der Hindu und Malaien und anderer Asiaten, und schließlich der Europäer, die ja in kompakten Gruppen noch immer in Nord- und Südafrika sitzen.

Soweit sich die Dunkelhäutigen nicht mit den hellhäutigen Einwanderern vermischt, wurden sie zurückgedrängt in immer kleinere Lebensräume, die zum Teil ihrer kulturellen Entfaltung gewisse Grenzen setzten. Nach Ausweis der prähistorischen Felsbilder saßen beispielsweise die Schwarzen damals noch in der Sahara, die heute zum Lebensraum der Weißen gehört.

In diesem Zusammenhang interessiert uns nicht, woher in der hellhäutigen Menschheit dieser unruhige Drang nach dem Süden stammt.

Es ist dabei nicht nur an klimatische Faktoren zu denken, sondern wohl mehr noch an mythologische und religiös-weltanschauliche.

Worauf ich zum Verständnis und zur universalhistorischen Bewertung der Entwicklungshilfe aber besonders zu sprechen kommen muß, das ist die jüngste Periode dieser gewaltigen Wanderungsausbreitung des weißen Menschen über die Erde. Es ist die spezifische Völkerwanderung des europiden Menschen, deren Tendenz letzten Endes gerichtet ist auf eine Ausrottung des dunkelhäutigen Menschen. Diese Völkerwanderung hat im 15. Jahrhundert begonnen mit dem sogenannten Entdeckungszeitalter und ist bis heute noch nicht abgeschlossen. Ihre letzte Phase, in die sie nach diesem Kriege getreten ist, stellt die Entwicklungshilfe dar.

In dieser letzten Periode richtete sich der Ausbreitungsdrang der Weißen bekanntlich zuerst auf Ostasien und Amerika, dann auf Ozeanien und Australien und eigentlich erst zuletzt auf Afrika. Gerade in Afrika aber hat sich besonders deutlich gezeigt, daß die jüngste Periode der Ausbreitung der weißen Menschheit gepaart geht mit einer ganz besonderen Rücksichtslosigkeit und erbarmungslosen Grausamkeit, wie sie vielleicht dem Nordmenschen infolge seiner Charaktereigenschaften mehr liegt als dem Südmenschen. Der Weg des weißen Mannes ist gerade in Afrika gezeichnet durch Ströme von Blut und Tränen, durch Leichen und Totengebein von gemarterten Menschen, durch aufragende Galgen und rauchende Ruinen, durch menschenunwürdige Beraubung der Freiheit.

Lassen Sie mich, zum Verständnis der Situation zwischen Schwarz und Weiß, noch etwas verweilen bei der Schilderung dieser Dinge. Die ersten Weißen, die zu Beginn der jüngsten Phase der europäischen Völkerwanderung ihren Fuß auf schwarzafrikanischen Boden setzten, waren bekanntlich die Portugiesen. In ihrem Verhalten gegenüber den Schwarzen setzten sie die Tradition fort, die schon auf die alte Geschichte Ägyptens und auf die griechische und römische Antike zurückgeht und deren Träger bei der Landung der Portugiesen an der Guineaküste damals die hellhäutigen unmittelbaren Vorgänger der Europäer in Afrika waren, die Herrenschichten in den mittelalterlichen Feudal- und Klassenstaaten und die Araber. Diese Tradition setzt fest, daß der Schwarze der Sklave des Weißen zu sein hat. Im unmittelbaren Anschluß an das Vorgehen der arabischen Sklavenhändler in Afrika veranstalteten nun auch die allerchristlichsten Portugiesen große Menschenjagden, die allenthalben in Städten und Dörfern der Schwarzen Furcht und Entsetzen verbreiteten. In Scharen wurden Männer, Frauen und Kinder zusammengetrieben, mit Halsketten aneinandergefesselt und oft Hunderte von Kilometern weit zu Fuß unter unmenschlichen Zuständen und Miß-

handlungen nach den Handelszentren an der Küste getrieben. Von dort brachten eigens für diese Zwecke eingerichtete Schiffe das schwarze Elfenbein auf die Sklavenmärkte nach Lissabon, wo die Ware feilgeboten und als Hauspersonal oder zur Arbeit in der Landwirtschaft verkauft wurde.

Nach der Entdeckung Amerikas und Ozeaniens erhöhte sich die Ausfuhr von Sklaven aus Afrika beträchtlich. Die Gier, mit der die weißen Kolonisatoren in diesen neuentdeckten Gebieten über die Reichtümer dieser Länder, die Goldvorkommen und die tropischen Produkte, herfielen und die rücksichtslose Brutalität, mit der sie die vorhandenen menschlichen Arbeitskräfte zur Steigerung ihrer eigenen wirtschaftlichen Konjunktur bis zum Weißbluten und Aussterben ausbeuteten, führte dazu, daß bald ein gänzlicher Mangel an Arbeitskräften eintrat und die herrschende Konjunktur aufs Schwerste bedrohte. Um aus diesem Engpaß der Kolonisation herauszukommen, führte man kurzerhand Sklaven aus Afrika in diese Gebiete ein. Diese bedauerlichen Opfer der weißen Habgier wurden zunächst wieder über Lissabon verhandelt. Dann aber schalteten sich England, Holland, Frankreich und andere europäische Staaten in das einträgliche Geschäft ein, wovon sich die englische Regierung bald rühmen konnte, daß es eine Hauptquelle britischen Reichtums sei.

Es ist unmöglich, die genaue Zahl der Sklaven festzustellen, die in dieser dunkelsten Periode der Geschichte des dunklen Erdteiles aus Afrika verschleppt wurden; man schätzt diese Zahl auf einige 10 Millionen Menschen. Der Historiker Du Bois nimmt an, daß die Zahl derer, die durch den Sklavenhandel direkt oder indirekt geschädigt wurden, also einschließlich derer, die auf den unmenschlichen Transporten umkamen, 100 Millionen beträgt.

Die Grausamkeiten und Schrecken der Sklavenjagden sind oft genug beschrieben worden. Die Gier nach Geld, die von den Weißen auch in den Schwarzen geweckt wurde, führte zu einem Kriege aller gegen alle, ein Dorf überfiel das andere, der Nachbar kämpfte mit dem Nachbarn, um Menschen erbeuten und verkaufen zu können, der Häuptling suchte sich persönlich zu bereichern durch die Verschacherung seiner eigenen Leute, die ihm unbequem waren, oder die keinen sozialen Rückhalt hatten. Der bekannte schottische Missionar Livingstone hat wohl am besten aus eigener Anschauung diese entsetzlichen Zustände in seinen Tagebüchern geschildert.

Wir dürfen den verheerenden Einfluß, den das alles auf Schwarzafrika und die Entwicklung seiner Kulturen ausgeübt hat, nicht unterschätzen. Es ging ja dabei nicht um ein kleines episodisches Unternehmen, sondern um eine regelrechte Entvölkerung ganzer Teile des Kon-

tinentes ein paar Jahrhunderte hindurch. Was Wunder darum, wenn heute noch weite Strecken Schwarzafrikas menschenleer sind. Manche Stämme verloren ihre besten Mitglieder, andere wurden völlig ausgerottet, wieder andere kamen in den ungesunden Dickichten des Regenwaldes um, in die sie sich geflüchtet hatten. In diesen schrecklichen Jahrhunderten, die Afrika erlebte, müssen wir darum mit einem nicht wieder gutzumachenden Rückgang und Verfall der afrikanischen Kulturen rechnen, besonders mit einer starken Auflösung der traditionellen Gemeinschaftsformen, der Religion und der Moral.

Eine menschliche Betrachtung dieser Dinge wird aber auch nicht vorbeisehen an dem unermeßlichen seelischen Leid, das über viele Millionen Menschen kam, welche die Freiheit leidenschaftlich liebten, die mit allen Fasern ihres Wesens mit der heiligen, von den Ahnen überkommenen Heimaterde verwachsen waren, von der sie nun so unbarmherzig losgerissen wurden, um in ein ganz fremdes Land weit jenseits des Ozeans entführt zu werden. Welche Verlassenheit und Trostlosigkeit über diese Menschen kam, die bis jetzt in der warmen Geborgenheit ihrer engen blutsverwandtschaftlichen Gemeinschaften gelebt hatten und darin versorgt waren, und die nicht imstande waren, als isolierte Individuen, auf sich selbst gestellt, sich zurechtzufinden und das Leben in ganz fremden Verhältnissen zu meistern. Es ist nicht von ungefähr, wenn noch heute unter den Nachkommen der damals gewaltsam Verschleppten und Entwurzelten ein unstillbares Heimweh nach Afrika lebendig ist.

Ich muß diese unermeßliche Schuld der Weißen gegenüber den Schwarzen heraufbeschwören; denn sie ist der historische Hintergrund, auf dem beurteilt werden muß, was heute in Afrika vor sich geht. Nach einer Dauer von etwa vier Jahrhunderten wurde die Sklaverei offiziell wenigstens abgeschafft, beginnend mit einem entsprechenden Beschluß des britischen Parlaments vom 1. August 1834.

Hat sich nun danach grundsätzlich das Verhalten der Weißen gegenüber den Schwarzen geändert? Die Beantwortung dieser Frage überlasse ich jedem von Ihnen. Jedenfalls, was jetzt begann, war das Zeitalter des Kolonialismus. Zunächst war das vorige Jahrhundert gekennzeichnet durch große, meist von staatlicher Seite ausgesandte oder subventionierte Expeditionen ins Innere Afrikas. Neben wissenschaftlichen Zwecken hatten diese auch die Aufgabe, den Erdteil wirtschaftlich zu erkunden und politische Kontakte anzuknüpfen. Auf Grund der Ergebnisse dieser Reisen teilten die Staaten des europäischen Westens die afrikanische Erde wie ein Niemandsland untereinander auf, soweit das nicht schon früher geschehen war. Manchmal versuchte man, wenigstens noch einen Schein von Gerechtigkeit zu wahren, indem man mit einheimischen Häuptlingen oder solchen geldgierigen Individuen, die man

zu Häuptlingen gemacht hatte und die man heute Quislinge nennt, Kaufverträge abschloß, deren juristische Gültigkeit mehr als höchst problematisch ist, weil die schwarzen Menschen entweder gar nicht wußten, was kaufen und verkaufen nach den Rechtsbegriffen der Weißen bedeutete, oder weil sie kraft ihrer sozialen und Eigentumsordnung Grund und Boden überhaupt nicht verkaufen durften. Aber nirgends rührte sich eine Stimme für die rechtlosen Schwarzen. Sie wurden nun zu Sklaven in ihrem eigenen Lande, auf ihrem angestammten Grund und Boden.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte ein wahres Kolonialfieber die Mächte Westeuropas ergriffen, jeder fürchtete, irgendwo zu spät kommen zu können. Durch Schriften, Bücher und Zeitungen wurden die Volksmassen immer mehr für den nationalen Kolonialismus begeistert. Auf Konferenzen der westeuropäischen Staaten zog man einfachhin mit dem Lineal auf der Karte Afrikas die Grenzen der Kolonien und stritt sich dabei um kleine Fetzen Landes, das rechtlich keinem Weißen gehörte.

Diese künstlich fabrizierten Grenzen der Kolonien wurden damals rein mechanisch festgelegt ohne Rücksicht auf die dort wohnenden Menschen und die Grenzen ihrer Stammesgebiete. Stämme, Clans, Sippen, Großfamilien wurden so durch politische und damit auch soziale und wirtschaftliche Mauern auseinandergerissen.

Nun darf ich hier darauf hinweisen, wie kennzeichnend es doch ist für den Geist, der heute die herrschende Klasse beseelt, die sich aus vollkommen europäisierten Schwarzen in den neuen sogenannten selbständigen Staaten Afrikas herausgebildet hat, daß diese Klasse solche unmöglichen Zustände nicht nur weiter duldet, sondern sie geradezu zu verewigen trachtet.

Grenzen, die der Kolonialismus festgelegt hat gegen alle Vernunft, halten die angeblich schärfsten Gegner dieses Kolonialismus fest gegen den Widerstand von Schwarzen, die das durch den Kolonialismus begangene Unrecht heute gutzumachen streben. Ich greife aus meiner persönlichen Erfahrung nur ein besonders kennzeichnendes Beispiel heraus. Der Stamm der Ewe in Westafrika ist durch die Unsinnigkeit der kolonialen Grenzen auf drei politische Gebilde verteilt: Ghana, Togo und Dahomey. Das Streben unter den Ewe von Ghana, aus den drei Teilen ihres Stammes ein einziges nationales Gebilde zu machen, wird durch den schwarzen Machthaber von Ghana und seine politische Partei brutal niedergeknüppelt.

Man kann sich wohl fragen, ob es jemals im Kongo zu den furchtbaren Greuelthaten, dem schrecklichen Blutvergießen und einer vielfach regelrechten Anarchie gekommen wäre, wenn die schwarzen Evolués,

denen man die Beherrschung dieses Gebietes übertragen hat, in ihrem Machthunger nicht den Kongostaat genau in dem Umfang und mit den Grenzen aufrecht erhalten wollten, die der Kolonialismus der Weißen ihm gegeben hatte. Ich glaube, wenn man sich nicht durch machtpolitische und machtwirtschaftliche Erwägungen imperialistischer Art sowohl in der UNO wie bei den schwarzen Évolués hätte leiten lassen, dann hätte man deutlich aus der Art der Unruhen die Stimme des echt afrikanischen Volkes gehört, das wieder in seinem alten Stammesverband, nicht als Kongolesen, sondern als Baluba, Bakongo, Bakuba usw. auch national verbunden leben wollte, und eben darin die Erlösung vom Kolonialismus sah.

Diese Ereignisse stellen uns vor die Frage: Haben wir wirklich ein Recht, uns zu schmeicheln, daß wir nach dem letzten Kriege den Kolonialismus überwunden hätten? Haben wir ein Recht, pharisäisch auf unsere Großväter herabzusehen, weil sie ein so abscheuliches System zwischen Weißen und Schwarzen geschaffen hatten? Ist eine staatliche Unabhängigkeit, die — wie im Falle von Liberia — ganz vom amerikanischen Dollar abhängig ist, oder die nur existiert innerhalb eines britischen Commonwealth oder einer Union Française, ist das wirkliche Unabhängigkeit, wirkliche Überwindung des Kolonialismus? Ist es wirklich Unabhängigkeit, wenn man schwarzen Machthabern ausgeliefert ist, die herangebildet wurden von den alten Kolonialherren, die ganz in ihrem Geiste die Verwaltung führen und sich weitgehend politisch, militärisch und besonders wirtschaftlich von den alten Kolonialstaaten abhängig halten und wenn nicht von diesen, dann von einer Organisation, die wie die UNO im Verdacht steht, an die Stelle eines nationalen einen internationalen Kolonialismus und Imperialismus zu setzen?

Nach der Verleihung der Unabhängigkeit strömen noch viel mehr Weiße in die afrikanischen Staaten, als unter dem Kolonialismus dort ansässig gewesen waren, die leitenden Positionen in Wirtschaft, Industrie, Finanz- und Heerwesen sind entweder in den Händen der Weißen oder stehen unter ihrem beherrschenden Einfluß.

Angesichts dieser Situation ist es wohl angebracht, die Frage zu stellen, ob man nicht doch berechtigt ist, von einem nach dem letzten Kriege entstandenen Neokolonialismus zu sprechen, auch wenn man in interessierten westlichen politischen und wirtschaftlichen Kreisen davon nichts hören will.

Wir müssen aber — so glaube ich — noch die weitere Frage stellen: Ist nicht das meiste von dem, was wir unter Entwicklungshilfe zusammenfassen, nur eine besondere Form dieses Neokolonialismus?

Ich betone, daß ich hier nicht den wirtschaftlichen Aspekt der Entwicklungshilfe im Auge habe. Also ich frage nicht, inwiefern vielleicht

die Annahme von Wirtschaftshilfe, auch wenn daran keinerlei politische Bedingungen geknüpft sind, die Schwarzen in wirtschaftliche Bevormundung, in lange Schuldversklavung und Abhängigkeit bringt von kapitalistischen Kreisen der weißen Welt und welches großes Risiko verbunden ist mit dem Anschluß der afrikanischen Wirtschaft an den Weltmarkt, der von diesen Kreisen beherrscht und dirigiert wird, wie es sich schon einmal in Ghana mit dem Sturz der Kakaopreise auf dem Weltmarkt gezeigt hat.

Mir geht es hier um den kulturellen Aspekt der Entwicklungshilfe. Die Frage lautet also: Haben wir es bei der Entwicklungshilfe mit einem kulturellen Kolonialismus zu tun? Die Antwort auf diese Frage möchte ich offenlassen. Ich möchte nur einmal den doch recht vagen und vielfach als leeres Schlagwort gebrauchten Ausdruck Kolonialismus klären und diesen Begriff deutlich umreißen.

Kolonialismus ist eine Abart des kulturellen Vorganges, den wir in der Ethnologie Akkulturation nennen. Es kommt zu Akkulturation, wenn zwei oder mehr Kulturen verschiedener Art durch historische Ereignisse miteinander in Berührung kommen, so wie das heute der Fall ist zwischen der westlichen Zivilisation und den alten Kulturen Afrikas. Bei dieser Berührung werden ganz bestimmte funktionale Prozesse ausgelöst. So lange diese Prozesse unbeeinflusst auf Grund ihrer naturgegebenen Gesetzmäßigkeiten ablaufen, kommt es zu einer wirklichen Funktion, d. h. zu einem gesunden wechselseitigen Geben und Nehmen, einem gleichberechtigten Austausch von Kulturgut zwischen den in Betracht kommenden Kulturen und auf Grund davon zu einer kulturellen Integration. Es kommen von selbst sozusagen neue Kulturen zustande, in denen die eigenen Kulturgüter mit den aus der anderen in Betracht kommenden Kultur übernommenen in harmonischer und organischer Weise zu einem neuen Strukturorganismus zusammengewachsen sind. In diesem Falle sprechen wir dann auch von Transkulturation.

Das Inventar dieser neuen gewandelten Kulturen wird bestimmt durch zwei Faktoren¹⁾. Der erste davon ist die sogenannte kulturelle Siebung. Sie sondert das Kulturgut aus, daß die bei dem Prozeß beteiligten Kulturen anbieten, übernehmen oder abstoßen, d. h. nicht übernehmen. Welches Kulturgut ausgesiebt, übernommen oder abgestoßen wird, das wiederum bestimmt das Weltbild der in Betracht kommenden Kultur. Unter dem Einfluß und sozusagen der Überwachung dieses Weltbildes laufen die funktionalen Prozesse ab und werden sie gesteuert.

Der zweite bestimmende Faktor, der bei Berührung von Kulturen und dem daraus erfolgenden Kulturwandel bei gesunder, natürlich ver-

¹⁾ Zu kultureller Siebung und Funktionswechsel; Wilhelm Mühlmann, Methodik der Völkerkunde, Stuttgart 1938, S. 193.

laufender Akkulturation wirksam wird, ist der Funktionswechsel. Er besteht darin, daß Kulturgüter, die in eine fremde Kultur übernommen werden, vielfach nicht mit derselben Funktion übernommen werden, die sie in der gebenden Kultur haben. Ob sie eine neue Funktion bekommen und dann welche, das entscheidet wieder das in der übernehmenden Kultur herrschende Weltbild.

Der Grundcharakter des Weltbildes wird manifest im kulturellen Gewicht, d. h. in den Aspekten der Kultur, denen man innerhalb der Struktur und der Funktionen eine besondere Bedeutung beimißt. Das kann die Technik, die Wirtschaft, die Magie, die Religion sein. Letzten Endes haben wir es offenbar nur mit zwei Weltbildern zu tun, einem sakralen und einem profanen.

Für Funktionswandel unter dem Einfluß des anderen Weltbildes konnte ich das folgende Beispiel in einer mit Europäern noch recht wenig in Berührung gekommenen Siedlung auf dem Bauchi-Plateau in Nigeria erleben. Ich machte dort ein paar Blitzlichtaufnahmen. Der einheimische „Priester“ klaubte die abgebrannten Blitze vom Boden auf und frug mich, ob er sie behalten dürfe. Er legte dieselben dann auf das Lehmgesims einer heiligen Hütte zu den dort liegenden Schädeln und Knochen von geopfertem Tieren. Ein Gegenstand also, der in unserer Kultur eine technische Funktion hat, bekam durch die enorme Lichtwirkung, die er hervorbrachte, entsprechend dem Weltbild dieses Schwarzen, das die Ursachen für die Lichtwirkung in einer außerphysikalischen Kraft sah, eine religiöse oder magische Funktion.

Diese ganz andere funktionale Bedeutung gerade technischer Dinge in den Augen selbst von ganz europäisierten Schwarzen wird in Verbindung mit der Entwicklungshilfe viel zuwenig berücksichtigt.

Solcher Funktionswechsel spielt namentlich auch bei der Übertragung religiöser Vorstellungen und Riten eine große Rolle. Religiöse Gegenstände, die Missionare einführen, wie etwa das Kreuz, werden mit einer magischen Funktion in das herrschende magische Weltbild eingebaut. Dieser Funktionswechsel unter dem Einfluß des Weltbildes macht sich z. B. auch besonders bemerkbar in den synkretistischen, einheimischen Sekten, an denen gerade Afrika so reich ist. Bei ihnen haben wir es mit einer echten Akkulturation, d. h., von fremder Bevormundung unbeeinflussten Integration des Christlichen in das afrikanische Weltbild zu tun. Zu einer solchen echten Integration kommt es eben dann, wenn die Prozesse der kulturellen Siebung und des Funktionswechsels bei Akkulturation natürlich und unbeeinflusst ablaufen können. Es kommt dann in den in Betracht kommenden Kulturen zu einer neuen Struktur, d. h. zu einer neuen Kultur.

Die Bedeutung dieser Vorgänge erfassen wir erst, wenn wir die Frage nach dem Wesen dessen stellen, was wir Kultur nennen. Ich gehe hier nicht auf die wohl annähernd 200 verschiedenen Definitionen von Kultur ein, die von den verschiedensten Autoren aufgestellt wurden. Die Unsicherheit, die sich in dieser Tatsache ausspricht, läßt nur die Befürchtung als berechtigt erscheinen, daß unsere Zeit überhaupt das Fingerspitzengefühl für das verliert, was Kultur ist und was man weitgehend schon mit allen möglichen Erscheinungen verwechselt, die entweder mit echter Kultur nichts zu tun haben, oder die ganz an der Peripherie des kulturellen Bereiches liegen.

Ich selbst möchte das Phänomen Kultur so definieren: Kultur ist die an einem bestimmten Weltbild orientierte Integration der Ergebnisse der funktionalen Auseinandersetzungen einer zusammengehörigen Gruppe von Menschen mit den verschiedenen Aspekten ihrer jeweiligen historischen Umwelt.

Ich möchte gleich diese Abhängigkeit von der jeweiligen historischen Umwelt hervorheben. Da diese Umwelt sich fast ständig ändert, wird sich notwendig auch die Kultur ständig ändern, sie ist in einem unaufhörlichen Wandlungsprozeß begriffen. Kultur hat also einen vordringlich dynamischen Aspekt, statisch ist an ihr eigentlich nur das Weltbild, das immer wieder in dem durchbricht, was wir den Stil einer Kultur nennen können. Ich betonte also als Ethnologe, daß es töricht wäre, eine Kultur wie ein Museumsstück vor Veränderungen zu bewahren. Sie wäre dann nicht mehr lebendig, sie wäre eine Mumie, ein Petrefakt. Bei archaischen Kulturen geht der Kulturwandel wohl außerordentlich langsam vor sich, er ist fast nicht festzustellen, aber er ist auch da vorhanden; denn er ist ein Lebensgesetz der Kultur.

Der Wandel erfolgt teilweise von innen heraus. Die Ursachen dafür sind uns meist unbekannt, sie liegen vielleicht in gewissen inneren historischen Gesetzmäßigkeiten, wie sie als zyklische, z. B. Giambattista Vico oder Oswald Spengler oder Arnold Toynbee oder Leo Frobenius annehmen.

Für gewöhnlich erfolgt der Kulturwandel allerdings unter dem Einfluß äußerer historischer Ursachen, wie er vor allen Dingen im Zusammentreffen einer Kultur mit einer anderen vorliegt. Jedes derartige Zusammentreffen schafft eben eine Veränderung in der historischen Umwelt und ruft darum auf zu einer neuen funktionalen Auseinandersetzung mit dieser neuentstandenen historischen Situation. Solange nun dabei 1. das Weltbild der in Betracht kommenden Kulturen intakt bleibt, 2. nicht geplant und planend in die ablaufenden Prozesse eingegriffen wird und 3. die Wechselseitigkeit der funktionalen Prozesse der kulturellen Siebung und des Funktionswandels gewahrt bleibt, kann die

Tendenz echter Kultur zur kulturellen Integration wirksam werden und gehen die in Betracht kommenden Kulturen als Kulturen nicht zugrunde. Das ist im Laufe der vielen Jahrtausende alten Geschichte Afrikas unzählige Male geschehen und hat den eigentlich afrikanischen Charakter oder Stil der betroffenen Kulturen nicht angetastet.

Und das ist nun das unterscheidende Merkmal zwischen einer echten, gesunden Akkulturation und dem Kolonialismus jeder Art, namentlich auch dem Neokolonialismus, daß dies bei ihm nicht der Fall ist. Bei dem kolonialistischen Zusammentreffen der westlichen Zivilisation mit den Kulturen Schwarzafrikas wird eine Neuintegration unmöglich gemacht, weil die drei Bedingungen für einen gesunden Ablauf der funktionalen Akkulturationsprozesse hier nicht erfüllt sind.

Und nun stelle ich wiederum die Frage: Ist Entwicklungshilfe in Afrika vielleicht wieder eine neue Form des Kolonialismus? Untersuchen wir, ob sie die drei Bedingungen einer gesunden Akkulturation erfüllt.

Läßt sie also zunächst das Weltbild der afrikanischen Kulturen intakt? Unser Weltbild ist eine philosophische oder theologische Doktrin, die doktrinär weitergegeben wird. Das Weltbild der Schwarzen ist eine gelebte, traditionell von Anfang an festgelegte Ordnung des Denkens und Handelns, die eine sichtbare Realität ist und als solche vital erfahren wird. Diese Realität der Ordnung und damit die Realität des Weltbildes wird vom Neger erlebt und erfahren — also nicht er- und durchdacht — in der Gemeinschaft, in der er lebt. Sie hat für die gesamte Existenz des schwarzen Menschen eine Bedeutung, von der wir Individualisten uns keine Vorstellung machen können. Es ist die unilaterale, soziale, ökonomische und religiöse Gemeinschaft des Clans. Ihr funktionaler Schwerpunkt liegt im Religiösen, namentlich in der Welt der verewigten Ahnen. Für Zeit und Ewigkeit weiß sich der Mensch in ihr versorgt und in einer wohligen Wärme geborgen. Ein solches vitales Weltbild wird nicht durch intellektuelle Unterweisung an die folgende Generation weitergegeben, sondern durch eine religiöse Initiation, eine Mysterienweihe, durch die der junge Mensch sozusagen an den Stromkreis ihrer lebendigen Kräfte angeschlossen wird.

Achtet und schützt die Entwicklungshilfe dieses Weltbild, das seinen hohen menschlichen und besonders sozialen Wert durch Jahrtausende bewiesen hat? Hier wäre an die europäische Schule zu denken, deren Einführung in Afrika durch die Entwicklungshilfe so weitgehend gefördert wird. Wie steht diese so höchst simpel und primitiv kopierte, meist noch mit einem ganz europäisch aufgezogenen und geleiteten Internatssystem verbundene Schule innerhalb einer von der europäischen so tiefgehend abweichenden Sozialstruktur, eine Schule, die selbst in unseren Verhältnissen nicht unbestritten als gut und förderlich angesehen wird?

Die Schule ist der Hauptfaktor, der den Individualismus des weißen Menschen verbreitet, und der dadurch in den afrikanischen Gemeinschaften eine tiefe Kluft aufreißt zwischen den traditionellen Formen des Zusammenlebens in der unilateralen kollektiven Sozialstruktur und der durch die Schule geförderten und verbreiteten bilateralen Sozialstruktur der individualisierten und isolierten europäischen Kleinfamilie.

Diese auf der Anziehung der Geschlechter aufgebaute Sozialordnung erotisiert die Beziehungen unter den Geschlechtern im privaten wie im öffentlichen Leben, etwas, was früher in Schwarzafrika aufs äußerste verpönt war und es jetzt noch ist, wo die traditionellen Formen des Zusammenlebens noch lebendig sind. Diese neue Sozialstruktur desakralisiert weiter in Afrika das Gemeinschaftsleben und zerstört seine kulturelle Grundfunktion.

Sowohl die soziale wie die wirtschaftliche Basis der Kleinfamilie ist zu klein, um dem Menschen die Geborgenheit zu geben, die ihm die unilaterale Gemeinschaft gab. Wie der Weiße, so ist er darum genötigt, sich an Interessengesellschaften sozialer und wirtschaftlicher Art anzuschließen und einen großen Teil seiner Freiheit und Selbständigkeit zu opfern. Besonders aber muß er sich der Herrschaft der umfassendsten Interessengesellschaft, des modernen Staates unterwerfen, der so sehr dem Weltbild des schwarzen Menschen widerspricht, daß er in Afrika, vielfach hinter den Kulissen demokratischer Formen nur als Despotie funktionieren kann. Je mehr die modernen afrikanischen Staatsgebilde von den alten weißen Kolonialherren unabhängig werden, um so mehr manifestieren sie diesen despotischen Charakter ihrer aus den ganz europäisch denkenden und empfindenden Kreisen der schwarzen Évolués stammenden Leiter.

Gerade diese Évolués, die übrigens nur eine hauchdünne, aber sehr selbstbewußte Schicht der afrikanischen Bevölkerung darstellen, die sich allein in der weißen Entwicklungshilfe betätigt, sind daran interessiert, daß das alte afrikanische Weltbild mit den sakralen unilateralen Gemeinschaften verschwindet. Man sieht eben keine Möglichkeit, eine Industrialisierung des schwarzen Erdteils, die man mit allen Mitteln, namentlich mit der Entwicklungshilfe, anstrebt, durchführen zu können, wenn das alte Weltbild mit seiner Sozialordnung bestehen bleibt.

Zur Durchführung einer Industrialisierung muß auch die Vorstellung der Schwarzen von der Funktion der Arbeit zugunsten unserer weißen Vorstellung davon verschwinden. Die Arbeit des Negers trägt einen durchaus kollektiven Charakter, sie steht ganz innerhalb der Ordnung der Gemeinschaft, die wirtschaftlich gesehen eine geschlossene Hauswirtschaft darstellt. In dieser wird ursprünglich nicht zur Anhäufung von Werten oder zu Handelszwecken produziert, sondern nur

für den augenblicklichen Bedarf der Gemeinschaft. Infolgedessen wird auch nur soviel und so lange gearbeitet, bis der Eigenbedarf des Kollektivs gesichert ist, das nur gemeinschaftlich produziert und konsumiert.

Eine solche Stellung zur Arbeit entspricht zwar einer vernünftigen und gesunden Lebensphilosophie, ist aber ungeeignet für eine kapitalistische Industrialisierung. Eine solche ist nur erfolgreich, wenn die Arbeit dazu dient, individuellen Besitz und einen höheren Lebensstandard zu erwerben. Zum Ärger für den Unternehmer in Afrika geht das selbst dem urbanisierten und entwurzelten Schwarzen nicht ein.

Mit der Auffassung von der Funktion der Arbeit hängt eng der Eigentumsbegriff zusammen. Das alte Weltbild des schwarzen Menschen kennt nur ein sakral fundiertes kollektives, kein privates Eigentum. Und letzten Endes ist auch das kollektive Eigentum der Gemeinschaft nur das Recht auf Nutznießung, namentlich wenn es sich um Grund und Boden handelt, der dem Urahn von Gott gegeben wurde und über dessen Bewirtschaftung man diesem Rechenschaft schuldig ist. Für eine Industrialisierung ist aber wieder nur ein ganz und gar individualistischer, profan-materialistischer Eigentumsbegriff geeignet, wie ihn in Afrika besonders wieder die europäische Schule und bis zu einem gewissen Grade die am europäischen Eigentumsbegriff geformte, christlich genannte Moral verbreitet.

Wenn durch künstliche, elektronisch-maschinelle und statistische Zu-Akkulturation zu, daß in die Prozesse der kulturellen Siebung und des Funktionswechsels nicht planend und lenkend eingegriffen wird. Ist also Entwicklungshilfe rationale Planung, die es unmöglich macht, daß die Prozesse gesetzmäßig ablaufen? Bestimmt der weiße Entwickler und der in seinem Sinne arbeitende Évolué, wie die Entwicklung zu verlaufen hat, welches Kulturgut übernommen werden muß? Verhindert er, daß westliches Kulturgut, das übernommen wird, eine andere Funktion in der afrikanischen Gesellschaft bekommt, als die es auch in der westlichen Gesellschaft hat?

Wenn durch künstliche, elektronisch maschinelle und statistische Zukunftsberechnungen die Entwicklungen geplant und in einer bestimmten Richtung gelenkt werden, dann wird die notwendige kulturelle Siebung und der organische Funktionswechsel gestört oder unterbunden. Es wird dadurch eine gesunde, funktionale Auseinandersetzung mit der neu-geschaffenen historischen Umwelt unmöglich gemacht. Es kann dann nicht zu einer neuen Integration kommen, zu einer organischen Struktur, zu echter Kultur. Es kommt höchstens zu Zivilisation, meist aber zu einer geistigen und moralischen Proletarisierung. Das ist in erschreckendem Maße festzustellen in den urbanisierten und industrialisierten Zentren Afrikas, wohin die Menschen zum Teil durch Landflucht, zum Teil durch kommandierte Umsiedlung gekommen sind.

Es müßte einmal prinzipiell, dazu unbefangen und unbeeinflußt von kulturellen Vorurteilen von der Moralthologie her die Frage untersucht werden, ob rationales Eingreifen in natürliche Abläufe in jedem Falle, wenn der Sinn solcher Abläufe gefährdet ist oder umgebogen wird, also nicht nur, wenn es sich z. B. um Eingriffe in den Ablauf von Zeugung, Schwangerschaft und Geburt handelt, moralisch einwandfrei oder zu verurteilen ist.

Soweit Entwicklungshilfe in Afrika Planung ist, geht sie darauf aus, den Erdteil voll und ganz in die kapitalistische Weltwirtschaft einzuschalten. Diese Wirtschaft kann nur funktionieren, wenn Produktion und Konsumtion sich die Waage halten. Der Neokolonialismus verlangt darum von Afrika, daß es sowohl produziert wie konsumiert, als ein Unterteil der Weltwirtschaft. Wenn aber Tag und Nacht auf Hochtouren in der ganzen Welt produziert wird, dann muß Tag und Nacht auf Hochtouren in der ganzen Welt konsumiert werden. Dazu aber ist dringend notwendig eine individuell bezahlte Arbeit und ein betont individualistischer Eigentumsbegriff mit dem forcierten Streben nach Formung und Vermehrung von individuellem Besitz.

Im alten Kolonialismus war das wesentlich anders. Hier ging es nicht um Weltwirtschaft, sondern um Nationalwirtschaft. Ihr hatten die Kolonialvölker zu dienen. Dazu mußten sie dafür viel produzieren und so wenig wie möglich konsumieren. Also mußte der Lebensstandard des Neger niedrig bleiben, man hatte außerdem wenig Interesse daran, die alten Gemeinschaften mit ihrer geschlossenen Hauswirtschaft und ihren kollektiven Eigentumsbegriffen zu zerstören.

Beim Neokolonialismus und auch bei der Entwicklungshilfe liegt das anders. Der Neger muß, und zwar als Individuum, wie das bei uns der Fall ist, durch alle Mittel einer raffinierten Reklame, die alle Leidenschaften, besonders Habsucht und Genußsucht anstachelt, zu ständig erhöhter Konsumtion angestachelt werden. Darum muß ihm immer wieder klargemacht werden, daß er ein bedauernswertes Dasein führt, daß sein Lebensstandard entwürdigend und unmenschlich ist, daß ihm die materiellen Genüsse des Weißen auch offenstehen. Alles Empfindungen, die dem in traditionellen Gemeinschaften mit ihrem religiös fundierten und kollektiven Geiste lebenden Menschen fremd sind. Die giftige Saat der Unzufriedenheit wird bewußt in die schwarzen Menschen gesät, und so gärt es allenthalben in Afrika. Auch diese Menschen müssen leider erst durch bittere Erfahrungen lernen, daß nicht der hohe Lebensstandard und aller Lebensgenuß das Glück des Menschen ausmacht, sondern das Fehlen der Begehrlichkeit und die Zufriedenheit mit den Verhältnissen, in denen man lebt, die man als gegeben betrachtet ohne sich das zu wünschen, was der Weiße hat, so wie es noch heute

dort der Fall ist, wo die Schwarzen abseits von der Berührung mit der weißen Welt im sogenannten Busch leben.

Nehmen wir nun noch die dritte Bedingung vor, die erfüllt sein muß, wenn es zu einer gesunden Akkulturation kommen soll. Der Kulturaustausch zwischen den in Berührung kommenden Kulturen muß wechselseitig sein. Es liegt wohl schon in dem Wort Entwicklungshilfe ausgedrückt, daß das nicht der Fall ist. Wer den Weißen einen solchen wechselseitigen Kulturaustausch mit den Schwarzen zumuten würde, also daß auch die Weißen bereit wären, aus der Kultur der Schwarzen etwas zu übernehmen, der würde für wahnsinnig gehalten. Sie haben doch nichts, darum muß unsere Entwicklungshilfe ihnen alles bringen.

Diese Denkweise beruht zunächst darauf, daß wir, bewußt oder unbewußt, Kultur mit Technik in eins setzen. Weiter denken wir dabei in Kategorien des vorigen Jahrhunderts. Das 19. war das Jahrhundert des evolutionistischen Denkens. Alles wurde unter dem faszinierenden Aspekt der Evolution gesehen. Man sah nicht nur den Menschen somatisch als das Ergebnis einer einlinigen Entwicklung in verschiedenen Stufen an, sondern man übertrug diese Vorstellung auch auf die Kultur. Danach soll sich die Kultur über verschiedene Stufen einlinig progressiv für die ganze Menschheit entwickelt haben. Dabei hätten nicht alle ethnischen Gruppen die letzte und höchste Stufe erreicht, die des modernen Menschen weißer Rasse, sondern die anderen Zweige der Menschheit seien auf verschiedenen Stufen der Entwicklung zurückgeblieben.

Das geht alles auf die Auffassung zurück, daß die Kultur der Menschheit nur eine sei, und daß unserer eigenen Kultur, als der höchsten Entwicklungsstufe dieser einen Kultur, Absolutheitscharakter zukomme. Wenn das richtig ist, dann hat damit die Menschheit die Aufgabe, in ihrer kulturellen Bestimmung schließlich und endlich bei uns zu landen. Und dann ist es allerdings richtig, dafür zu sorgen, daß die zurückgebliebenen Zweige der Menschheit sich so schnell wie möglich zu unserem Niveau aufschwingen und daß damit ihre alte minderwertige Kultur liquidiert wird.

Die historischen Tatsachen entsprechen nun nicht den Voraussetzungen, aus denen dieser Schluß gezogen ist, sie liegen vielmehr so, daß aus ihnen ein einliniger Entwicklungsgang der Kultur nicht abgeleitet werden kann, sondern das Gegenteil.

Nehmen wir dazu unsere Definition von Kultur als einer von einem bestimmten Weltbild aus erfolgten Integration der Ergebnisse der funktionalen Auseinandersetzungen einer bestimmten ethnischen Gruppe mit ihrer bestimmten historischen Umwelt. Dann folgt daraus, daß jede

ethnische Gruppe notwendig die ihrem spezifischen Weltbild und ihrer spezifischen historischen Umwelt entsprechende Kultur entwickelt. Eine Kultur kann darum als solche auch nicht auf ein anderes Volk übertragen werden, das kann höchstens geschehen mit Kulturelementen, die von ihrer organischen kulturellen Struktur abgeschnitten und darum kulturell tot sind.

Obwohl wir so bei einer objektiven Betrachtung, die sich freihält von subjektiver kultureller Selbstzufriedenheit, zu dem Ergebnis kommen, daß jedem Volke seine eigene Kultur zukommt, die von einem anderen als Kultur nicht kopiert, sondern von der höchstens losgelöste Elemente nachgeäfft werden können und obwohl wir zugeben müssen, daß in unserer eigenen Kultur alles bis in die innersten Bezirke der menschlichen Existenz problematisch, d. h. desintegriert ist, so daß man besser statt von Kultur von Zivilisation spricht, ist doch das allgemeine Streben darauf gerichtet, der Menschheit eine Allerweltskultur nach dem Vorbild unserer westlichen Zivilisation zu geben.

In diesem Bestreben zeigt sich eine eigenartige Diskrepanz im Wesen des modernen Menschen. Auf der einen Seite ist sein Horizont über die ganze Erde, ja bis ins Weltall hinein erweitert worden, auf der anderen Seite aber ist er bemerkenswert unduldsam gegenüber fremdem Wesen und fremden Sitten. Wenn er nicht alles tut, um sie zu beseitigen und gleichzuschalten mit den seinen, dienen sie nur noch seiner touristischen Kuriosität.

Dieses Streben nach kultureller Gleichschalterei ist in der Welt des Kommunismus zu verstehen. Denn nach der hier herrschenden Weltanschauung des dialektischen Materialismus läuft die Entwicklung der ganzen Menschheit sozial, wirtschaftlich und kulturell nach einer dialektischen und eben darum unerbittlichen Gesetzmäßigkeit auf den Sozialismus hinaus. Hierin trifft sich der Kommunismus mit dem Evolutionismus des vorigen Jahrhunderts. Und derartige alte Gedankengänge spielen auch im Westen noch immer eine große Rolle, zumal in Amerika, wo sie in letzter Zeit auch kulturwissenschaftlich wieder vertreten werden.

Es kommt aber beim modernen Menschen noch ein weiteres hinzu. Das ist unser unorganisches, mechanistisch-materialistisches Weltbild, das an der Maschine orientiert ist. Es entfernt sich immer mehr von dem Organischen, wie es uns die Natur manifestiert. Dieses Grundgesetz im Wirken der Natur hält unser Denken für unvollkommen, weil zu langsam, für unzuverlässig, weil statistisch nicht lückenfrei berechenbar und nicht präzise genormt. Es orientiert sich lieber an der von der menschlichen ratio geschaffenen Maschine, an der alles zweckmäßig auf Tausendstel von Millimetern genormt, bis aufs Kleinste berechnet

und darum für die im Sinne des historischen Materialismus nicht nur im Osten, sondern auch bei uns im Westen betont wirtschaftliche Basis unserer Zivilisation besonders ökonomisch und rentabel ist.

Nach diesem Vorbild der ökonomischen Basis muß dann auch der ideologische, d. h. kulturelle Überbau in der ganzen Menschheit genormt werden, damit die Basis ertragreich wird. So müssen sich denn die Menschen auf der ganzen Erde in der gleichen Weise kleiden, sie müssen in den gleichen Häusern wohnen — auch in Afrika stehen überall schon die amerikanischen Hochhäuser —, sie müssen die gleichen Beschäftigungen betreiben, die gleichen Formen des Zusammenlebens haben, in der gleichen Art ihren Lebensunterhalt verdienen, ihre politische Ordnung nach der gleichen angelsächsischen Demokratie aufbauen, in den gleichen Gewerkschaften organisiert sein, die gleichen Besitz- und Klassenunterschiede entwickeln, in der gleichen auf Leistung und Rekord ausgerichteten Art Sport betreiben, ohne Rücksicht auf ihre historische Umwelt, ihre Traditionen, ihr Weltbild und den Stil ihrer bisherigen eigenständigen Kultur.

Dieses ganze Verhalten entspringt zunächst einem unverbesserlichen Optimismus gegenüber unserer eigenen Kultur, ein Optimismus, der blind ist gegenüber den gewaltigen Mängeln, die sie aufweist. Auf der anderen Seite entspringt es einer kulturellen Diskriminierung der Schwarzen. Diese Diskriminierung sitzt uns im Blute, wir haben sie nie überwunden und wir wollen sie auch nicht überwinden. Sie ist vielmehr die Grundlage unseres ganzen Verhaltens gegenüber den Völkern, die wir unterentwickelt nennen und die wir entwickeln wollen. Der Durchschnittsweiße, auch wenn er anders spricht, ist doch im tiefsten Grunde seines Herzens ganz selbstverständlich davon überzeugt, daß die Kulturen Afrikas für eine gleichberechtigte Vergleichung mit der unseren gar nicht in Frage kommen, daß der Gedanke daran absurd ist, daß sie im Grunde genommen eigentlich barbarische, primitive Verirrungen von Menschen sind, die noch nicht so weit sind, daß sie logisch-kausal denken und urteilen können. Daß das alles vor der andringenden hohen westlichen Zivilisation kapitulieren und verschwinden muß, ist für ihn so undiskutierbar, daß man darüber überhaupt nicht spricht. Daß in Afrika etwas anderes kommen könnte, als eine schwarze Kopie unserer weißen Zivilisation, etwa eine spezifisch afrikanische Kultur, das erscheint ihm grotesk. Besonders ausgeprägt vertreten diese Vorstellungen die Évolués, die als typische Renegaten prononziert europäisch auftreten, ihr Wesen und ihre Tradition verleugnen und ihr eigenes Nest beschmutzen, aus dem sie gekommen sind.

Hier stoßen wir auf die Frage nach der Wertung von Kulturen. Wir sprechen immer wieder von höheren und niederen Kul-

turen, meist gedankenlos, ohne uns klargemacht zu haben, nach welcher Norm wir denn eigentlich solche Wertungen und Einstufungen vornehmen. Bei genauerem Zusehen ist diese Norm der Wertmaßstab, den wir bewußt oder unbewußt anlegen, tatsächlich der größere oder geringere Abstand von unserem eigenen Kulturstandard, wobei wir hauptsächlich die Entwicklung der Technik und des materiellen Lebensniveaus im Auge haben. Die Wertung muß also als subjektiv bezeichnet werden.

Der wahre, objektive und spezifisch kulturelle Wert einer Kultur kann nicht aus einer Vergleichung mit einer anderen Kultur abgemessen werden, sondern nur aus ihrer Eigenstruktur. Jede Kultur trägt den Maßstab für ihre Wertung in sich selbst. Und dieser Maßstab ist das Maß von Integration, das sie erreicht hat. Dieses Maß kann gemessen werden an einem mehr äußeren und einem mehr inneren Kennzeichen. Die Integration ist um so gelungener, d. h., die Kultur steht um so höher, je stilvoller sich das Volkstum äußert und je stärker es psychisch die Menschen formt und ihnen das gibt, was die Griechen Harmonia nannten, die Ausgeglichenheit des Wesens, das Gleichgewicht der seelischen Haltung und die Geborgenheit in der Gemeinschaft.

Es scheint, daß bei einer solchen Wertung unsere als höchste angesehene westliche Kultur nicht allzu gut abschneidet. Bei echter kultureller Wertung sind also materieller Lebensstandard und technisch-zivilisatorische Ausrüstung, die auf uns so starken Eindruck machen, belanglos.

Wenn wir all diese Überlegungen zusammenfassen, kann es uns nicht wundern, daß der Versuch, unsere hochgepriesene westliche Zivilisation nach Afrika zu verpflanzen, als mißlungen bezeichnet werden muß. Dieser Versuch einer kulturellen Gleichschaltung Afrikas hat dort zu einer noch katastrophaleren Desintegration geführt, als sie sich bei uns mehr und mehr bemerkbar macht. Die Menschen, an denen man dieses kulturelle Experiment gemacht hat, sind äußerlich und innerlich entwurzelt, die Bande der Gemeinschaft sind aufgelöst, alle niedrigen Triebe und Leidenschaften sind entfesselt. Das alles kann man immer wieder feststellen, wenn man aus dem Busch in Slums und Außenbezirke der großen städtischen Zentren, namentlich an der afrikanischen Küste kommt.

Ich darf ihnen zur Illustrierung davon ein paar Anmerkungen aus einem verzweifelten Brief eines holländischen Missionars aus Gabun, vom 22. Januar 1960 übersetzen, die sich nicht auf ein großes, sondern ein kleines urbanisiertes und christianisiertes Zentrum von etwa 2000 Menschen beziehen und nur auf einen Aspekt, den sexuellen. So schreibt er: „Es ist unglaublich, wie barbarisch diese Menschen werden, was das Verhältnis zu Frauen angeht. Ein Arzt versicherte mir vorige Woche, daß 95 % geschlechtskrank seien und daß 60 % der Kinder abgetrieben

würden. Es handelt sich dabei um junge Mädchen, die ihre Kost, hier zu verstehen als Kleidchen, Schühchen, Lippenstift, verdienen gehen. Weil sie sich fast in den meisten Fällen nicht normal verheiraten können, ist die Mehrzahl auf „mademoiselle“ angewiesen. Früher waren hier die Ehen viel friedlicher, weil Mann und Frau noch Wilde waren. Mit dem Verfall der Ehe liegt die ganze Gemeinschaft am Boden.“ Soweit der Missionar.

Das sind wahrhaftig beunruhigende Erscheinungen für jeden, dem es heute noch um den Menschen geht und nicht um die Materie. Die Entwicklungshilfe zeitigt Früchte, die in der optimistischen Statistik nicht berechnet oder als zu vernachlässigen betrachtet wurden.

Der dunkelste Aspekt der Entwicklungshilfe aber ist in Afrika, wie in der ganzen farbigen Welt, der militaristische, der neben dem ökonomischen ja heute in der ganzen Welt eine nie gekannte und entscheidende Rolle spielt, so daß sich überall die Menschen bis an die Zähne bewaffnet gegenüberstehen, bereit, übereinander herzufallen und sich gegenseitig auszurotten wie wilde Tiere. Unter dem alten Kolonialismus hat man die Schwarzen in beiden Weltkriegen als Kanonenfutter verwendet. So hat man sie bekannt gemacht mit den raffinierten Mordwaffen und der unmenschlichen Kriegführung der weißen Christen.

Als eine der wichtigsten Vorbereitungen auf die Unabhängigkeit der afrikanischen Staaten haben die alten Kolonisatoren alle Sorgfalt darauf verwendet, um diese Staaten als Vorbedingung sozusagen für die Unabhängigkeit mit einer modernen Polizei- und Militärmacht zu versehen. Gerade sie benutzten die schwarzen Despoten nun, um ihre alten Minderwertigkeitskomplexe gegenüber den Weißen zu kompensieren. Bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit spielen sie mit ihren Soldaten und zeigen sie dieselben wie ihre eigenen Uniformen und schnittigen Wagen. Da bewegen sich dann in brütender Hitze in genau denselben Uniformen wie in Europa, die Füße in genau dieselben heißen Stiefel gezwängt, Neger, für deren Rasse eine freie, gelockerte Bewegung so typisch ist, in den verkrampten, lächerlichen, ballettartigen Bewegungen, wie man sie in London vor dem Buckingham-Palace, oder Tower, oder bei den Wachablösungen der verschiedenen Besatzungstruppen in Berlin oder bei den immer häufiger vorkommenden Paraden unseres ausgebreiteten Personenkultes als die Kulturzeremonien unserer Zeit beobachten kann. Auffallend sind gerade bei diesen Demonstrationen die weißen Instrukteure aus der Kolonialzeit, die ihre Stellungen auch weiter behaupten.

Leider bleibt es nicht bei dem Spiel mit Soldaten. Ich brauche ja nicht weiter auszuführen, welch grauenhafte Geschichte der afrikanische Militarismus bereits hinter sich hat, zum Teil nach dem Vorbild einer

Weltorganisation, die zum Zwecke der Erhaltung des Friedens gegründet wurde und sich immer mehr zu einem blutigen Werkzeug eines neuen internationalen Kolonialismus entwickelt. In Afrika droht jedenfalls der Militarismus und die militärische Entwicklungshilfe den letzten Rest von Kultur auszulöschen. Ost und West wetteifern dabei, sich in Friedensbeteuerungen zu überbieten und zugleich eine militärische Entwicklungshilfe für Afrika aufzubauen, Kredite anzubieten zum Ankauf der modernsten Mordwaffen. So droht aus Entwicklungshilfe Untergangshilfe zu werden.

Fast möchte man zu dem Schluß kommen, zu dem der große englische Entdecker James Cook kam, der Menschen der Südsee kennenlernte, als noch kein Europäer seinen Fuß auf ihre glücklichen Inseln gesetzt hatte und der es erleben mußte, wie in kürzester Zeit die Berührung mit Europa diese Kulturen, wie von einer Pest ergriffen, ruinierte und vernichtete. Er meinte schließlich, er müsse ehrlich sagen, es wäre besser gewesen, diese armen Menschen hätten niemals unsere Superiorität kennengelernt.



Entwicklungsprobleme Ceylons

mit 1 Abbildung

von Angelika Sievers

Die ehemalige Kronkolonie Ceylon wurde als „Juwel in der britischen Krone“ bezeichnet — nicht nur, weil sie von großer landschaftlicher Schönheit ist und ihre Kultur alt und weil ihre Menschen liebenswert sind, sondern noch viel mehr, weil ihr wirtschaftlicher Reichtum groß ist, weit größer als der Indiens. Steht diese Charakteristik aber nicht in schroffem Gegensatz zu der Tatsache, daß diese schöne und reiche Insel zu den Entwicklungsländern zählt? Und daß die erste der großen Nachkriegshilfsorganisationen, der Colomboplan, hier sein Verwaltungszentrum hat?

Für das Verständnis ceylonesischer Entwicklungsprobleme, vor allem auch hinsichtlich ihrer sachlichen und räumlichen Differenzierung, ist es notwendig, zunächst die geographische Gliederung der Insel, dann ihre geschichtliche Entwicklung und drittens ihre gegenwärtige demographische Situation, nämlich den ungeheuren Bevölkerungsdruck, jeweils kurz zu skizzieren.

1. Geographischer Überblick ¹⁾

Der entscheidende geographische Gesamteindruck ist der einer starken räumlichen Differenzierung der Insel, ja geradezu eines Reichtums an Gegensätzlichkeiten. Man bezeichnet Ceylon gern als *Endland*, als die eigentliche Südspitze Vorderindiens. Geologisch gesehen ist die Insel die südliche Fortsetzung des großen indischen Subkontinents. Die südindische naturlandschaftliche Gliederung wiederholt sich auf der Insel mit entsprechender insularer Zuspitzung: nämlich der südindischen Dreiteilung in das immerfeuchte Küstentiefland der Malabarküste, in die Westghats mit ihren Steilabfällen und in das trockene Küstentiefland im Osten, die Koromandelküste, — dieser Dreiteilung entspricht in Ceylon mit

¹⁾ Ausführliche Überblicke bei Farmer, B. H.: Ceylon (in Spate, O. H. K.: India and Pakistan. Methuen: London 1957, 2. Aufl.). Timmermann, O. Fr.: Ceylon, seine natürlichen Landschaftsbildner und Landschaftstypen (in: Mittn. Geogr. Ges. München 28, 1935). Bartz, F.: Die Insel Ceylon. Gesellschaft, Wirtschaft und Kulturlandschaft (in: Erdkunde 11, 1957, 4). Cook, E.: Ceylon (Macmillan: London etc. 1953, 3. Aufl.). De Silva, S. F.: The new geography of Ceylon (Colombo 1954, 3. Aufl.).

ozeanischer Abwandlung die Aufgliederung in das westliche immerfeuchte Küstentiefland, in das immerfeuchte, bis zu 2500 m ansteigende Gebirgsland, ebenfalls mit gewaltigem Steilabfall nach allen Seiten, und in das nur periodisch feuchte, meist recht trockene Küstentiefland im Osten (Durchschnittswerte von 2300 mm im SW bis zu 1870 mm im O). Verschwenderische SW-Monsunniederschläge fallen im SW, ein Drittel der Insel tränkend, üppige Regenwaldvegetation hervorbringend, soweit nicht das reiche Kulturland sie längst auf ein Minimum zurückgedrängt hat. Demgegenüber sind die NO-Monsunniederschläge im N und O schwach und unsicher; spärliche Dornbusch- und Sukkulentevegetation kennzeichnet die trockensten Küstenstriche im NW und SO, wo weder SW-Monsun noch NO-Monsun hintreffen; sogar Salzlagen finden wir dort, die gewerblich genutzt werden. Die Gebirgshänge im Osten erhalten sehr viel reichhaltigere Niederschläge; deshalb herrscht die Waldsavanne vor. Der Osten und mittlere Norden sind weithin von laubwerfendem und immergrünem Wald („jungle“) bedeckt und dünn besiedelt. Nur dort, wo künstlich bewässert werden kann, wird Reis angebaut. Ein ungeheuer eindrucksvoller Gegensatz zum immerfeuchten dichtbevölkerten Südwesten!

Die Insel hat eine Flächengröße wie Bayern, rund 65 000 qkm, und eine Bevölkerungszahl von 10 Millionen (1961) und hat damit Bayern gerade überschritten. Wichtig ist festzuhalten, daß sie in den letzten 15 Jahren um 50 % zugenommen hat.

2. Tropische Hochkultur

Ceylon ist wie Indien und die anderen Länder des tropischen Orients altes Kulturland, dessen erste große Blütezeit ins 4. vorchristliche Jahrhundert fällt. Die singhalesische Kultur stand während der sog. ceylonesischen Antike („ancient period“), die bis ins 12. Jahrhundert gerechnet wird²⁾, auf hoher Stufe. Sie war eine Reisbauernkultur auf der Grundlage künstlicher Bewässerung.

Ceylon ist 2000 Jahre lang, bis Ende des 15. Jahrhunderts, durch zwei verschiedene alte indische Kulturvölker geprägt worden: durch die Singhalesen („Löwenherren“), nordindide, hellhäutige Buddhisten; sie machen heute 70 % der Gesamtbevölkerung aus. Und zweitens geprägt durch die Tamilen, melanid, aus Südostindien stammend, dunkelhäutig, mit dravidischer Hindukultur; sie betragen heute 11 % der Gesamtbevölkerung, wozu aber als rassisch-kulturelle Verstärkung die seit dem vorigen Jahrhundert eingewanderten südindischen Tamilen als Plantagenarbeiter hinzukommen — das sind weitere 12 % der Gesamtbevölkerung, aber indischer Nationalität, so daß damit rund ein Viertel der Bewohner

²⁾ Mendis, G. C.: The early history of Ceylon. Calcutta 1945, 4. Aufl. Geiger, Wilhelm: Cultur of Ceylon in mediaeval times. Harrassowitz: Wiesbaden 1960.

Ceylons heute Tamilen sind. Dem Christentum gehören rund 9% an, Singhalesen wie Tamilen. Davon sind 84% katholisch, auf die Missionierung in der portugiesischen Kolonialzeit vor rund 400 Jahren zurückgehend.

Das besondere geschichtliche Schicksal der Insel liegt darin, daß im Laufe des Mittelalters eine allmähliche Schwerpunktverlagerung des Kulturzentrums vom Norden nach dem Süden stattfand, vom Trockenraum zum Feuchtraum hin. Innen- wie außenbürtige Kräfte hatten die 2000jährige singhalesische Kultur so geschwächt, daß sie zur allmählichen Zerstörung durch die von Westen her, übers Meer eindringenden europäischen Kolonialmächte reif war. Letzten Endes wurde die bedeutende frühgeschichtliche Kultur in Anuradhapura und die mittelalterliche von Polonnaruwa von innen her vernichtet, nicht etwa nur durch die Verseuchung mit Malaria.

Während das singhalesische Kulturzentrum immer weiter südwärts, erst an den Fuß des Berglandes, dann ins südwestliche feuchte Tiefland (Kotte) und als letzte Zuflucht ins Gebirge (Kandy) zurückwich, entwickelte die auf die Jaffna-Halbinsel konzentrierte Tamilen-Bevölkerung eine eigenständige, dem Tamilenland Südostindiens verwandte und durch die insulare Lage nur abgewandelte Kultur, eine brunnenbewässerte, intensive Gartenkultur.

Auf die alte singhalesische Kultur mit vielerlei tamilischen Einflüssen folgte seit dem Jahre 1505, als die ersten Portugiesen ihren Fuß auf westceylonischen Boden setzten, eine 450jährige europäische Kolonialherrschaft dreier sehr verschiedenartiger Kulturnationen, die jede auf ihre besondere Weise die Insel prägten: die Portugiesen rund 150 Jahre (1505 bis 1658), die Holländer rund 150 Jahre (1658 bis 1796) und die Briten rund 150 Jahre (1796 bis 1948).

Das Interesse der Portugiesen war räumlich nur auf die Küsten beschränkt; wirtschaftlich nur auf Perlen, Edelsteine, Zimt — jenen Reichtum der Insel, der durch Römer und Araber bekanntgeworden war. Auf die bäuerliche Reiswirtschaft nahmen sie keinen Einfluß. Hand in Hand damit ging, wie überall, wohin sie kamen, der Missionierungseifer. Sie haben während der 150 Jahre lockerer Kolonialherrschaft einen nachhaltigen und sehr entscheidenden Einfluß auf die Menschen des Küstenraumes gehabt, von Jaffna bis Matara, indem sie die Christianisierung mit großem Erfolg betrieben. Der Schwerpunkt der portugiesischen Tätigkeit lag also auf geistig-religiösem Gebiet.

Die Holländer vermochten keinen eigentlichen Schwerpunkt ihrer Herrschaft in Ceylon zu bilden. Ihre wirtschaftlichen Interessen waren in erster Linie auf Erweiterung der schon von altersher bestehenden Zimt-

gärten gerichtet und auf Schaffung von Stützpunkten zur Sicherung ihres Handels. Selbst ihr Wirken auf wasserwirtschaftlichem Gebiet im Küstenland: ihre Kanal- und Deichbauten für Transportzwecke hinterließen keinen nachhaltigen Eindruck, denn sie spielen im Zeitalter des Lastkraftwagens in der Plantagenwirtschaft keine Rolle mehr.

Erst die Engländer haben Besitz von der ganzen Insel ergriffen, die gesamte westliche Feuchtseite mit weltwirtschaftlich bedeutenden Tee-, Kautschuk- und Kokos-Plantagenkulturen überzogen und damit ihr ein völlig neues Gesicht gegeben. Die bäuerliche Reiswirtschaft blieb fast unberührt davon, wurde allerdings beträchtlich eingeengt. Colombo wurde erst dann zu einem bedeutenden Zentrum, als in den Jahren zwischen 1875 und 1912 ein großer Kunsthafen gebaut wurde. Seitdem konzentriert sich Ceylons wirtschaftliches und völkisches Leben, auch auf dem kulturellen Sektor, ganz ausschließlich auf Colombo.

3. Bevölkerungsdruck

Die Bevölkerung wächst seit rund 15 Jahren, seit erfolgreicher Malaria-kontrolle und besserer Gesundheitsfürsorge auf dem platten Lande in bedrohlichem Maße; um 50 % hat sie zugenommen³⁾. Ceylon steht mit einer jährlichen Wachstumsrate von 2,6 % nach Taiwan an 2. Stelle. Alle Volksgruppen, mit Ausnahme der Burgher, zeigen etwa die gleiche Fruchtbarkeit. Die Bevölkerungsdichte betrug 1937 88 E./qkm, 1946 schon 103 und 1959 146. Der Landesdurchschnitt ist freilich insofern irreführend, als er nirgendwo erreicht wird, sondern — und hier liegt das Problem — große regionale Unterschiede vorhanden sind. Der Bevölkerungsdruck ist weitaus am stärksten im dichtest besiedelten Gebiete, dem Südwesten, und zwar im Gebirgsland wie an der Küste. Der Bevölkerungsdruck liegt praktisch auf nur einem Drittel der Insel, wo aber 80 % der Bevölkerung leben und wo die Bevölkerungsdichte 1959 380 E./qkm betrug (in einigen Bezirken um 1000). Und zwar handelt es sich um eine durchweg ländliche Bevölkerung, die damit auf den knappen landwirtschaftlich verfügbaren Raum drückt. Nur 30 % der Insel sind Kulturland (davon ein Teil nicht bebaut). Die Landnot bzw. die Landlosigkeit ist in jüngster Zeit eines der Kernprobleme Ceylons geworden, und zwar regional begrenzt in zweifacher Weise: auf den Südwesten (Küste und Gebirge) und ebendort auf das sog. bäuerliche oder dörfliche Land, das rund 60 % der Kulturfläche einnimmt (Rest: Plantagen⁴⁾). Die durchschnittliche Besitzgröße beträgt 12 ar (0,82 acres). Ein Viertel des Landvolkes ist völlig landlos, die Hälfte besitzt weniger als 0,4 ha (1 acre). Das geht so weit, daß selbst die Fruchtbäume, d. h. ihre Ernte unter an-

³⁾ Sarkar, N. K.: The demography of Ceylon. Ceyl. Govt. Press: Colombo 1957.

⁴⁾ Sievers, Angelika: Das singhalesische Dorf. In: Geogr. Rundsch. 1958.

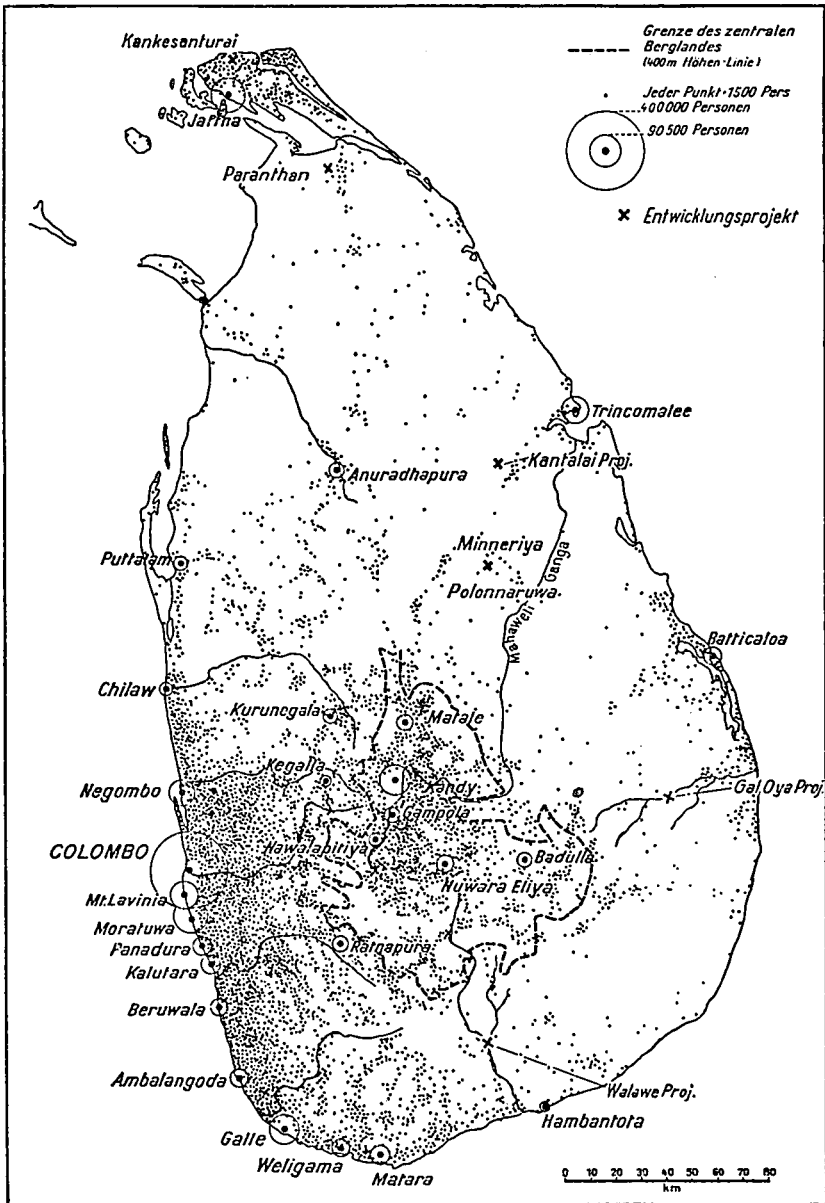


Abb. 1: Verteilung der Bevölkerung in Ceylon 1962

(nach einer Karte des Survey Dept. 1952 und eigenen Ergänzungen)

deren Erben aufgeteilt werden. Der größte Teil der Landbevölkerung fristet also ein kümmerliches Dasein. Das Ringen um eine Existenz ist zu einem Kampf um den Lebensraum im ganz wörtlichen Sinne geworden. Mit nur 1970 Kalorien gehört Ceylon trotz der Fülle an agrarischen Erzeugnissen zu den „hungrigsten“ Ländern der Erde.

Diesem überbevölkerten Südwesten steht ein weit ausgedehnter, verhältnismäßig volkarmen Raum gegenüber: nämlich die gesamte Trockenzone, zwei Drittel der Insel. Ein Raum zwar, der im Begriff ist, sich in den jungen Siedlungsgebieten langsam aufzufüllen; ein Raum, der anknüpfend an das frühgeschichtliche Erbe gegenwärtig ganz starke kulturlandschaftliche Wandlungen erlebt; der voller Dynamik steckt. Ob dieser Raum den starken Bevölkerungsüberschuß jemals wird aufsaugen können, ist eine Lebensfrage für Ceylon.

4. Ceylons Rückständigkeit — Grad und Differenzierung

Hauptproblem Ceylons ist demnach, der wachsenden Bevölkerung eine materielle Existenz zu sichern. Das kann einmal durch Beschaffung von Neuland, d. h. durch neue Bewässerungsbauten im Norden und Osten geschehen; zum andern durch Intensivierungsmaßnahmen in der Landwirtschaft; drittens aber durch eine gewisse Industrialisierung, soweit sie Arbeitsplätze schafft und rohstofforientiert ist. Dafür ist eine entscheidende Vorbedingung eine Umorientierung im Bildungswesen, das als Erbe der Kolonialzeit einseitig auf die Pflege der Geisteswissenschaften gerichtet war. Berufsschulen für Landwirtschaft, Handwerk, Technik sind bisher unbekannt gewesen und gehören zu den jüngsten, auch deutschen Projekten der Entwicklungshilfe. Der überragende Anteil aller Entwicklungsmöglichkeiten und -projekte entfällt auf die Landwirtschaft. Ihr müssen wir uns im folgenden besonders zuwenden.

Zunächst sei geklärt, worin und wo regional Ceylon entwicklungsbedürftig, rückständig ist; alsdann welche Entwicklungsmöglichkeiten und -projekte und schließlich welche finanziellen Hilfen bestehen.

Ehemalige Plantagenkolonie. Ceylon war zwar eine britische Musterkolonie und war als solche zweifellos hervorragend entwickelt: durch die Plantagenentwicklung, durch gute Verkehrserschließung, durch den Ausbau des Hafens von Colombo und durch den Anschluß Ceylons an den Weltmarkt gewissermaßen in der Mitte des britischen Weltreiches gelegen, im Kreuzungspunkt zwischen Australien und dem Mutterland, zwischen Schanghai-Hongkong und Afrika; durch den Aufbau einer modernen Verwaltung, durch Einrichtung von Schulen nach englischem Muster und Weiterbildungsmöglichkeiten für die Intelligenz im Mutterland. Letzteres ist kulturell von sehr tiefgreifender Wirkung geworden und bindet auch

heute noch maßgebliche Teile dieser obersten Schicht an die angelsächsische Kultur.

Die Masse des Volkes hat an dieser Entwicklung keinen oder nur sehr bedingten Anteil gehabt. Sie hat davon schwach profitiert und ist sogar in ihrem Lebensraum beschnitten worden. Die Plantagenwirtschaft hat sich nicht nur mit unberührtem Waldland, mit Niemandland begnügt, sondern hat sich überall dort im bäuerlichen Fruchmland ausgedehnt, wo keine festen Besitzrechtsverhältnisse herrschen, vor allem auf dem sog. Chena-Land (Brandrodungsland, shifting cultivation), das für die bäuerliche Bevölkerung ein wichtiges zusätzliches extensives Nutzungsland ist, zugleich ein Reservoir für zunehmenden Landbedarf. Rodung von jungfräulichem Waldland, Störung des Wasserhaushaltes und Bodenerosion im feuchten Südwesten der Insel haben eine Ausdehnung des alten bäuerlichen Landes zugunsten der Plantagen verhindert. Akut wurde diese Gefahr freilich erst mit dem plötzlichen, aber dann stetigen Bevölkerungsdruck nach dem zweiten Weltkrieg.

Dual economy im Südwesten. Im feuchten Südwesten haben sich also zwei wirtschaftliche und soziale Systeme nebeneinander her entwickelt, als „dual economy“ bezeichnet, typisches Ergebnis in vielen tropischen Kolonialländern. Diese „dual economy“ wird durch ein Nebeneinander von moderner marktorientierter westlicher *Plantagenwirtschaft* und von herkömmlicher hausorientierter einheimischer *Reisbauernwirtschaft* gekennzeichnet. Das bringt eine Fülle von existentiellen Problemen mit sich ⁵⁾.

Die rationell, westlich aufgebaute *Plantagenwirtschaft* arbeitet mit einem kleinen Stab von Angestellten und Beamten an der Spitze, im westlichen Geist erzogen, und mit einem Heer von meist indisch-tamilischen Kulifamilien, Lohnempfängern ohne Bodenbesitz, als Arbeiterschicht. Als Familien verdienen sie relativ gut: im Schnitt zwischen 5,— und 6,— DM pro Arbeitstag, zusätzlich ärztliche Versorgung, verbilligten Reis und manches andere an Fürsorgeeinrichtungen. Beide Eltern und 1 bis 2 Kinder arbeiten im Durchschnitt. Sie haben damit ein sicheres mäßiges Einkommen, das bedeutend besser ist als das der Masse unterbeschäftigter Singhalesen — eine der Tatsachen, die das gegenwärtige Verhältnis zwischen beiden Volksgruppen erheblich belastet ^{5a)}. Der linienhafte Barackenbau, seine Typisierung über den gesamten Plantagenraum, die Bungalows der Angestellten und Besitzer, die genormte, in der Teezone des Hochlandes sehr moderne Bauweise der mehrstöckigen fenster-

⁵⁾ Vgl. dazu den Literaturbericht „Neue Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeographie Ceylons“ der Verfasserin in: *Erdkunde*, Arch. f. wiss. Geogr. 1961, 3.

^{5a)} *Sievers*, Angelika: Die völkischen Spannungen in Ceylon und ihre Grundlagen. In: *Geogr. Rundsch.* 1962, 9.

reichen Aufbereitungsanstalt (Factory) und schließlich die Fürsorgeeinrichtungen geben dem Plantagenraum ein teilweise westliches Gepräge.

Diese moderne Wirtschaftslandschaft steht in krassem Gegensatz zur überkommenen bäuerlichen Welt, die zwar im langsamen Umbruch begriffen ist, besonders im südwestlichen Küstenland, wo sich vieles lockert, die aber im großen und ganzen noch jenen autarken, in sich gekehrten Geist atmet, der die Dörfer jahrhundertlang gekennzeichnet hat. Diese dörflich-bäuerliche Welt ist innerhalb des feuchten Südwestens im heute verstandenen Sinne rückständig⁶⁾. Für die schlichte Volksbildung haben die englischen Kolonialherren nur Unzulängliches getan, Landwirtschaft und Handwerk nicht unterstützt und beeinflusst. Hindernisse konservativer Gesinnung stehen einer Intensivierung bzw. besseren Nutzung des Landes im Wege: voran die primitiven Landbaumethoden. Kennzeichen dafür sind der Mangel an Düngung; denn eine systematische Viehhaltung fehlt im buddhistischen Lande immer noch. Nur auf der Jaffna-Halbinsel, bei den Tamilen, wird um des Düngers willen Vieh gehalten und auf dem Gemüse- und Bananenland systematisch gepfercht. Die tamilischen Teearbeiter sind es auch, die die Anregung der britischen Pflanzler in den Hochlandplantagen aufgenommen haben und europäischen Gemüsebau als guten Nebenverdienst für den Markt betreiben. Ganz allmählich folgen auch die Singhalesen ihrem Beispiel. Weitere Kennzeichen sind der hölzerne Hakenpflug und die Handsichel für die Reisernte, wie sie schon in der alten singhalesischen Mahavamsa-Chronik geschildert wurde. Auf der brunnenbewässerten Jaffna-Halbinsel wird jede Gemüsepflanze mit einem „Eimer“ aus Palmblattgeflecht gegossen, um nur einige Beispiele zu nennen. Die japanische Reispflanzmethode (das Umpflanzen aus dem Saatbeet, transplanting genannt) wird nur zögernd angewandt, am meisten auf den Reisterrassen im Bergland von Kandy; die extensive chena-Kultur gibt es auch im Feuchtland an den Hängen, nicht nur in den charakteristischen Trockengebieten.

Daß diese dörflich-bäuerliche Welt nicht teilgehabt hat an der plantagenwirtschaftlichen Entwicklung des Raumes, obwohl sich doch beide Systeme verzahnen, ist freilich nicht nur die Wirkung kolonialer Einseitigkeit, sondern auch soziologisch bedingt. Die Kandy-Singhalesen als besonders konservative Gruppe auf Grund ihrer ehemaligen Abgeschlossenheit lehnen als stolze, wenn auch arme Bauern die Lohnarbeit ab, überhaupt die Handarbeit als etwas Minderes. So mußten die Kolonialherren also seinerzeit Inder ins Land holen, die gewillt waren, die Plantagenarbeit zu verrichten. Die Singhalesen gerieten dabei immer mehr ins Hintertreffen. Erst in jüngster Zeit streben die Tiefland-Singhalesen

⁶⁾ Vgl. bei R y a n , Bryce: Sinhalese village. Univ. of Miami Press 1958. (Beispiel: Dorf bei Kalutara im südwestl. Küstenland) und bei S i e v e r s , Angelika: Das singhalesische Dorf (a. a. O.; Beispiel: Dorf im Kandy-Bergland).

zögernd in die Hochlandplantagen, ohne allerdings in ihrem Arbeitseifer zu befriedigen.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß wirtschaftliche, soziale und soziologische Klüfterscheinungen ein wichtiges Merkmal der Rückständigkeit Ceylons sind: nämlich die Gegensätze der beiden großen Wirtschaftssysteme, die zugleich Sozialsysteme darstellen; der Gegensatz zwischen dem kleinen Dörfner — ob Zwerglandbesitzer, „Gärtner“, Kleinhändler („Boutique-Händler“) oder Handwerker — und dem wirklich Besitzenden, mit bäuerlichem Familienbesitz im Feudalsinne oder mit Plantagenbesitz; der Gegensatz zwischen der Cadyan-Hütte und dem Bungalow als Wohnstätte; der Gegensatz zwischen dem Dörfner, der eigentlich keinen Beruf angeben kann, der ihn voll ausfüllt und von dessen Ertrag er seine Familie ernähren kann, und dem Kaufmann oder Beamten in der Stadt, dessen Ersparnisse in Landbesitz als der traditionellen Kapitalanlage angelegt werden. Zwischen diesen Gegensätzen gibt es keine solide Mittelstandsbrücke.

Kolonisationsmöglichkeiten in der Trockenzone⁷⁾. Charakteristisch für die Rückständigkeit Ceylons ist also zunächst die Unterscheidung innerhalb des volkreichen Südwestens in rückständiges, entwicklungsbedürftiges Bauernland (Dorf und Flur, high land und paddy land) und in die Plantagegebiete⁸⁾. Und zweitens die regionale Unterscheidung in die von westlich-kolonialem Wirtschaftsgeist stark berührte Feuchtzone Ceylons, wo zwei Drittel der Bevölkerung sich zusammendrängen, und in die verkehrsarme, bevölkerungsarme, in Bildung und Wirtschaft vernachlässigte Trockenzone, d. h. also zwei Drittel der Inselfläche, aber mit nur 20 % der Bevölkerung, das ehemals blühende singhalesische Königreich. Dort nun aber liegen die einzigen größeren Siedlungs- und Ernährungschancen für die wachsende Bevölkerung. Die neuen Kolonien tragen deutlich den Stempel des Fortschritts, was Haus, Siedlungsgröße und alle weiteren Regierungsförderungen betrifft. Was bisher völlig fehlt, ist die landwirtschaftliche Schulung, so gut sonst auch das Rural Development Dept. arbeiten mag. Aber es werden hier auch die Grenzen sehr sichtbar, bis zu denen materiell geholfen werden kann: 1. wo der natürlichen Entfaltung Grenzen gezogen sind, nämlich durch die Ungunst des Klimas; 2. wo das Handeln in die Hand der Siedler gelegt wird, wo also ihre Eignung entscheidet.

Die letzten Jahre gerade haben die große Problematik der Siedlungs- und Nutzungsmöglichkeiten dieses weiten Raumes bewiesen: Jahre, in denen die ersten Früchte der Neukolonisation

⁷⁾ Vgl. Farmer, B. H.: Pioneer peasant colonisation in Ceylon. Oxford Univ. Press 1957.

⁸⁾ Bemerkenswert für die unterschiedliche Kaufkraft der Bevölkerung ist z. B. der Vergleich der Marktorte in Dorf- und Teeplantagegebieten.

zwecks Erweiterung des Lebensraumes reifen sollten. Den Dürrewintern 1955/56 und 1958/59 stand die Überschwemmungskatastrophe vom Dezember 1957 gegenüber, der ein Großteil der gerade wiederhergestellten antiken Stauteiche und Bewässerungsgebiete zum Opfer fielen. Das gefährdete den jungen Siedlungserfolg ebenso sehr wie die Ernte, vor allem die Reisernte.

Die Bewässerungsanlagen sind ziemlich gleichmäßig über den Trockenraum verteilt⁹⁾. Kühne Anlagen von großen Ausmaßen sind unter der straffen Führung der singhalesischen Könige in vorkolonialer Zeit, in der ancient period, geschaffen worden¹⁰⁾ — neben den unzählig vielen dörflichen Stauteichen¹¹⁾, die von den Bauern in gemeinsamer Arbeit erbaut worden sind. Während die Dorftanks zum großen Teil noch unter dem Dschungelkleid begraben sind, sind die großen Anlagen allmählich, seit Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart hinein, wiederhergestellt worden. Auf den Erfahrungen aus historischer Zeit aufbauend, sind seit den dreißiger Jahren, verstärkt aber seit der Unabhängigkeit 1948 Pläne zum Bau völlig neuer Reservoirs in bisher wenig erschlossenen, aber potentiellen Räumen ausgearbeitet und in Ausführung begriffen. Dahin gehört vor allem das Gal-Oya-Projekt im Osten, ein Vielzweckprojekt mit dem großen, Meer genannten Stausee des Senanayake Samudra und seinen Trabanten. Das zweite große, noch im Anfangsstadium der Wasserbauarbeiten befindliche Projekt am Walawe Ganga soll die aus dem südlichen Hochland stammenden Wassermengen des Flusses in einem Tanksystem aufspeichern und damit das semiaride Gebiet des Südostens, das so ganz im Regenschatten beider Monsune gelegen ist, durch Bewässerung nutzbar machen. Bei beiden Großprojekten wird an antike bzw. mittelalterliche Anlagen angeknüpft, wenn es sich einst auch nur um Tanks mit geringfügiger Reichweite der Bewässerung handelte (vgl. Abb. 1).

Mit diesen zwei Großvorhaben sind die Möglichkeiten zur Bewässerung und Kolonisierung weiterer Gebiete im Südosten und Nordosten gewiß noch nicht erschöpft. Gegenüber den historischen Vorbildern geht die Tendenz heute zum Bau von Großanlagen hin, die nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch umfassender sind, sog. Mehrzweckbauten für Landwirtschaft und Elektrizität.

Die Wiederherstellung und Erweiterung des bewässerbaren Trockenraumes ist ein Lebensproblem für Ceylon. Und zwar in zweifacher Hinsicht, 1. um der wachsenden Bevölkerung neuen Siedlungsraum, und

⁹⁾ Der trockene Norden, die Jaffna-Halbinsel, hat Brunnenbewässerung (Kalkböden).

¹⁰⁾ Dazu die ausführliche Darstellung bei Brohier, R. L.: Ancient irrigation works in Ceylon. 3 Bde. Govt. Press: Colombo 1934—35.

¹¹⁾ Singh. wewa, tamil. kulam, engl. tank genannt.

2. eine breitere Nährfläche zu geben. Da die Siedlungsmöglichkeiten an das Bewässerungsland gebunden sind, sind ihnen enge Grenzen gezogen; sie sind wie in allen semiariden Räumen punkthaft verteilt. Die alten Siedlungen trugen bemerkenswerterweise Dorfcharakter; sie lagen am Staudamm. Sie waren wirklich Gemeinwesen, wie eine Marschensiedlung es bei uns war. Sie waren organisiert im Hinblick auf die Bewässerungswirtschaft und Deiche; sie hatten Schutzbedürfnisse den Naturgewalten und dem Dschungelwild (Elefanten) gegenüber. In den jungen Kolonien hat die wirtschaftliche Auffassung von der Gunst der Streulage, wie sie im Westen entwickelt ist, gesiegt. Heute werden ihr aus soziologischen und technischen Erwägungen heraus freilich schon große Bedenken entgegengebracht. Das Bestreben, den Kolonisten die Errungenschaften der modernen Welt, z. B. Elektrizitätsanschluß, Verkehrsanschluß, dörfliche Gemeinschaftsanlagen auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet zu bieten, ist bei der bisher durchgeführten Streulage zu kostspielig.

Bei den Überlegungen, wieviele Menschen im neuen Siedlungsraum der Trockenzone untergebracht werden können, spielt die Frage der Betriebsgrößen eine entscheidende Rolle. Von 3,2 ha (8 acres) in den ersten neuen Kolonien um Polonnaruwa und Minneriya herum, nämlich: 2 ha (5 acres) für bewässertes Reisland, 1,2 ha (3 acres) für das Trockenland rings um das Haus (Garten genannt), ist man unter dem Druck der Bevölkerungszunahme auf 2 ha (5 acres) ($1,2 + 0,8 \text{ ha} = 3 + 2 \text{ acres}$) heruntergegangen, auf eine Größe, die zweifellos eine Familie voll beschäftigen und ernähren kann.

Hier sei auf ein weiteres entscheidendes Problem hingewiesen: die Siedler selbst. Letzten Endes hängt aller Erfolg der von der Regierung reichlich unterstützten, bis vor kurzem noch zu sehr unterstützten Kolonistenstellen vom Arbeitswillen und Können, d. h. von der Erfahrung des Siedlers ab. Im Schnitt sind der Tamile und Moor die Tüchtigeren. Wir finden in ihren Siedlungsgebieten seltener derartig große Unterschiede in der Feldbestellung und im Aussehen des Hauses wie in singhalesischen. Eine der schwierigsten Fragen ist zweifellos die Seßhaftmachung der Siedler, die, losgelöst von ihrem alten dörflichen Verband, zum großen Teil unter ganz andersartigen landschaftlichen und landwirtschaftlichen Bedingungen jetzt leben müssen, vor allem im Bewässerungsanbau mit seinen Risiken keinerlei Erfahrung besitzen. Das betrifft besonders die Hochland-Singhalesen, die unter dem Druck der Landknappheit und Unterbeschäftigung in den Osten abwandern. Hier wäre eine vorherige oder anfängliche Schulung nötig. Hier wäre auch Siebung nötig und nicht das Bedürfnis, unbequeme oder gar fragwürdige Elemente des heimatlichen Dorfes loszuwerden. Die witterungsmäßig und politisch so wechselvollen letzten Jahre, d. h. also die ersten Siedlerjahre, haben in bedenklich vielen Fällen zu einem Verlassen der Siedlerstelle und zu

einer Rückkehr in die alten beengten Verhältnisse geführt; die neuen Häuser verfallen, das Land liegt brach. Das Losreißen aus den altgewohnten Bindungen des Raumes und der Familie wirkt sich auf der neuen Siedlerstelle in Ceylon zunächst in Bindungslosigkeit und Verantwortungslosigkeit gegenüber dem übernommenen Gut und der Siedlergemeinschaft aus, weil die alte heimatliche Gemeinschaft, besonders im Kandy-Bergland, woher so viele Siedler stammen, seit Jahrhunderten in einer sehr festen Feudal- und Kastengebundenheit zusammengeschlossen ist. Letzten Endes bedeutet dem auch heute noch gebundenen Landmenschen die herkömmliche Gesellschaftsordnung mehr als die technischen Vorzüge, die ihm unter dem Motto „Hilfe für die Entwicklungsländer“ angeboten werden. Zur Anpassung bedarf es langer Zeit. Was für den durchgreifenden Erfolg in den Kolonisationsgebieten entscheidend ist, gilt auch für das Bauerntum im Südwesten.

Zahlen über das Ausmaß an Siedlungs- und Nutzungsmöglichkeiten, über die Unterbringungsmöglichkeiten des Bevölkerungsüberschusses und über die zusätzliche Nährfläche zu bringen, befriedigt nicht, weil die Schätzungen sehr auseinandergehen und die Planungen erheblichen Störungen unterliegen. Trotzdem sei versucht, ein angenähertes Bild der Ausmaße zu erhalten. Alle z. Z. in Betrieb oder Planung befindlichen Projekte zusammengerechnet, werden bis etwa 1985, vorsichtig geschätzt, nicht mehr als 400 000 Menschen auf neuem Bewässerungsland einschließlich der Marktorte untergebracht werden können, wobei die Möglichkeiten, die das große Einzugsgebiet der Mahaweli Ganga in fernerer Zukunft bieten kann, noch nicht bedacht sind. Stellen wir diesen Zahlen die z. Z. herrschende Wachstumsrate von 2,6% gegenüber, das sind fast 300 000 Menschen mehr im Jahr, die eine Existenz brauchen und ernährt werden müssen, so erweisen sich die Kolonisationsmöglichkeiten im Trockenraum als außerordentlich begrenzt.

Wie groß die Ernährungsmöglichkeiten sein mögen, die in diesem Raum einst zu erreichen sein werden, mag ein Blick auf die Reisproduktion Ceylons zeigen. Ceylon muß z. Z. die Hälfte seines Bedarfes an Reis einführen. In 10 Jahren hat das Reisland Ceylons um 15% zugenommen und zwar in der Trockenzone allein, die Bevölkerung jedoch um 29%. Nur die Hälfte des Reislandes wird im Regenfeldbau bestellt, im Feuchtland des Westens und im Lagunenbereich des Ostens. Das künstlich bewässerte Reisland liegt in der Trockenzone, die Erträge bleiben aber, von einigen Ausnahmen, nämlich den staatlichen Projekten abgesehen, weit hinter der Feuchtseite zurück. Die ceylonische Reisproduktion hat folgende Steigerungsmöglichkeiten:

1. Verdoppelung der Reisernte in den nächsten Jahrzehnten durch Intensivierungsmaßnahmen (Saatgut, Düngung, japanische Methode);

2. 50 % mehr Reisland durch neue Bewässerungsprojekte im Trockenraum (rund 600 000 acres = 240 000 ha).

Auch dann wird freilich das Defizit noch wachsen: ein Einfuhrbedarf von rund 1 Mill. t/Jahr bei einer angenommenen Bevölkerung von 20 Mill. 1983 statt 400 000 t/Jahr in den letzten Jahren!

Vergewerblichung, Industrialisierung¹²⁾. So entscheidend sie ist: die Erweiterung der Nahrungs- und Siedlungsmöglichkeiten kann nur ein Teilziel sein. Lebenswichtig ist außerdem die Vergewerblichung und Industrialisierung auf der Basis der vorhandenen, zumeist landwirtschaftlichen Rohstoffe. Wichtig dafür ist zunächst aber die Heranbildung einer gesunden Facharbeiterschicht, wichtig ist eine gründliche Berufsschulung, um die Qualität der Arbeit und die Arbeitsleistung zu steigern. Mit kanadischer und deutscher Hilfe ist damit inzwischen ein Anfang gemacht worden: mit der Errichtung von technical schools und Besetzung mit Fachlehrern für die ersten Jahre, kanadischerseits in Gal Oya (Amparai), deutscherseits in Colombo in Verbindung mit Mercedes-Buslieferungen für den Personenverkehr über Land.

Zweifellos gehört Ceylon, auch wenn die Landwirtschaft und Fischerei 57 % der Bevölkerung beschäftigten¹³⁾ (1957), nicht gerade zu den Entwicklungsländern mit besonders geringer Industrialisierung. Bis zu einem gewissen Grade gehören die modernen Aufbereitungsanlagen der Plantagen¹⁴⁾, mit ihrer großen Arbeiterschaft in die Kategorie der Industrieanlagen. Diese Menschen sind aber in den 57 % enthalten. Fabrikindustrie, Fertigwarenindustrie größeren Ausmaßes steckt in Ceylon allerdings in den allerersten Anfängen. Die erste Textilfabrik entstand zwar Ende des 19. Jahrhunderts (1883, Wellawatte - Colombo), die Einfuhr an Textilien, aus Indien vor allem, ist jedoch mit 10 % der Gesamteinfuhr sehr hoch (an zweiter Stelle nach Reis). Zu 70 % deckt die einheimische Landwirtschaft den Bedarf (1957), zu 21 % nur die Industrie, zu 30 % nur die Fischerei. Das traditionelle rückständige Bild offenbart in besonderem Maße das Handwerk. Mit Hilfe des Colomboplans sind seit der Unabhängigkeit mehrere Fabrikindustrien errichtet worden, die an heimische Rohstoffe anknüpfen. Der 1959 angelaufene Zehnjahresplan sieht einen Ausbau dieser schon bestehenden und die Planung weiterer mittlerer Betriebe in verschiedenen Teilen der Insel vor. Es handelt sich in erster Linie um Zementfabrikation auf der Jaffna-Halbinsel auf der

12) Grundlagen dafür: a) The economic development of Ceylon. Report of a Mission... by the International Bank for Reconstruction and Development ... 2 Bde. Ceyl. Govt. Press: Colombo 1952. — b) The Ten Year Plan. Edit. National Planning Council. Ceyl. Govt. Press: Colombo 1959.

13) Ten Year Plan, a. a. O. S. 28.

14) allein 950 Teeplantagen (nach Econ. Development, 2. Bd., a. a. O. S. 251).

Basis der dortigen Kalke (Kankesanturai)¹⁵⁾, um Klinkerherstellung in Galle¹⁵⁾ und Betonwerke; dann um Düngemittelfabrikation (Ammoniaksulphat), um Zuckerraffination auf der Basis der neuen Zuckerrohrplantagen in den Kolonisationsgebieten im Osten (Kantalai mit tschechischer Hilfe, Gal Oya mit kanadischer Hilfe) und in Zukunft noch im Südosten (Walawe-Projekt). Hinzu kommen die schon bestehende Papierfabrik bei Batticaloa (auf der Basis des Illukgrases der Savanne), Salzfabrikation in Puttalam, weitere Textilfabriken, u. a. mit chinesischer Hilfe, Ziegeleien im Küstenland des Südwestens und Ostens (mit deutscher Beteiligung), die bedeutende chemische Fabrik, in Paranthan am Elephant Paß in rechter Einöde gelegen. Der Investierungsplan für diesen Zeitraum sieht vor¹⁶⁾: 20,6 % aller Ausgaben für die weitere Industrialisierung einschließlich der Heimindustrie, die seit längerem schon forciert wird als der dörfliche Nebenerwerb (Baumwollspinnerei und -weberei, Bastarbeiten), 20 % für den Wohnungsbau, 22,9 % für die Landwirtschaft (davon 8 % allein für das Irrigation and Land Development Dept.).

Die großen Projekte für die Hebung der außergewöhnlich primitiven Fischerei und für eine Erweiterung und Modernisierung des Welthafens Colombo und zu seiner Entlastung von weiteren kleineren Naturhäfen (Galle und Trincomalee) tritt in den Zahlen des Investierungsplanes wenig in Erscheinung. Die Bundesrepublik beteiligt sich mit ihrem jüngsten Kredit vom Sommer 1961 am Ausbau des Colombohafens, die Kanadier, unterstützt durch Japaner, sind die großen Helfer und Experten in der Fischerei, wo eine Besserung der Lebensverhältnisse schon sichtbar ist.

5. Entwicklungshilfen

Ceylon ist Sitz des Colomboplanes bzw. seiner Führungsbehörde. Er wurde 1950 von sieben Commonwealth-Ländern ins Leben gerufen. Ceylon gehört zu den empfangenden Ländern. Um eine wirksame Hilfe für Ceylon zu planen, entsandte auf Anforderung durch die ceylonesische Regierung die Weltbank eine Kommission von Sachverständigen im Jahre 1950 nach Ceylon, die einen überaus sorgfältigen und umfangreichen, aber auch kritischen Bericht über die Notwendigkeiten, Möglichkeiten und Grenzen der Hilfeleistung seitens des Westens verfaßte¹⁷⁾, der für alle weiteren Regierungsplanungen: den Sechsjahresplan und den Zehnjahresplan (1959—1968) richtungweisend wurde. Die Entsendung von Sachverständigen¹⁸⁾ und die Ausbildung von ceylonesischen Technikern gehören zu den wesentlichsten Hilfeleistungen im Rahmen des Colomboplanes, der

15) für 1962 auf je 300 000 t errechnet nach Ten Year Plan, a. a. O. S. 364.

16) Ten Year Plan, a. a. O. S. 69.

17) Report . . . Bank Commission: Economic Development, a. a. O.

18) 1959: rund 180.

selbst über keine Hilfsgelder verfügt, sondern eine Beratungs- und Informationsorganisation darstellt. Sie arbeitet eng zusammen mit der UN-Technical Assistance, an der auch die Bundesrepublik beteiligt ist, und der United States International Cooperation Administration. Ceylon erhielt bis Mai 1961 insgesamt rund 700 Mill. (840,9 Mill. Rupien)¹⁹⁾, davon die gute Hälfte in Form von Darlehen, den Rest als Geschenkleistung: Sachverständige, Ausbildungsbeihilfen, Materialien. Allein 33 % entfallen auf die USA, dann folgen die UdSSR mit 17 % (nur Darlehen). Die Bundesrepublik beteiligte sich zu knapp 1 % — allerdings folgte unser größter Kredit erst im Sommer 1961 mit 40 Mill. DM, d. h. weiteren 6,5 % Anteil.

Die eigentliche Planung der Entwicklungsaufgaben, wie sie hier umrissen wurden, bleibt aber ureigenste politische Aufgabe Ceylons, die ihm nicht abgenommen werden kann. Der britischen Schule entstammt eine große Zahl ausgezeichnete Führungskräfte. Das Zentrum der Planung ist das National Planning Secretariat; daneben gibt es noch eine ganze Reihe weiterer Spezialplanungsbehörden. Was fehlt, ist das Heer geschulter Facharbeiter, selbst für die bescheidensten Handgriffe, weithin aber noch mehr die zu solcher Arbeit notwendige Arbeitshaltung. Der deutsche Botschafter in Ceylon, A u e r, bezeichnete die Vorleistungen des Westens als „weitgehend Saatgut auf ungepflügtem Feld“²⁰⁾.

¹⁹⁾ nach Regierungsmeldung und Botschaftsunterlagen Mitte 1961.

²⁰⁾ T. M. A u e r: Entwicklungshilfen aus der Sicht der Entwicklungsländer. In: Rationalisierung 1959.



Agrargeographische Entwicklungen in Ghana*)

mit 5 Abbildungen

von Walther Manshard

1. Grundzüge der Landschaftsentwicklung und Landschaftsgliederung

Die Elemente der Kulturlandschaft sind in Ghana noch nicht genug erforscht, um eine europäischen Verhältnissen vergleichbare verfeinerte Landschaftstypologie aufzustellen. Bei der Uniformität der breiten klimatischen Landschaftsgürtel der Tropen haben die Kleinlandschaften ihre unterschiedliche Prägung, viel stärker als bisher im allgemeinen angenommen, durch kulturgeographische Faktoren erhalten, die sich oft nur indirekt an die physisch- und biogeographische Raumausstattung anlehnen. Auch eine naturräumliche Gliederung sollte diese Gesichtspunkte mehr als früher beachten.

Zusammenfassend seien zunächst einmal einige Leitlinien in der historisch-wirtschaftlichen Entwicklung Ghanas von der Zeit, als der europäische Einfluß höchstens durch den Sklaven- und Goldhandel fühlbar war, bis in die Gegenwart aufgezeigt.

Die meisten frühen Entwicklungsphasen spiegeln sich nicht mehr im Landschaftsbild wider. Besonders in den Übergangssäumen der Vegetationsformationen, in denen möglicherweise Veränderungen vor sich gingen, ist eine Darstellung der „Urlandschaft“ fast unmöglich. Auch die Rekonstruktion älterer Kulturlandschaften stößt auf große Schwierigkeiten. Der Strom der geschichtlichen Überlieferung fließt bis auf die oft unzuverlässigen mündlichen Berichte und die wenigen Notizen früherer Reisender nur spärlich, und die archäologische Erforschung steckt in den Anfängen.

*) Bei dem Kolloquiumsvortrag wurden einige speziellere geographische Fragestellungen behandelt, die z. T. schon veröffentlicht vorliegen: W. Manshard:

1. Land-use Patterns, Settlement and Agricultural Migration in Western Gonja. Bull. Ghana, Geogr. Ass. Vol. V/2 1960.
2. Agricultural Migration and Land-use in Central Ghana. Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie. Rotterdam, 1961/9, S. 225 ff.
3. Afrikanische „Waldhufen- und Waldstreifenfluren. Erde. Berlin, 1961/4. S. 246—258.
4. Agrarsoziale Entwicklungen im Kakaogürtel Ghanas. Verh. Dt. Geogr. Tag, Köln 1961. Wiesbaden 1962, S. 190—201.

Um auch einen weiteren Kreis in die Probleme der agrarischen Entwicklung Ghanas einzuführen, sei an dieser Stelle noch einmal eine Zusammenfassung aus meiner größeren Monographie vermittelt: W. Manshard, Die geographischen Grundlagen der Wirtschaft Ghanas — unter besonderer Berücksichtigung der agrarischen Entwicklung. Verlag F. Steiner, Wiesbaden 1961, 308 S. (Weitere Literaturhinweise finden sich in dieser Arbeit.)

Wie auch mit Beispielen aus Nigeria belegt werden kann, ist der Waldgürtel heute meist dichter bevölkert als die unmittelbar benachbarten Savannen. Ein Großteil des Waldgürtels ist erst in den letzten fünf Jahrhunderten bezwungen worden. Wenn die Feuchtwälder zunächst auch einen gewissen Sperrriegel darstellten, so erdrückten sie doch längst nicht alles höhere Leben. Jüngste archäologische Funde deuten darauf, daß die Besiedlung des geschlossenen Waldgürtels doch kontinuierlicher verlaufen ist, als bisher angenommen werden konnte. Die Entwicklung ging nach Eindringen kleiner Gruppen von Savannenstämmen, verstärkt seit dem 15. Jahrhundert, vor sich. Diese Eindringlinge brachten ihre überlegenen Waffen, Geräte und auch ihre weiterentwickelten staatlich-politischen Organisationsformen (Gauhäuptlings- und Königstum) mit und schoben sich über die Familiengruppen der ursprünglichen Bewohner.

Die erste Besiedlung scheint in kleinen Jäger-Bauern-Einheiten erfolgt zu sein, die von Häuptlingen ausgesandt wurden und sich später als Bauern niederließen. Der Verfasser hat ähnliche Vorgänge mit seinen Studenten für Ahafo in West-Aschanti verfolgen können, wo in einzelnen Dörfern noch heute bestimmte Abhängigkeits- und Loyalitätsverhältnisse zu räumlich weit entfernten Häuptlingsdynastien bestehen. Auch die Ortsnamen liefern in diesem Zusammenhang wertvolle Fingerzeige. Diese Siedlungseinheiten wurden oft Kernzellen für die sich später entwickelnden Ortschaften und Städte. Im Übergangsbereich zur Feuchtsavanne (Afram-Ebenen) lief die Entwicklung ähnlich. Hier ließen sich die etwa von Kwahu oder Kumawu ausgesandten Jäger-Bauern wahrscheinlich zunächst in kleinen Gruppen nieder und gingen dann zur reinen Landwirtschaft über. Später breiteten sich Landnahme und Besiedlung im Rahmen des bis in das 19. Jahrhundert geübten nomadisierenden Feldbaus weiter aus. Zunächst wurden nur kleine Felder im Primärwald gerodet, und nach Erschöpfung des Bodens zog man in neue Räume ab. Diese Wirtschaftsform erklärt auch den sehr langsamen Ablauf der Wanderbewegungen, die mehr einem „Einsickern“ in fremdes Stammesgebiet als groß angelegten Völkerwanderungen ähnelten.

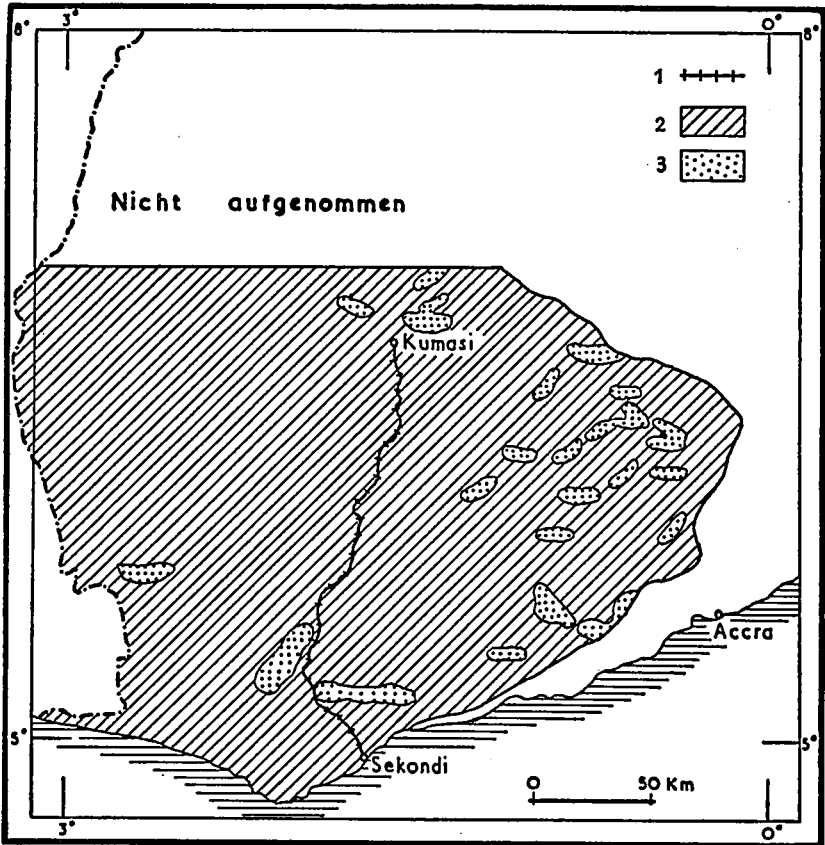
In den Feuchtsavannen dauern unter den Lobi im Raume südlich Bole, unter den Konkomba in Richtung Krachi und einigen anderen Stämmen (z. B. Bassari) diese Bevölkerungsbewegungen nach Art des ursprünglichen schweifenden Hackbaus noch an. Das Eindringen der Krobo nach Akwapim dagegen geht bereits auf die im „Huza“-System weiterentwickelten Betriebsformen zurück. Nur im Westen der Waldzone (etwa am unteren Tano) trifft man in schmalen „Pioniersäumen“ noch Zustände an, wie sie vielleicht auch für Gebiete in Amazonien oder am Kongo charakteristisch sind.

In dem Waldgürtel mußten die Akan und andere Stämme, die aus den Trocken- und Feuchtsavannen des Nordens kamen, die Viehhaltung, welche sie im Sudan wohl z. T. ausgeübt hatten, aufgeben und durch die Jagd und eine einfache Form des Waldbaus ersetzen. Die Mehrzahl der Böden in dem neu von ihnen in Besitz genommenen Primärwald war unberührt. In dieser ersten Phase müssen die Bewohner des Waldes hauptsächlich von wilden Früchten und Ölpalmen gelebt haben, während in der Savanne die verschiedenen Hirsearten und einige Gemüse vorhanden waren. Über den bloßen Eigenbedarf hinaus wird sich dann später durch maurische und früh-europäische Kontakte schon früh ein Handel mit Gewürzen und Kolanüssen angebahnt haben.

Eiserne Geräte und Waffen existierten an der Goldküste bereits vor der Ankunft der Europäer. Die Portugiesen haben durch die Einführung von Mais, Süßkartoffel, Erdnuß, Maniok, Papaya, Ananas, Tabak und Tomate und anderen Kulturpflanzen aus der neuen Welt einen großen Einfluß auf die frühe „Wirtschaftslandschaft“ des Landes ausgeübt. In den Gärten um ihre Forts bauten sie viele neue Pflanzen zur Verpflegung ihrer Soldaten und Seeleute an. Die fremden Gewächse drangen dann von dort aus weiter in das Hinterland ein. Zur Zeit des Sklavenhandels vom 15. bis 19. Jahrhundert mußte an der Küste oft eine größere Zahl von Personen mit zusätzlichen Rationen versorgt werden. Die Erweiterung der Landwirtschaft über den Eigenbedarf hinaus wurde in den Küstenbezirken besonders aus diesem Grunde von Portugiesen, Dänen, Holländern und Engländern angestrebt. Wegen des großen Bedarfs der Festungen war der Küstenstrich von Accra bis Sekondi weiter entwickelt als der Rest der Küste. Trotz dieser ersten landwirtschaftlichen Anstrengungen waren die Jahrhunderte der Kolonisation bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts hauptsächlich durch den Gold- und Sklavenhandel charakterisiert.

Im Hinterland dagegen übten die Sklavenjagden einen recht negativen Einfluß auf die kontinuierliche Entwicklung der Landwirtschaft aus. Selbst nach der Abschaffung des überseeischen Sklavenhandels führten die verbreiteten Stammesfehden verschiedentlich zu ernststen Verknappungen von Lebensmitteln. Auch Heuschreckenplagen, Epidemien und im Norden der fortgesetzte arabische Sklavenhandel trugen zu mageren Jahren bei, ohne daß es allerdings zu ausgesprochenen Hungersnöten kam. Mit der Übernahme der Kolonie durch die Engländer und der anschließenden Befriedung begann dann, unterstützt von Regierung und Mission, die eigentliche landwirtschaftliche Entwicklung des Landes, die im Export von Palmprodukten, Gummi, Kaffee und besonders Kakao gipfelte und das Landschaftsbild seit dem Ende des 19. Jahrhunderts entscheidend umgeformt hat.

Nach der Einführung dieser Dauerkulturen, dem Ausbau des Straßen- und Eisenbahnnetzes und der starken Zunahme der Bevölkerung (1891: 0,9 Mill. Einwohner, 1948: 4,1 Mill. Einwohner, 1960: über 6,7 Mill.) war in Ghana nicht mehr genug Land für extensive Betriebsformen wie die frei schweifende Brandrodung übrig, der bisherige Spielraum verengte sich. Siedlungen, die nun schon gewisse zentrale Funktionen an sich

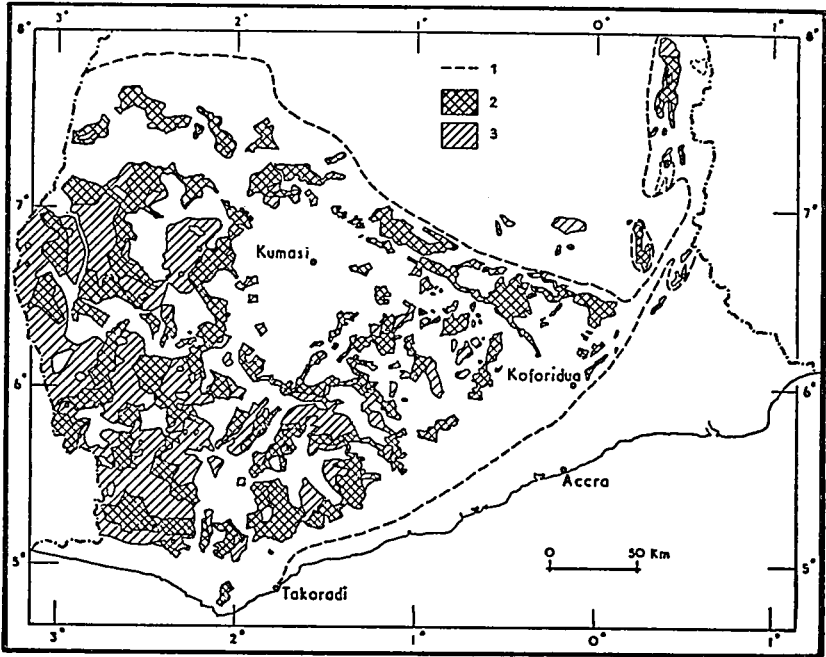


1 Eisenbahn; 2 Geschlossener Feuchtwald; 3 Gerodete Fläche (Kakao und Feldfrüchte wie Mais und Maniok)

Abb. 1: Der Waldgürtel Ghanas im Jahre 1908

(Nach: W. Manshard, Die geographischen Grundlagen der Wirtschaft Ghanas..., Franz Steiner Verlag GmbH, Wiesbaden 1961)

gezogen hatten, blieben stationär. Man ging vom reinen Wanderfeldbau zur Landwechselwirtschaft mit Brache zwischen den Kulturperioden über. Dieser Vorgang drückt sich deutlich im Landschaftsbild aus. Noch vor 20—30 Jahren trat der Wald bis dicht an die Häuser der Dörfer heran, die noch im Schatten der Bäume lagen. Heute findet sich rings um alle ländlichen Siedlungen ein breiter Saum offenen Landes.



1 Grenze Feuchtwald; 2 Waldschutzgebiete; 3 Ungeschützter Feuchtwald

Abb. 2: Der Waldgürtel Ghanas im Jahre 1953

(Nach: W. Manshard, Die geographischen Grundlagen Ghanas ..., Franz Steiner Verlag GmbH, Wiesbaden 1961)

Obwohl es im Sudan auch in voreuropäischer Zeit große Städte gegeben hat, ging an der Goldküste die Entwicklung der Stadtlandschaft von den Forts und Faktoreien der europäischen Kolonialmächte in Oberguinea aus. Die Existenz der Stadt beruht fast ausschließlich auf ihren Funktionen als Handels- und Handwerkszentrum. Industrielle Betriebe setzten sich erst in der jüngsten Vergangenheit in einigen größeren Städten fest. Im Vergleich zu den als selbständige Stadtgemeinschaften

gewachsenen alten sudanischen Handelszentren (wie Kano oder Gao) sind diese Küstenstädte jedoch unorganisch gewachsene, amorphe Abkömmlinge des Kontaktes mit Europa. Die Verstädterung weiter Landstriche ist heute für Westafrika fast ebenso typisch wie für Europa.

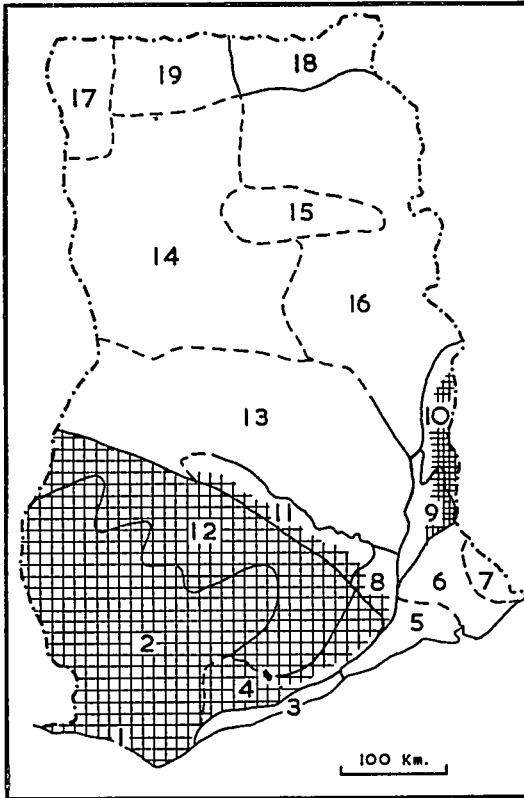
Wie sehen nun die flächenhaften Veränderungen im Landschaftsbild aus? (Abbildungen 1 und 2). Für den wirtschaftlich wichtigen und darum am besten bekannten Waldgürtel kann man für die Zeit zu Anfang unseres Jahrhunderts eine Fläche von etwa 80 000 qkm als mit dichtem Wald bestanden annehmen. In der Gegenwart bedecken Waldreservate eine Fläche von 14 500 qkm, die ungeschützten Wälder 13 500 qkm, Kakaokulturen 7000 qkm und alle anderen landwirtschaftlich mindestens teilweise genutzten Gebiete (einschließlich der Brache und unproduktiver Kakaokulturen) etwa 45 000 qkm¹⁾. Bei einer Addition dieser Zahlen ergeben sich wiederum 80 000 qkm als Ausgangsfläche des ehemaligen Waldgebietes. Aus diesen Zahlen ersehen wir, daß von den 80 000 qkm der ursprünglich geschlossenen Walddecke nur noch 14 500 qkm Waldreservate und 13 500 qkm ungeschützten Waldes übriggeblieben sind, und auch diese Fläche ist nicht nur mit unberührtem Wald bestanden.

Im Waldgebiet Ghanas sind also in den letzten fünf Jahrhunderten über 50 000 qkm stark umgeformt worden. Vor dem Eindringen des Kakao wurde der Wald nur in der Nähe der Siedlungen mit Nährfrüchten bestellt. Auch Kola, Funtumia-Kautschuk und Ölpalmen wurden meistens nur in den Randgebieten ausgebeutet. Infolge verbesserter Verkehrsverhältnisse und steigender Nachfrage nach Kakao hat sich die Zerstörung des noch ungeschützten Waldes von etwa 700 qkm auf über 1800 qkm im Jahre erhöht. Das würde bedeuten, daß in weniger als zehn Jahren kein ungeschützter Wald mehr zur Verfügung steht. Ein Eingriff in die Waldschutzgebiete würde noch ernstere Folgen haben und wird auch bisher nicht in Erwägung gezogen.

Diese tiefgreifenden Umgestaltungen des Landschaftsbildes im Waldgürtel haben auf Klima, Boden, Vegetation und Tierwelt Folgen, die wir noch kaum übersehen können. Nachweise von Klimaschwankungen in historischer Zeit sind allerdings wegen der Kürze der Beobachtungsperioden und der Spärlichkeit zuverlässiger klimatischer Daten nicht möglich. Wie die Mehrzahl tropischer Böden sind die Böden Ghanas denjenigen der gemäßigten Breiten unterlegen. Dies erklärt sich vor allem aus dem Klima, das die Auswaschung, die Lateritbildung und z. T. die Zerstörung des Humus beschleunigt. Beide Faktoren haben wesentlich zur Hemmung der kulturellen Entwicklung beigetragen. Ob und in welchem Ausmaße die moderne Bodenchemie durch Einführung geeigneter Dünge-

1) C. F. Charter, Coc. Conf. 1953, S. 145.

mittel hier eine Änderung schaffen kann, ist noch ungewiß. Am einfachsten sind noch die Veränderungen in der Vegetation nachzuweisen. Die Bauern haben durch systematisches Niederbrennen des Waldes den ursprünglichen Naturhaushalt erheblich aus dem Gleichgewicht gebracht. Als Beispiel sei der westliche Küstenstrich um Axim herangezogen, wo trotz hoher Niederschlagswerte aus edaphischen Gründen kein dichter



1 The Nzima Coast; 2 The Western Forest; 3 The Southern Coast; 4 The South-Eastern Food-Crop Belt; 5 The Accra Plains; 6 The Trans-Volta Plains; 7 Dzodze Oil-Palm Area; 8 Krobo; 9 The Togo Hills and Plains; 10 The Togo Cocoa Belt; 11 The Mampong-Kwahu Plateau; 12 The Main Cocoa Belt; 13 The North Ashanti Yam-Belt; 14 Gonja; 15 The Tamale Area; 16 The Eastern Districts; 17 Lawra-Wa; 18 North Mamprusi; 19 Tumu.

—— Deutliche Grenze
 - - - - - Undeutl. Grenze
 - . . . Landesgrenze

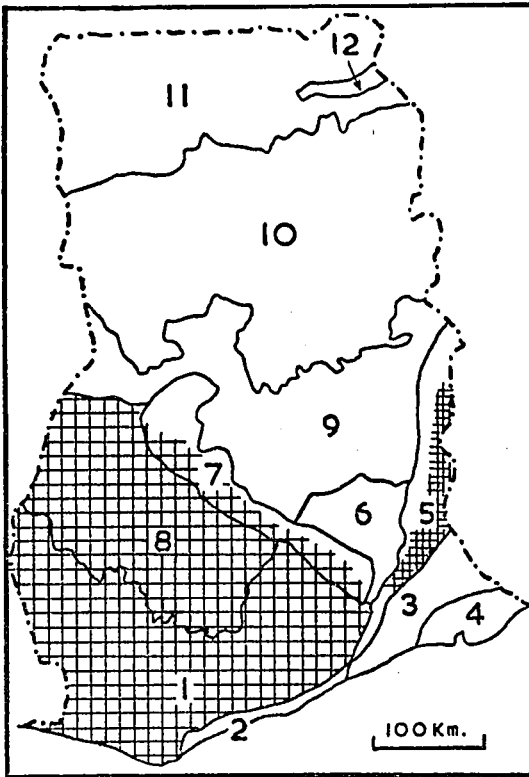
Abb. 3:
Landwirtschaftliche
Regionen

(nach White, aus Manshard, 1961, S. 270)

Regenwald möglich ist, und wo den Eingeborenen ein stärkeres Zurückdrängen des Waldes gelungen ist. Selbst in dem nördlich dieser Zone gelegenen dichten Regenwald hat das Eindringen der Holzindustrie veränderte Bedingungen geschaffen. Hier haben neue „Timber-camps“ die alten Dörfer abgelöst.

Im Nutzflächen-„Mosaik“ der ghanaischen Agrarlandschaft sind die Rodungsinseln in Wald und Savanne, die als Nutzflächenareale

auch häufig mit den besitzrechtlichen Flächeneinheiten zusammenfallen, besonders auffällig. Verglichen mit europäischen Verhältnissen zeigt sich beim Wanderhackbau, der hier bereits mit einer ziemlichen Permanenz der Siedlung verbunden ist, eine recht unregelmäßige Linienführung der Kulturfleichen. Während sich dieses oft aus polygonalen Grundeinheiten be-



1 Akan Lowlands; 2 Cape Coast — Winneba Plains; 3 Accra Plains; 4 Volta Delta; 5. Akwapim-Togo Ranges; 6 Afram Plains; 7 Kwahu Plateau; 8 Southern Ashanti Uplands; 9 Krachi & Northern Ashanti; 10 Gonja & Dagomba Savannahs; 11 High Plains of Wa & Mamprusi; 12 Gambaga Scarp.

Kreuzschraffur = Waldgürtel und Waldhöhen Togos.

Abb. 4:

Geographische Regionen

(nach Boateng, aus Manshard, 1961, S. 271)

stehende Flurgefüge meist kleinen Haufendörfern und Weilern zuordnet, sind die besitzrechtlich aufgereihten Streifen der „Huzas“ (und „Companies“) mit entsprechenden Reihendörfern verbunden²⁾.

In den nördlichen und südlichen Savannen hat die Gesamtbevölkerung weniger zugenommen als im Waldgürtel. Wegen der Anziehungskraft der reicheren Waldgebiete, in denen sich neben den Kakaokulturen

²⁾ Eine weltweite Untersuchung ähnlicher — mit unseren Waldhufen vergleichbarer Flurformen — ist auch von H. Uhlig schon angeregt worden. — Vgl. H. Uhlig, Typen kleinbäuerlicher Siedlungen auf den Hebriden. Erdkunde, Bonn 1959, S. 98—124 (s. a. Erdkunde 1959, S. 22—46).

auch Bergbau und Holzindustrie entwickelten, haben sich hier sogar gegenläufige Bewegungen bemerkbar gemacht. In verschiedenen Gebieten sind Wüstungen zu beobachten, da die Bevölkerung in die benachbarten Waldräume abgewandert ist. In anderen Landstrichen (Lawra-Wa) mögen Klima- bzw. Vegetationsänderungen, Bodenerschöpfung und Krankheiten für diese Wüstungen mit verantwortlich sein.

Eine Landschaftsgliederung Oberguineas ist von deutschen Geographen (in Zusammenhang mit naturräumlichen Gliederungen Gesamtafrikas) verschiedentlich versucht worden. Zuletzt hat Schultze eine solche Karte vorgelegt³⁾. In der britischen Geographie hat die deutsche Landschaftskunde kaum eine Parallele. Man bringt der synthetischen Schau in der „Landschaft“ weniger Interesse entgegen. Es fehlt deshalb auch für die britischen Einflußgebiete an landschaftlichen Klassifikationsversuchen. Regionale Ordnungen nach „Einzelfaktoren“, wie Geologie, Oberflächengestalt, Klima oder Vegetation werden bevorzugt.

Harrison-Church⁴⁾ hat eine solche Regionalgliederung Ghanas nach vorwiegend morphologisch-geologischen Gesichtspunkten vorgenommen. White⁵⁾ hat eine Unterteilung nach landwirtschaftlichen Räumen vorgenommen, die den tatsächlichen Verhältnissen besser gerecht wird (Abb. 3). In diesem Tropenland sind es eben weniger die Oberflächenformen als die klimatischen Vegetationsgürtel, die sich für eine großräumige Landschaftsgliederung anbieten, wie sie in der vorliegenden Arbeit durchgeführt worden ist.

Eine Untergliederung in aktive und passive Räume⁶⁾ ist anregend; wenn sie jedoch als Literaturarbeit durchgeführt wird, unsicher. Ohne genaue Definitionen und eingehende Felduntersuchungen ist es schwierig, Zukunftsmöglichkeiten abzuschätzen und die betreffenden Räume in „wertlose“ und „wertvolle“ Gebiete zu gruppieren. Boateng hat eine Regionalgliederung zum Vorschlag gebracht, die sich z. T. an Oberflächenformen (Abb. 4), aber auch an einige Verwaltungsgrenzen anlehnt⁷⁾.

Meine eigene Landschaftsgliederung Ghanas berücksichtigt besonders die Prägestalt der Landwirtschaft (Abb. 5).

An der Küste (I.) wurden drei Hauptregionen (Cape-Coast-Winneba-Ebenen, Accra-Ebenen, Trans-Volta-Ebenen) ausgegliedert. Die schmale Nzima-Küste, obwohl sie in ihrer Wirtschaftsstruktur z. T. dem übrigen Küstenstreifen ähnelt, zusammen mit ihrem unmittelbaren

3) J. H. Schultze, Beiträge zur Geographie Tropisch-Afrikas, Leipzig 1955.

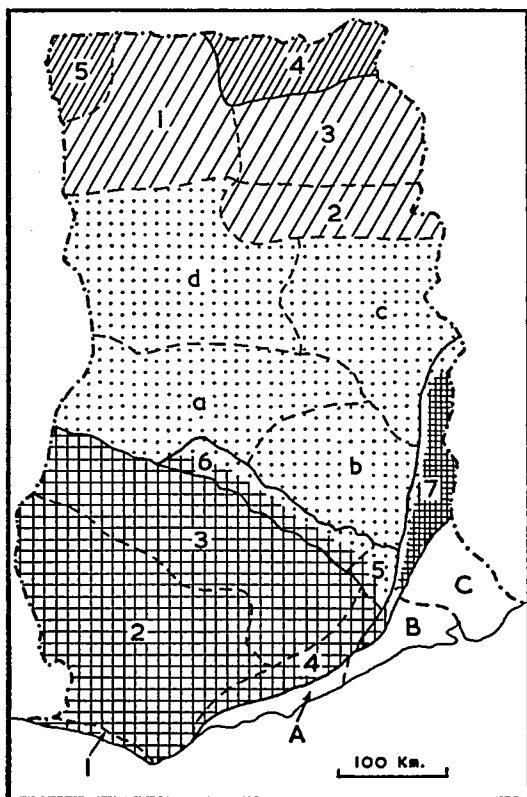
4) R. J. Harrison-Church, West Africa, London 1957, S. 369.

5) H. P. White, Provisional Agricultural Regions of Ghana. Journal Trop. Geogr. XI, 1958, S. 90–99.

6) H. Bruhn, Aktive und passive Räume an der Goldküste. Togo und Dahomey, Diss. Jena 1944.

7) E. A. Boateng, A Geography of Ghana, London 1959, S. 141.

Hinterland im Kapitel über den Waldgürtel behandelt. Innerhalb des Waldes (II.) haben nördlich dieses Küstensaums die dünn besiedelten westlichen Wälder und die Hauptkakaozone die größte Flächenausdehnung. Der etwas trockenere, dichter bevölkerte südöstliche



I. Küstensavanne

A Cape Coast-Winneba-Ebenen; B Accra-Ebenen; C Trans-Volta-Ebenen.

II. Waldgürtel

1 Nzimaküste; 2 Westliches Waldhügelland; 3 Haupt-Kakaoanbaugebiet; Übergangssaum zur Küstensavanne; 5 Kroboland; 6 Aschanti-Kwahu Schichtstufe; 7 Bergketten von Akwapim und Togo (Wald auf den Höhen; Savanne oft in den Talungen).

III. Savannen des Nordens

Der Mittelgürtel (punktiert); a Nordwest-Aschanti (Brong); b Afram-Ebenen; c Krachi und Süd-Dagomba; d Der Nordsaum 1 Tumu-Wa-Gebiet; 2 Tamale-Yendi-Gebiet; 3 Süd-Mamprusi und Nord-Dagomba; 4 Nord-Mamprusi; 5 Lawra-Gebiet.

Abb. 5:

Geographische Regionen unter Berücksichtigung der Eingeborenenwirtschaft

(aus Manshard, 1961, S. 272)

Übergangsraum zur Küstensavanne ist ebenso wie das Krobo-Gebiet für den Anbau von Feldfrüchten von Bedeutung. Auch das Mampong-Kwahu-Plateau, das sich nördlich der schroffen Schichtstufe der Oberen Sandsteinformation erstreckt, ist wichtiger für den Nährfruchtals für den Kakaoanbau. Weiter östlich kommt besonders dem nördlichen Abschnitt des Hügellandes von Akwapim-Volta größere Bedeutung für Kakaokulturen zu, während im südlichen Abschnitt der Reisanbau mehr im Vordergrund steht.

Meine Landschaftsklassifikation Ghanas unterscheidet sich von den übrigen Gliederungen hauptsächlich durch die Ausscheidung des dünn bevölkerten Mitteltgürtels (III.), der sich von dem dichter besiedelten Nordwesten und dem Tamale-Yendi-Gebiet deutlich abhebt. Dieser „Middle Belt“ umfaßt Nordwest-Aschanti, die Afram-Ebenen, Krachi, Süd-Dagomba und Gonja. Seine südliche Abgrenzung gegenüber dem geschlossenen Waldgürtel ist ziemlich deutlich. Schwieriger ist die Abgrenzung gegenüber den nördlich angrenzenden Gebieten. Hier lassen sich nur die Südgrenzen des etwas dichter besiedelten Lawra-Wa-Gebietes und die stärker kultivierten Landstriche entlang der Achse Tamale—Yendi (III.) als geeignete Begrenzung heranziehen.

2. Die Zukunft der Landwirtschaft

Man behauptet häufig, der afrikanische Bauer sei zu konservativ und habe wenig Interesse an neueingeführten Produkten oder modernen Bearbeitungsmethoden. Historisch gesehen, spricht die großzügige Entwicklung der Kakaokulturen in Ghana, des Erdnußanbaues in Nord-Nigeria, des Baumwollanbaues in Uganda oder des Kaffees in Tanganjika deutlich gegen diese These. Da fast keines der in Westafrika angebauten Produkte dort heimisch ist, kann man doch wohl den afrikanischen Bauern eine gewisse Initiative (z. T. allerdings unter europäischem Einfluß) nicht absprechen.

In vielen Fällen ist die Einstellung des afrikanischen Bauern allerdings, besonders in den Rückzugsgebieten des Nordens, entmutigend. Obwohl die Regierung oft große Hilfe leistet, wurden Neuerungen nicht angenommen, und man verblieb bei althergebrachten Anbaupraktiken. Das gilt auch besonders für eine Entwicklung der Viehzucht. Ein weiteres Problem für die Entwicklung der bäuerlichen Landwirtschaft liegt in der starken Mobilität des Afrikaners.

Bei der Planung der Zukunft sollten nicht die Fehler wiederholt werden, die von der britischen Kolonialplanung in den ersten Jahren nach 1945 in verschiedenen Teilen Afrikas begangen wurden. Eine Entwicklung „on the quick and on the cheap“ ist nicht möglich. Auf keinen Fall darf der Wissenschaftler von dem auf schnelle Ergebnisse dringenden Politiker in den Hintergrund gedrängt werden. Die Verlustziffern⁸⁾ sprechen eine deutliche Sprache. Auch Ghana hat Lehrgeld bezahlen müssen, wenn man sich auch nicht auf ganz große fehlgeschlagene Projekte, wie

⁸⁾ W. Manshard, Die Arbeit der „Colonial Development Corporation“ im Rahmen der wirtschaftlichen Erschließung Afrikas; Inf. Inst. für Raumforschung, Bonn 1955, S. 210 ff.

den Erdnußanbau in Tanganjika ⁹⁾) oder die verschiedenen Unternehmungen der Gambia ¹⁰⁾), eingelassen hat. Mit zahlreichen kleinräumigen und gründlich vorbereiteten Projekten ist dem Afrikaner besser geholfen. Allein können die meisten Entwicklungsländer Tropisch-Afrikas diesen Weg noch nicht gehen, denn gerade für die Kapitalbeschaffung und die technische Anleitung im weitesten Sinne sind sie noch immer auf die Hilfe von weiterentwickelten Staaten angewiesen.

Die Küstensavanne kann mit dem Waldgebiet nur wegen ihrer verkehrsgünstigen Lage, der Bevölkerungskonzentration in den Hafenstädten und wegen des relativ hohen Erziehungsstandards infolge der längeren Berührung mit Europa konkurrieren. Wo diese Bedingungen fehlen (z. B. im Tongu-Gebiet oder den zentralen Accra-Ebenen), sinkt der Kultur- und Wirtschaftsstand unter den des Waldes ab. Hier wird besonders deutlich, daß das heutzutage so viel gebrauchte Adjektiv „unterentwickelt“ oder „unentwickelt“ oft nur ein Euphemismus für die Armut tropischer Landschaften ist.

Die wichtigsten einschränkenden Faktoren für eine Weiterentwicklung der Bodennutzung in den Küstensavannen liegen in der Wasserarmut, in der Natur des anstehenden Muttergesteins und der sich aus diesen Faktoren ableitenden ungleichmäßigen Verteilung der Bevölkerung entlang der Peripherie der Ebenen. Andere Schwierigkeiten liegen in Vorurteilen der Bevölkerung, welche die Großviehzucht nur zur Steigerung ihres sozialen Prestiges betreibt und bisher nur wenig Interesse an einer höherentwickelten „mixed agriculture“ gezeigt hat. Auch die Auswanderung der besten Arbeitskräfte in die Städte und in den Waldgürtel wirkt sich ungünstig auf die Produktivität dieser Zone aus. Der Fischfang wird an der Küste auch in Zukunft eine der Haupteinnahmequellen bleiben. Der Viehzucht und der weiteren landwirtschaftlichen Entwicklung dagegen sind ziemlich enge Grenzen gesetzt, die vielleicht bei einer Ausführung des Volta-River-Projekts mit Bewässerungsvorhaben durchbrochen werden könnten. Der vermehrte Nahrungsmittelbedarf wird allerdings gerade in den dichter besiedelten Räumen zu einer Verbreitung des Anbaus von Nährfrüchten führen. Es ist unwahrscheinlich, daß sich der Anbau von Exportprodukten — wie Kopa und Palmöl — in der nahen Zukunft intensivieren wird.

Für ausgedehnte Bewässerungskulturen fehlt der Bevölkerung Ghanas jede Tradition. Im Augenblick wäre sicherlich eine Ausdehnung und Verbesserung der Landwirtschaft des Waldgürtels rentabler als kostspielige Irrigationsprojekte.

⁹⁾ E. Weigt, Das Erdnußprojekt in Ostafrika, Erdkunde, Bonn 1948/II.

¹⁰⁾ W. Manshard, Entwicklungspläne in der Gambia, Erdkunde, 1955, S. 221 ff.

Ein einfacher und billiger „Extension Service“ der bereits bestehenden Landwirtschaft ist dringlich. So wäre eine Verbesserung der Trinkwasserversorgung im Mittelgürtel Ghanas äußerst wichtig für die Intensivierung der dortigen Kulturen. Es könnte hier ein Anfang in der Erweiterung und Intensivierung bereits bestehender Kulturen gemacht werden, was weitaus billiger wäre als die Bewässerung der Accra-Ebenen oder Mechanisierungsversuche.

Für die in ökologischer Hinsicht den Küstensavannen ähnlichen nördlichen Savannen ist Optimismus ebenfalls unangebracht. Die Mehrzahl der ärmlichen Böden kann nur eine beschränkte Bevölkerungszahl tragen. Auf den besseren Granit- und Granodiorit-Böden wäre schon die Erweiterung der gedüngten Flächen auf den Innenfeldern von 10 % auf 30 % ein großer Erfolg. Die Tsetsefliege verbietet in weiten Gebieten die ausgedehntere Großviehhaltung. Selbst in relativ tsetsefreien Räumen befindet sich das Vieh am Ende der Trockenzeit in schlechter Verfassung, da es an Futter und an der Erziehung der Eingeborenen zur richtigen Pflege mangelt.

Ausfuhrprodukte haben wegen des langen und kostspieligen Transports zur Küste keinen guten Stand auf dem Weltmarkt. Die mit der Verkehrsentslegenheit verbundenen Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Maschinen, Treibstoffen und Düngemitteln schränken auch die Möglichkeiten für eine erfolgreiche Mechanisierung der Landwirtschaft ein. Die „mögliche“ Grenze der Agrarnutzung und die allgemeine Rentabilitätsgrenze liegen im Norden Ghanas noch ziemlich weit auseinander. Selbst bei weiterer Verkehrserschließung (wie der Bau der Eisenbahn von Bobo Dioulasso nach Ougadougou im benachbarten Obervolta gezeigt hat) würde es unwirtschaftlich sein, Savannenprodukte zu exportieren.

Auf den höhergelegenen Böden entlang der Wasserscheiden ist eine Mechanisierung unangebracht, da eine zu häufige Bearbeitung und Durchlüftung des Bodens die organischen Bestandteile und damit die Fruchtbarkeit herabsetzen würde. Längere Brachen sind hier zur Erhaltung der Bodenstruktur unerlässlich. Auf den tiefergelegenen Talböden dagegen ist die Mechanisierung (z. B. für Reisanbau) aussichtsvoll. Auch andere Produkte, wie Zuckerrohr und Baumwolle, wären für Bewässerungskulturen geeignet. Als Organisationsform sollte unter Ausnutzung der traditionellen Sozialstruktur und der vielfach in Afrika gemachten guten Erfahrungen die Genossenschaft gefördert werden. Selbst die erwünschte Entwicklung der Landwirtschaft unter Zuhilfenahme von Zugtieren bietet Probleme. So würde ihr Mist zwar der Bodenfruchtbarkeit zugute kommen, aber schließlich muß das Großvieh auf den oft bereits dichtbesiedelten Gebieten miternährt werden. Bei einer Intensivierung der Erzeu-

gung im großen wird es auf die Dauer ohne künstliche Düngung nicht gehen. Und selbst dann, wenn die Erträge auf diese Weise gehoben werden könnten, zeigt die bisherige Erfahrung, daß die Bauern sich wahrscheinlich weitere Frauen „kaufen“ würden, so daß damit die Bevölkerung noch schneller ansteigen würde. So ergibt sich im Norden ein „circulus vitiosus“, aus dem man nur langsam Schritt für Schritt durch besonnenes Planen und Erziehen ausbrechen kann. Hauptproblem ist es, dem Afrikaner einen Anreiz zum Sparen, zur Investierung seiner Ernteüberschüsse (für Pflüge, bessere Rinder u. a.) und damit zur Erhöhung seines Lebensstandards zu geben und so die „Kapitalisierung“ des menschlichen Körpers zu überwinden.

Während die Savannengebiete des Nordens und Südens im allgemeinen „Beharrungsräume der Armut“ sind, läßt sich in den verkehrsgünstigeren Landschaften an der Küste und den reicher ausgestatteten Waldräumen eine Tendenz zur Entwicklung von „Stetigkeitsräumen“ wirtschaftlicher Gunst im Sinne Otrembas¹¹⁾ verzeichnen.

Ein Vergleich mit anderen Ländern Afrikas zeigt deutlich den Reichtum, den Ghana vor allem dem Waldgürtel zu verdanken hat. In den geschätzten Werten, die nur die Marktproduktion außerhalb der Eigenbedarfsdeckung umfassen, liegt Ghana unter den Geldwirtschaften des Tropischen Afrikas (1950—1952) nach Süd-Rhodesia und Nord-Rhodesia an dritter Stelle, weit vor dem Kongo und Nigeria. Dabei ist zu beachten, daß die Zahl der Lohnarbeiter in den Bergwerken Rhodesias und des Kongo weitaus höher ist als in den Eingeborenenkulturen Westafrikas oder Ugandas. Der Anteil der Bevölkerung am gesamten Volkseinkommen liegt in Nigeria bei 75 %, in Ghana bei 65 %, in Kenia und Süd-Rhodesia dagegen nur bei 20 % und in Nord-Rhodesia zwischen 10—15 %¹²⁾. Hiermit wird die ganze Schwierigkeit klar, in Räumen mit noch typischer Kolonialstruktur (Kenia, Rhodesia) von „Volkseinkommen“ zu sprechen.

Diese Zahlen, die ähnlich vom „Economic Survey of Ghana“ und auch von den Vereinten Nationen veröffentlicht wurden, sind allerdings mit großer Vorsicht aufzunehmen, da es sich meist nur um ganz grobe Überschlagsrechnungen handelt. So ist das bisher auf £ 55 veranschlagte jährliche Durchschnittseinkommen eines Ghanaers nach den Ergebnissen des 1960-Zensus sicher zu hoch gegriffen. Es dürfte eher zwischen £ 40 und £ 50 liegen.

Im feuchtheißen Waldklima wird der Kakaoanbau auch in Zukunft weiterhin im Mittelpunkt des Interesses bleiben. Auch hier ergeben

¹¹⁾ E. Otremba, Wertwandlungen in der deutschen Wirtschaftslandschaft, Erde, 1950 51, S. 243.

¹²⁾ West Africa, Nr. 2006, 1955, S. 731, und: Wirtschaftliche Veröffentlichungen der UNO 1954—1959.

sich jedoch dringende Probleme, da es erfahrungsgemäß schwierig ist, Kakao auf Böden neu zu pflanzen, die ihn früher bereits getragen haben. In vielen Gebieten ist die ursprüngliche, schattenspendende Waldecke zerstört worden, Regen und Sonne haben daraufhin den humushaltigen Oberboden degradiert und ihm wertvolle Nährstoffe entzogen. Überhaupt sind ja die Oberböden Ghanas, wie wir gesehen haben, arm an Nährstoffen, und kaum eine Pflanze vermag mit ihren Wurzeln Nährstoffe aus den tieferen Bodenhorizonten, geschweige denn aus dem Muttergestein, heraufzuholen. Die Frage, ob Düngung möglich ist, steht also im Vordergrund, und Bodenkundler sind eifrig mit Versuchen in dieser Richtung beschäftigt¹³⁾.

In der Zukunft werden wohl auch im Waldgürtel verbesserte Fruchtwechsel und Düngung die bestehende extensive Landwechselwirtschaft ablösen müssen. Bei Versuchen in Nigeria zeigte sich bereits, daß in den Gebieten mit größerer Regenhöhe wegen der starken Auswaschung des A-Horizontes Gründüngung (wenigstens alle zwei Jahre) nützlich sein kann. Der Vorteil einer solchen Fruchtwechselwirtschaft ist übrigens in Westafrika schon in vielen Gebieten erkannt worden. Auch im System der Landwechselwirtschaft werden, wie gezeigt wurde, nur selten zwei gleiche Feldfrüchte unmittelbar aufeinanderfolgend gepflanzt. Nach dem Abbrennen werden zunächst die anspruchsvollen Pflanzen — wie Mais, Yams, Mehlbananen — angebaut. Anspruchslosere Früchte (Maniok) und Leguminosen folgen später. Das System der Wechselreihen- oder Stockwerkkulturen hat sich gut bewährt. Die Bodenabtragung wird dadurch eingeschränkt und Unkräuter ferngehalten.

Für die sehr bald notwendig werdende Intensivierung des Anbaus von Feldfrüchten¹⁴⁾ sowie für die Unterstützung weiterer Exportprodukte auf dem Wege von der Monokultur zur Polykultur ist auch die Weiterentwicklung der betrieblichen Organisations-

13) Experimente mit Ölpalmen in Nigeria bewiesen, daß Düngung auch im Regenwald durchaus erfolgreich sein kann. Besonders Phosphate könnten dem Boden häufig zugesetzt werden. (Mdl. Mitt. P. Nye und D. H. Urquhart, Cocoa 1961, S. 47 ff.)

14) Der Wert der in Ghana produzierten Nahrungsmittel zur Selbstversorgung beträgt (bei 5 Mill. Einwohnern jährlich etwa Pfd. Sterling 20 pro Person) über Pfd. Sterling 100 Mill. und liegt damit über dem Wert der Kakaoverzeugung (1954: Pfd. Sterling 85 Mill.). Diese Zahl stellt etwa die Hälfte des gesamten Volkseinkommens dar. Die Hauptnährfrüchte schlüsseln sich nach einer Schätzung wie folgt auf:

		Anbaufläche rd.
1. Cerealien aller Art (bes. Mais, Hirse, Reis)	371 000 t	500 000 ha
2. Knollenfrüchte (Maniok, Yams, Taro)	1 475 000 t	275 000 ha
3. Mehlbananen	1 300 000 t	150 000 ha
4. Erdnüsse	30 000 t	65 000 ha
5. Hülsenfrüchte	30 000 t	20 000 ha

Mais wird hauptsächlich im Süden, Hirse im Norden, Taro und Mehlbananen werden fast ausschließlich im Waldgürtel angebaut. Der Reis verteilt sich etwa zu gleichen Teilen auf Süden und Norden (Aschanti 15 %). Yams wird zu 80 % und Erdnüsse und Hülsenfrüchte zu 90 % in den Nordsavannen produziert. (Ghana Farmer 1957, S. 203.)

formen unerlässlich. Besonders bei den Berichten über die Qualitätsminderungen des Kakao in den letzten Jahren erscheint es zweifelhaft, ob der kleinbäuerliche Typ der Eingeborenenkultur wirklich der geeignetste ist, oder ob nicht eine intensivere, einer kleineren Plantage ähnliche Betriebsform eher am Platze wäre. Eine Revision der Betriebsgrößenverhältnisse ist mindestens anzustreben. Hiermit sei nicht etwa der Einführung einer „kapitalistischen“ Plantagenwirtschaft das Wort geredet, sondern es sollten neue Organisationsformen erprobt werden, etwa unter der Aufsicht der Regierung, einer „Development Corporation“ oder auch privater Pflanzungen, in denen sich die Vorteile der Plantagenkultur mit denjenigen der Eingeborenenkulturen verbinden.

Die tropische Plantagen-Betriebsform entwickelte sich, wie Waibel¹⁵⁾ gezeigt hat, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf den portugiesischen Inseln São Tomé und Príncipe und ist von dort erst über den Atlantik hinweg in die amerikanischen Tropen gedrungen. Auf dem afrikanischen Kontinent selbst setzte sich die tropische Plantage erst seit etwa 1880 fest. In Britisch-Westafrika, wo sie mit den Volkskulturen in Konflikt kam, hat sie sich jedoch nicht durchgesetzt. Gegenwärtig sind viele der Argumente, die früher gegen die Plantage vorgebracht wurden, durch die politische Entwicklung der kolonialen Territorien und die zentralen Marktorganisationen gegenstandslos geworden. Eine Verbesserung von Anbau- und Erntemethoden wäre zwar im jetzigen System zu erreichen. Für die Einführung von Düngung und fortschrittlicher Schädlingsbekämpfung sind diese kleinen, unübersichtlich verstreuten Eingeborenenpflanzungen jedoch ungeeignet.

Auch kann auf den kleinen Eingeborenenfeldern in den oft wechselnden Lichtungen des Waldes keine großzügigere Forschungsarbeit geleistet werden. Die Vergangenheit hat gezeigt, daß die Mehrzahl der wirklich wichtigen Forschungsergebnisse der tropischen Landwirtschaft auf Plantagen gewonnen wurden. Neben der Forschungsarbeit, deren Entwicklung in den Tropen noch immer zu wünschen übrig läßt, wird auf der Pflanzung eine wirtschaftlich rationellere Produktion erreicht, und die Erziehung der landwirtschaftlichen Bevölkerung vom einfachen Tagelöhner zum technisch-wissenschaftlichen Forschungsassistenten und „Manager“ unterstützt.

Auf Vorschlag von A. Lewis sollten als neuer Versuch je 6—10 kleinere Pflanzungen für Ölpalmen, Kautschuk, Bananen und andere Früchte angelegt werden¹⁶⁾. Diese Pflanzungen (50—100 acres) würden unter der

¹⁵⁾ L. Waibel, Die Rohstoffgebiete des tropischen Afrika, Leipzig 1937; und Die Wirtschaftsform des tropischen Plantagenbaus, in: Probleme der Landwirtschaftsgeographie, Breslau 1932.

¹⁶⁾ A. Lewis, Bull. Ghana Geogr. Ass. 1958/1.

Aufsicht eines ausgebildeten Landwirts stehen und gleichzeitig den Bauern neue Möglichkeiten zur Verbesserung ihrer Landwirtschaft aufzeigen.

Auch eine begrenzte Einführung des Pflugbaus in die afrikanischen Tropen hat durchaus Chancen. Es gibt heute Pflüge, die sehr flach arbeiten können, flacher jedenfalls als die tief in den Boden eingreifende Hacke des afrikanischen Bauern. Es handelt sich nicht nur um das Problem der möglichen Bodenzerstörung, sondern vielmehr um die Lösung sozial-wirtschaftlicher Fragen. Wenn es gelänge, neue Rodungsmethoden zu entwickeln, könnte der Pflugbau sehr wohl verstärkt werden. Versuche im Feuchtwaldgebiet bewiesen, daß bei einem Rückgang der Tsetse selbst die Viehwirtschaft im Walde intensiviert werden kann.

Eine Neuordnung der Betriebsgrößen und Betriebsformen ist das Kernproblem der agrarischen Zukunft Ghanas. Es müßte eine Betriebsform gefunden werden, die zwischen den kleinen Betrieben (von 1—2 acres) und der Pflanzung liegt. Versuche mit Nutzflächen von etwa 50—150 acres, die sich in Westeuropa oder Nordamerika bewährt haben, und die von einer Familie betreut werden, sollten unternommen werden. In den Kakaokulturen, wo wir bereits eine Tendenz in dieser Richtung feststellten, erhält die Neufassung und Neuorganisation des betrieblichen „Managements“ und des Landrechts die Ermutigung und Unterstützung der Regierung.

Um jedoch wirklich zuverlässige Angaben über die bestehenden Betriebsgrößen, über die „afrikanische Ackernahrung“, zu gewinnen, müßte noch viel zentral gelenkte Vorarbeit geleistet werden. In Zukunft sollte man gerade den „mikroökonomischen“ Aspekten verstärkte Aufmerksamkeit schenken, um dann bei einer optimalen Kombination von Arbeit, Boden und Kapital die geeigneten Betriebsgrößen herauszufinden. Die Kostenstrukturen der großen Mehrzahl dieser landwirtschaftlichen Betriebe sind einfach. Kapital- und Betriebskosten sind gering. Es wird eigenes Saatgut verwendet, und — abgesehen von der geringen Kopfsteuer — liegen die Hauptbetriebslasten in vielen Gebieten in der Bezahlung fremder Arbeitskräfte. Tacke¹⁷⁾ hat kürzlich versucht, einen Überblick über die privatwirtschaftliche Stellung der Betriebe durch Erhebungen bei einigen Stämmen zu erhalten. Für eine erste Übersicht mögen diese Zahlen genügen. Für wirklich zuverlässige Werte müßte man einzelne Stammesgruppen für längere Zeit untersuchen. Bis heute sind die wissenschaftlichen Arbeiten noch genauso zusammenhanglos und

¹⁷⁾ E. Tacke, Die volks- und betriebswirtschaftliche Stellung der Landwirtschaft der Goldküste und ihre Bedeutung für die Entwicklung des Landes, Diss., Bonn 1957.

lückenhaft wie das System der afrikanischen Eingeborenenwirtschaft selbst. Eine wirkliche Integration der Bemühungen und eine Zusammenarbeit der betreffenden Länder wäre notwendig, wie sie bis zu einem gewissen Grade in der Organisation für wissenschaftliche Zusammenarbeit der Gebiete südlich der Sahara (C. C. T. A. / C. S. A.) nach dem Kriege bereits angebahnt wurde. Hierbei denke ich nicht allein an volks- und landwirtschaftliche Untersuchungen. Vor allem ist ein engere Verbindung zur Soziologie erwünscht, für die auch die Sozialgeographie einen wichtigen Beitrag in Tropisch-Afrika leisten könnte.

Fassen wir zusammen: Ein Hauptproblem der heutigen afrikanischen Landwirtschaft ist die Vermehrung der Produktionsintensität in den Eingeborenenkulturen. Es ist klargeworden, daß die unorganisierte und weit verstreute Eingeborenenkultur trotz relativ hoher Exporte im freien Wettbewerb benachteiligt ist, und daß weitere Leistungssteigerungen auf größere Schwierigkeiten stoßen werden. Andererseits ist die vielbeschriebene Gefahr der Monokultur bei einem Nebeneinander von größeren Betrieben Seite an Seite mit dem Eingeborenenland gemindert. Die Frage bleibt nur, in welcher Richtung diese Umgestaltung vor sich gehen soll. Von der Staatsregie bis zur genossenschaftlichen Partnerschaft und zum „Share Cropping“ gibt es verschiedene Vorschläge¹⁸⁾.

Das politisch-wirtschaftliche Experimentieren in Ghana ist über Westafrika hinaus von allgemeinem Interesse. Als mittelgroßes, nicht zu dicht bevölkertes afrikanisches Tropenland ähnelt Ghana in vielen ökologischen, historischen und soziologischen Zusammenhängen anderen tropischen Entwicklungsländern und kämpft mit ähnlichen Problemen. Der Versuch eines solchen Volkes, das allen Umweltbedingungen zum Trotz an seinem Fortschritt brennend interessiert ist, verdient unsere Unterstützung. Obwohl sich in Ghana in jüngster Zeit wie in anderen jungen afrikanischen Staaten betont autoritäre Tendenzen beobachten lassen, hat diese Bauernbevölkerung doch alte gewachsene Traditionen und ist nicht leicht zu politisieren. Erst in den Städten, wo man den alten Verpflichtungen entbunden ist, entwickeln sich die Impulse zum politischen Extremismus.

Neuerdings hat eine Art Arbeitsdienst (zunächst als „Builders Brigade“ bezeichnet) in der agrarischen Planung von sich reden gemacht, um junge Ghanaer in Handwerk und Landwirtschaft auszubilden und gleichzeitig politisch zu schulen. Auf Vorschlag von Ratgebern aus Israel möchte man aus ihr eine „Armee zum landwirtschaftlichen Einsatz“ machen. Staatliche und genossenschaftliche „Kollektivfarmen“ sind vorgesehen, in denen ehemalige Mitglieder der Brigade später beteiligt werden können. Auch diese Maßnahmen zielen darauf hin, die Landwirtschaft des Landes auf eine breitere Basis zu stellen.

¹⁸⁾ Vgl. auch J. B. Wills (Hrsgb.), *Agriculture and Land-use in Ghana*. London 1962.

3. Afrikanische Lebensformen im Konflikt

„Die Wirtschaftsform ist für mich eine wirtschaftliche Lebensform, der ein ganz bestimmter Typus von Mensch entspricht, während die Betriebsformen sowohl soziale und kulturelle Unterschiede innerhalb dieser Lebensform, aber keinen neuen Typ von Menschen zur Folge hat“¹⁰⁾. Mit diesen Gedanken charakterisiert Waibel zugleich Ausgangspunkt, Ziel und Methode seiner wirtschaftsgeographischen Arbeit, in der sich interessante Zukunftsaufgaben für die Bevölkerungsgeographie im Sinne einer Sozialgeographie abzeichnen.

Für die tiefere Erkenntnis, wie die Wirtschaftsweisen die Lebensweisen bedingen, ist gerade bei einem Tropenland wie Ghana noch weitere Grundlagenforschung unerlässlich. Aus diesem Grunde kann in dieser abschließenden Synopsis lediglich eine kurze Skizze der wirtschaftlichen Lebensformen Ghanas gezeichnet werden. Der Masse der bäuerlichen Bevölkerung haften Züge an, wie sie für den vorwiegend auf die Deckung des Eigenbedarfs bedachten Bauernstand in der ganzen Welt zu finden sind.

Geistige Unbeweglichkeit, zäher Widerstand gegen Neuerungen aller Art, Mißtrauen gegen Fremde und eine gewisse Intoleranz gegenüber den erfolgreicherer Mitgliedern seiner Gemeinschaft sind für dieses Bauerntum charakteristisch. Die „konservative“ Haltung der Bauernschaft, in der eine potentielle Kraft ruht, schützt den ghanaischen Bauern gegen politischen Extremismus. Infolge seiner Vergangenheit (Stammesfehden, Sklavenhandel) und seiner Armut erscheinen die oben erwähnten generellen Merkmale beim afrikanischen Bauern noch verstärkt. Er ist vielfach unterernährt, unterdrückt, die Sterblichkeit unter Kindern und Erwachsenen ist hoch. Seine Vergnügungen sind meist sinnlicher Art. Seine Wirtschaftsweise ist durch einen Mangel an Nahrungsreserven in der Trockenzeit und durch einen Mangel an Kapital gekennzeichnet. Auch die Verteilung des Landbesitzes, der entweder Gemeinschaftsbesitz („Everybody's business is nobody's business“) ist oder auch in Einzelparzellen aufgesplittert wurde, ist für eine Aufwärtsentwicklung ungünstig. Und doch herrscht beim einfachen Bauern ein gewisses Zufriedenheitsgefühl, das sich aus der Uniformität des Lebensstandards erklärt.

Wir waren Zeuge, wie in Ghana in den letzten Jahrzehnten die traditionelle und auf die Deckung des Eigenbedarfs ausgerichtete Wirtschaftsordnung, in der die Landwirtschaft noch kein Geschäft war, in den Strom der Geldwirtschaft hineingezogen wurde. Die stabilen Sozialformen der Agrargesellschaft wurden dem Ansturm moderner Entwicklungen ausge-

¹⁰⁾ Waibel, L., 1937, S. 37. — Vgl. auch G. Pfeifer, Das wirtschaftsgeographische Lebenswerk Leo Waibels. Erdkunde 1952, S. 16.

setzt. Hierin liegt die Hoffnung auf einen Aufschwung, aber auch eine Gefahr.

Das einzige wichtige „Kapital“ des ghanaischen Bauern auf der untersten Stufe ist der menschliche Körper, der alle Arbeit leistet, aber auch wieder alles verbraucht, was er erzeugt. So drückt sich der wirtschaftliche Wert, der dem menschlichen Körper innewohnt, im ganzen Leben des Eingeborenen aus. Ernten können ausbleiben, Haustiere sterben, Werkzeuge werden unbrauchbar, Häuser verfallen, der Boden verliert seine Fruchtbarkeit, der Körper aber ist die einzige Besitzform, die so lange aushält wie sein Eigentümer. Selbst das Großvieh ist nicht eigentlich in unserem Sinne als Kapital anzusprechen, da es fast nur als Zahlungsmittel beim „Brautkauf“²⁰⁾ und als Opfergabe Verwendung findet. Eine große Familie und zahlreiche Kinder sind deswegen eine Kapitalanlage und zugleich Alters- und Sozialversicherung. In Nord-Ghana muß der Mann den Eltern seiner Frau im allgemeinen noch eine solche „Kompensation“ zahlen; denn der Verlust eines weiblichen Familienmitgliedes reduziert die Zahl der Hände und damit das „Kapital“ und Prestige der Familie. Männlicher Nachwuchs ist nicht nur wichtiger, weil er mehr arbeiten kann, sondern weil die Männer meist, den Stammessitten entsprechend, bei der Familie bleiben, während die Frauen die Familie verlassen können.

Erst in den oberen Schichten der Städte beginnt sich die Geburtenkontrolle zaghaft durchzusetzen. Mit der Erhöhung des Lebensstandards und mit wachsenden Erziehungskosten wird in der zu zahlreichen Vermehrung der Familie ein wirtschaftlicher Nachteil erblickt.

Die alte Rangordnung der Werte ist in vieler Hinsicht für die Entwicklung der Eingeborenenwirtschaft von Nachteil. Der erfolgreiche Bauer heiratet mehrere Frauen und zeugt viele Kinder, die alle mit von seinem Land leben müssen. Damit wird ein finanzieller Rückhalt, ja selbst das Aufstocken von Nahrungsreserven, fast unmöglich gemacht. Dieser Mangel an Geld und Reserven bedeutet aber zugleich Mangel an Werkzeugen und Haustieren, Mangel an Erziehung und Verkehrsentwicklung, Mangel an Wasser und Gesundheit. Dabei hat der Bauer ohne Verkehrsentwicklung keine Absatzmöglichkeiten für seine Erzeugnisse, ohne Gesundheit und Sicherheit keinen Anreiz zur Mehrproduktion und ohne Erziehung kein Verständnis für fortschrittliche Bearbeitungsmethoden. So ist in diesem Prozeß der Selbstverstärkung sogar die Gefahr des noch weiteren Absinkens gegeben. Diese Gefahr

²⁰⁾ Die Frauen werden nicht in unserem westlichen Sinne ver- oder gekauft. Es handelt sich vielmehr um eine Art Ablössungssumme („dowry“), die der Mann den Eltern der Braut in Dienstleistung oder Produkten zukommen läßt. Erst mit Eindringen des Geldbewußtseins erhielt diese Beziehung einen mehr kommerziellen Charakter, bei dem die Frau auch mit Bargeld bezahlt werden kann. Vgl. auch P. O. Hodson, *Farm and Forest* (1954).

wird durch Ausgaben und gelegentliche Ausschweifungen bei Hochzeiten und Begräbnissen vermehrt, die zur Verschuldung und sogar zur Aufgabe von Land und kärglicher Habe führen können. Mangel an Kapital ist auch die Wurzel für die Arbeitslosigkeit oder besser die Unterbeschäftigung, die allerdings in Ghana nicht so drohend ist wie in anderen Gebieten Westafrikas. Besonders in der Landwirtschaft gibt es nach dem kurzen „Arbeitsjahr“ mit Rodung, Anbau und Ernte für den Rest des Jahres weniger zu tun. Vollbeschäftigung wäre hier ein Schlüssel zu weiterem Fortschritt.

Trotz der für afrikanische Verhältnisse ziemlich hohen Realeinkommen pro Kopf der Bevölkerung wird Ghana noch für lange Zeit zur Gruppe der „Entwicklungsländer“ gehören²¹⁾, deren Zukunft stark von der Weiterentwicklung ihrer Agrarstruktur abhängig sein wird.

Die alten mehr kollektiv ausgerichteten Landbesitz-, Pacht- und Erbverhältnisse der bäuerlichen Wirtschaftsform stehen heute im Widerstreit mit modernen Formen individueller Besitz- und Wirtschaftsauffassung, die sich besonders bei der „Bildungsaristokratie“ der Städte durchgesetzt haben. Das agrarische Sozialgefüge wird in der Hauptsache durch die fast überall seßhaft gewordenen Kleinbauern charakterisiert, die mit Familienarbeit auskommen oder landlose Wander- und Saisonlandarbeiter aus dem Norden anstellen. Der Typ des höherkapitalisierten Großbauern beschränkt sich auf die Kakaopflanzer und auf die Besitzer einiger großer Nahrungsmittelfarmen und Marktärten in der Nähe der Städte. Unter ihnen entwickelt sich die Form des abwesenden Landbesitzers, der in der Stadt einem anderen Beruf nachgeht und nur einen Verwalter auf dem Betrieb unterhält. Der Typ des Plantagenbesitzers ist unbekannt. Die wenigen Großpflanzungen werden von der Regierung oder einigen Firmen bisher mehr zu Forschungs- und Demonstrationszwecken unterhalten. Die okkupatorischen Berufe der Jäger und Sammler sind völlig zurückgetreten und werden von den Bauern nebenberuflich ausgeübt. Nur die Fischerei hat sich an der Küste gehalten. Die Masse der Bergleute rekrutiert sich aus Saisonarbeitern, die nach Beendigung ihrer Verträge in den Sudan oder nach Nord-Ghana zurückkehren. Zwischen ihnen und der eingesessenen ländlichen Bevölkerung bestehen meist wenig engere Zusammenhänge.

²¹⁾ „Entwicklungsland“: „Unterentwickeltes“ Gebiet, in dem das Realeinkommen pro Kopf der Bevölkerung niedriger liegt als in den USA, Australien und Westeuropa; nach „UNO-Measures for Econ. Development of Underdeveloped Countries“, New York 1951, S. 3.

Der Terminus „Entwicklungsland“ ist heute vielfach zum rein politischen Begriff geworden. Das wird schon durch das Weglassen der Länder des Ostblocks klar. In nüchternen Alltagssprache heißt Entwicklungsland ein verhältnismäßig armes Land; denn diese Armut (im Vergleich zu Westeuropa und Nordamerika) ist das wesentliche Merkmal, welches diese sonst außerordentlich unterschiedlichen Länder verbindet.

Das Verhältnis zur Arbeit und zum Boden wurde im Süden vor allem vom Eindringen der Geldwirtschaft beeinflusst. Das häufig zitierte Beispiel, daß der Eingeborene die Preissteigerung auf dem Weltmarkt mit einer Minderung der Produktion beantwortete, trifft für Ghana im allgemeinen nicht mehr zu. Der afrikanische Bauer denkt heute wie sein europäischer Berufskollege, d. h. auch bei fallenden Preisen wird er nicht mehr erzeugen, sondern eher seine Produkte für einige Zeit zurückhalten, da er mit einer Preissteigerung rechnet. Dieses Denken trifft besonders für den weltmarktorientierten Kakaobauern zu, wird aber auch für die Produkte des inneren Marktes immer wichtiger. Verlassen doch überhaupt heute in Afrika weite Bevölkerungskreise das Niveau der ausschließlichen Selbstversorgung.

So steht der afrikanische Bauer heute in einem Konflikt zwischen Individualismus und Gruppendenken, d. h. seinen alten Bindungen an Großfamilie, Sippe und Stamm. Bei einer Kritik der neuen, oft recht materialistischen Auffassung dürfen wir nicht vergessen, daß diese Gesinnung vor allem durch die nichtafrikanischen Bevölkerungsteile an der Westküste („from Cape Coast to Bonny, who cares but for money“) eingeführt wurde. Diese nichtafrikanischen Elemente, die sich besonders aus Europäern, Levantinern und Indern zusammensetzen, haben einen wirtschaftlichen Einfluß, der in keinem Verhältnis zu ihrer Zahl steht. Mit der Emanzipation des Westafrikaners verschiebt sich dieser Einfluß heute vom politischen auf den wirtschaftlichen Sektor.

Neben dem innerafrikanischen Kulturwandel hat sich auch das Eindringen außereuropäischer Ideen und Produkte besonders stark ausgewirkt. Im Gefolge dieser Entwicklung kam es zu Bevölkerungsvermehrung, Erhöhung des Lebensstandards, Anstieg der Lebenshaltungskosten, Vermehrung der Zahl der Lohn- und Gehaltsempfänger und zu ihrer Organisation in Gewerkschaften oder beruflichen Verbänden.

Die Einführung des Christentums und europäischer Rechtsbegriffe führte in der Ehe zum Konflikt zwischen Polygamie und Monogamie und im Erbrecht der Akan zwischen dem neuen väterlichen Erbsystem und dem sich überall zäh haltenden traditionellen mütterlichen Erbrecht. Auch hier ist für die Zukunft nur eine langsame Umgestaltung der bestehenden Verhaltensweisen zu erwarten. Die Familienbeziehungen sind vielleicht überhaupt die feinsten Indikatoren für soziale Veränderungen. Im allgemeinen sind im Süden des Landes die Gesellschaftsformen und die Familienverpflichtungen schon nicht mehr so starr und uniform wie in den noch homogeneren Gesellschaftsordnungen des Nordens. Dabei ist die sich in den verschiedenen Gebieten entwickelnde Gesellschaftsform weitgehend eine Resultante, die von den zahlreichen dargestellten

variablen, sozialen, historischen und wirtschaftlichen Faktoren abhängig ist.

Die soziologischen Verschiebungen in den bisher noch ziemlich geschlossenen Wirtschaftseinheiten von Familie und Großfamilie in Richtung auf eine Individualisierung lassen sich am besten in den Städten verfolgen, wo das Gleichgewicht der gegenseitigen Rechte und Verpflichtungen zum Teil gestört wurde. Das ganze System der sozialen Sicherheit sowie die öffentliche und private Lebensführung veränderten sich hier am meisten. Das alte System zeigte sich den neuen Verhältnissen nicht gewachsen. Die technische Seite der europäischen Zivilisation wurde angenommen, ohne daß man immer in der Lage war, auch das Ideengut zu begreifen und die entsprechenden sozialen Organisationsformen zu übernehmen. Als Ergebnis zeigte sich, gleichlaufend mit dem Prozeß der Verstädterung, ein Ansteigen des Bettelwesens, der Prostitution, der Jugendkriminalität, der Arbeitslosigkeit oder Arbeitsunlust. Die Bar wird zum gesellschaftlichen Treffpunkt. Die moderne Massenbeeinflussung durch Film, Rundfunk und Zeitung beginnt ihren Siegeszug. So ergibt sich als Kehrseite des technologischen Fortschrittes eine Zersetzung der alten Gesellschaftsordnung. Das gegenseitige Vertrauen der Familie ist in einem starken Maße unterminiert worden. Der Aufbau eines modernen, „demokratischen“ Parteiapparates hat die regionalen und sozialen Gegensätze noch verschärft. Hier gilt es, mit der entsprechenden Erziehungsarbeit den Jugendlichen und Erwachsenen das Verständnis für die neue Ordnung zu erleichtern.

Die Städte Afrikas haben aber keineswegs nur auflösende, negative Funktionen durch Schwächung alter sozialer Bindungen und traditioneller Verordnungen.

Trotz der wachsenden Verhaltensunsicherheit des Individuums bieten die Städte die größeren Möglichkeiten. Sie bilden einen fruchtbaren Nährboden für neue Ideen und einen Schmelztiegel für alten, von der Zeit überholten Stammesballast. Die modernen afrikanischen Mittel- und Unterklassen gehen in der Stadt ein dichtes Netz neuer sozialer Bindungen ein. In der Nachahmung westlicher Konsumgewohnheiten und Organisationsformen (Gewerkschaften, Parteien, Clubs) schlummern Gefahren, aber auch Zukunftsmöglichkeiten.

Eine gewisse Gefahr liegt vor allem in der Übernahme des hohen europäischen Lebensstandards (der „Tropenzulage“) durch die gebildete afrikanische Führungsschicht. Die Europäer erhielten als Kompensation für die ungewohnten Lebensbedingungen an der Westküste immer relativ hohe Gehälter, die ihnen einen Lebensstil erlaubten, der über demjenigen lag, den sie in Europa genossen. Die Übernahme dieses überhöhten westlichen Standards durch die Afrikaner ist für das Land kostspielig und in

dem Augenblick unangebracht, da sich auch die Angehörigen der städtischen Mittel- und Unterschicht einseitig nach diesen Idealen orientieren und ihren Anteil daran verlangen.

Aber selbst für die Mehrzahl der städtischen Afrikaner besitzen die sie am nächsten und persönlichsten berührenden sozialen Einheiten, wie die Großfamilie, die Dorf- und, selbst in der Fremde, die Stammesgemeinschaft noch eine wirkliche Bedeutung. Auch das Leben der gebildeten und schon in den Bannkreis europäischen Einflusses gerückten Bildungsaristokratie wird noch immer stark von althergebrachten Ordnungen beeinflusst, und nur in ganz seltenen Fällen kommt es zu einer völligen Loslösung.

In den Häfen der Bergbau- und Handelszentren ist die Verstädterung am weitesten fortgeschritten. Hier konnte aber die Versorgung mit wichtigsten Diensten mit der Entwicklung nicht Schritt halten, und die wirtschaftliche und soziale Lage der ärmeren Bevölkerungsgruppe ist ein ernstes Problem.

Die Rolle der Häuptlinge hat sich in Ghana trotz gewisser verfassungsrechtlicher Klauseln stark gewandelt²²⁾, so daß ihre Einordnung in die zukünftige Gesellschaft noch unklar ist. Im Hinterland (Aschanti) ist ihre Bedeutung noch größer als an der Küste. Im Norden haben sie nicht die finanziellen Mittel und damit nicht die Schlüsselstellung wie im reicheren Waldgürtel. Im Norden ließ sich in der Vergangenheit vielfach ein mehrschichtiger Aufbau beobachten. In der alt-sudanischen Gesellschaftsordnung übernahm der Häuptling als „Kriegshäuptling“ in Krisenzeiten als politisch-administratives Oberhaupt die Macht. Neben ihm hatte der „Tengdana“ als kultischer Häuptling eine wichtige Stellung inne.

Für die zukünftige Entwicklung der Gesellschaft Ghanas ist schließlich die Stellung der Frau von großer Bedeutung. Obwohl die Frau bei der bestehenden Arbeitsteilung vorwiegend mit der Nahrungsmittelbeschaffung betraut ist, kann sie im traditionellen System in einigen Fällen z. B. als „Königinmutter“ einen beratenden Einfluß auf den Häuptling und die Ältesten ausüben. Ihre bisherige Passivität wird sie nur langsam überwinden können, obwohl die Regierung Anstrengungen in dieser Richtung macht; denn nach einem Wort Aggreys bedeutet die Erziehung einer Frau gleichzeitig die Erziehung ihrer Familie.

Die Antwort auf die entscheidende Frage, ob bei der mangelnden historischen Tradition die kulturgeographischen Voraussetzungen für eine eigenständige „Nation“ in Ghana heute bereits gegeben sind, wird

²²⁾ K. A. Busia, *The Position of the Chief in the Modern Political System of Ashanti*, London 1951.

durch die starken regionalen Unterschiede noch erschwert. Im Süden ist die alte Ordnung am weitesten aufgelöst. Ansätze zu einer Neuordnung sind hier am deutlichsten. Im Norden Ghanas dagegen besteht das alte Sozialsystem noch ziemlich unverändert fort, ein neuer Einfluß wird dort besonders durch die zurückkehrenden Wanderarbeiter ausgeübt.

Wird das Gemeinschaftsgefühl der Afrikaner innerhalb der willkürlichen Grenzen des 19. Jahrhunderts auf die Dauer stark genug sein, um wirkliche Nationen formen zu können, oder werden die schroffen natürlichen und geistigen Gegensätze zu Auflösungserscheinungen und „Balkanisierung“ führen? In diesem Zusammenhang ist gerade die weitere Wirtschafts- und Verkehrsentwicklung für die Formung eines Staatsbewußtseins durch Erziehung und Angleichung von Sprache, Sitte, Recht und sozialen Gewohnheiten wichtig. Auch die verstärkte Zusammenarbeit zwischen benachbarten afrikanischen Ländern dürfte in Zukunft eine immer größere Rolle spielen.

Neben diesen Beziehungen zwischen den sich auf der politischen Landkarte Afrikas neubildenden nationalen Einheiten wird aber auch der zukünftige Einfluß Europas, Amerikas und Asiens für die Entwicklung Afrikas entscheidende Bedeutung haben.

Hier liegt eine der großen menschlichen und wissenschaftlichen Aufgaben unserer Generation.

T'ai-wan

ein Entwicklungsland in Südostasien

mit 1 Abbildung

von O. Timmermann

Nur 150 km durch die seichte Taiwanstraße vom chinesischen Festland getrennt, liegt gegenüber den Provinzen Fukien und Kwangtung die Insel T'ai-wan — uns unter dem portugiesischen Namen Formosa bekannt — am Rande des südostasiatischen Schelfes. Mit fast 400 km Länge (N—S) und 140 km maximaler Breite (West-Ost) entspricht sie nach der Größenordnung in unseren Breiten einem Gebiet zwischen Hamburg und Frankfurt (Main) in Nord-Süd, und zwischen Osnabrück und Hildesheim bzw. (Hagen)-Altena und Kassel in West-Ost-Erstreckung. Der Fläche nach ist T'ai-wan mit fast 36 000 km² wenig größer als die Niederlande und Luxemburg zusammen mit ca. 35 000 km², oder als Nordrhein-Westfalen mit ca. 34 000 km². T'ai-wan's Bevölkerungszahl von ca. elf Millionen Einwohnern entspricht etwa der der Niederlande (Abb. 1).

Zwischen dem flachen Schelfmeer im Westen und der bis dicht an den Ostsaum der Insel heranreichenden Tiefsee des Pazifik erhebt sich das Land bis zu Höhen von fast 4000 m (3950 m) als eine nach Westen geneigte Scholle. Dreiviertel des Landes sind tief zertaltes und zerschluchtetes Bergland mit einem vor allem um den gesamten Westsaum angelagerten Foothill-Kranz (63,5 % + 6,3 % = 66,8 % des Landes). Bis zu den größten Höhen, fast bis zu den Gipfeln, dichtbewaldete Kettengebirge sind flächenmäßig Hauptkennzeichen. Mehr als 50 Erhebungen ragen, im allgemeinen ohne markante Gipfelbildungen, über 3000 m auf. Im breitgelagerten Zentralgebirge haben sich in Höhenlagen bisweilen Reste gealterter Landschaften trotz der von NO—NNO nach SSW—S streichenden, langgestreckten Bruchkettenzüge mit dazwischenliegenden langen Tiefenlinien erhalten. Diese Tiefenlinien werden wegen der vorwiegend nach Westen und Osten, die Hauptabdachung der Insel unterstreichenden Entwässerung, aber meist nicht von einheitlichen Flüssen oder auch nur zusammenhängenden Flußsystemen durchzogen. So stehen im Gegensatz zu den Längsfurchen die jungen Durchbruchstäler als Tal-schluchten an den Gebirgsrändern im Westen und Osten, aber zum Teil auch die Längsketten im Inneren des Gebirgsblockes durchbrechend. Sie

machen das Gebirge schlecht zugänglich und noch schwieriger von Westen nach Osten durchquerbar.

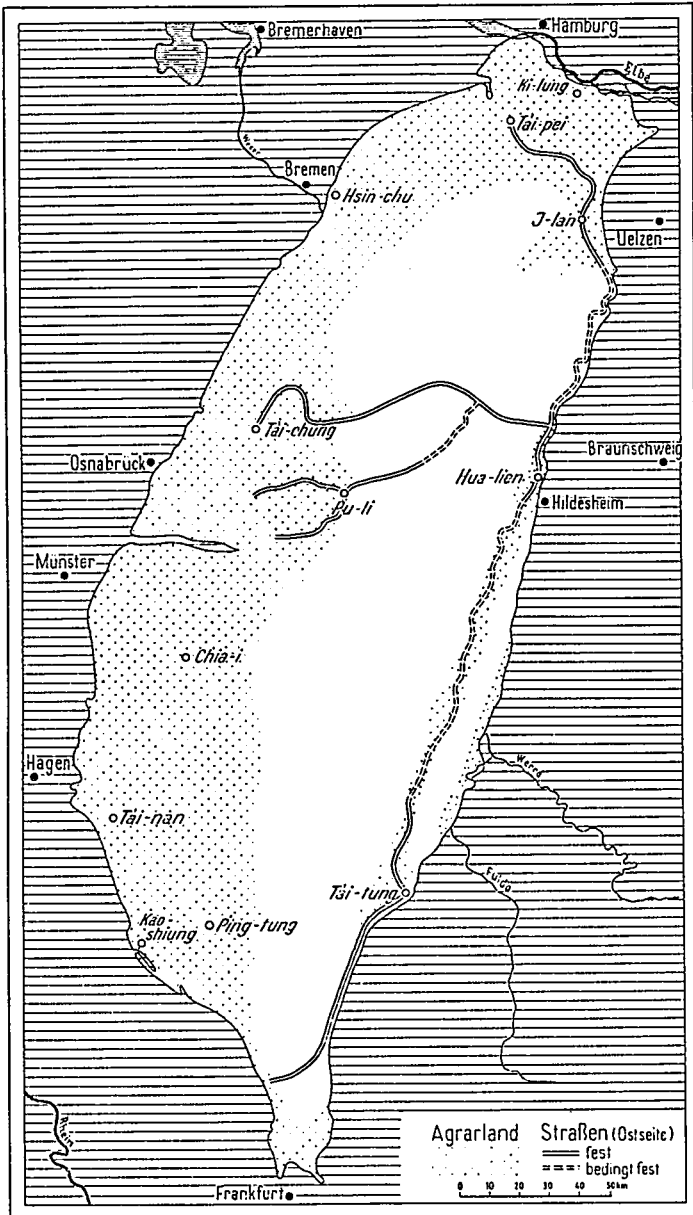
Ein isoliert liegendes Gebiet mit Vulkanruinen aus der Zeit, als in Europa das große Eis der Pleistocänzeit herrschte, liegt im Norden der Insel. Fumarolen in mehreren Gebieten der Insel, im Norden, Nordosten und Süden, geben die Grundlage für Schwefelbäder, zum Teil sogar Schwefelabbau. Unangenehmere Nachfahren des Vulkanismus sind die fortlaufend spürbaren, wenn auch meist schwächeren Erdbeben. T'ai-wan liegt in einem der Hauptbebengebiete der Erde an der Westseite des Pazifik.

Wenn somit für die Ebenheiten auch nur etwa ein Drittel der Insel übrig bleibt, so haben gerade diese, und derzeit nur diese, größte Bedeutung als Lebensraum: Seien es die oft zusammengewachsenen großen Schwemmlandebenen im Südwesten, Westen und Nordwesten, oder die intramontanen Becken wie die tiefgelegenen von T'ai-pei im Norden und T'ai-chung in der Mitte des Westens und die in Unter- und Oberstufen-Höhenlage liegenden, in den Foothill-Kranz eingesenkten vom Sonnen- und Mondsee, von Pu-li und Miao-li, um wenigstens die wichtigsten zu nennen. Die intramontanen Becken sind oft kleinen Umfangs, aber bedeutsam als intensiv genutzte Kulturoasen im dichten Bergwald-

Erläuterungen zur Abbildung

Der Außensaum des agraren Lebensraumes ist zum Gebirgsblock hin im Landesinneren nicht lückenlos durch Anbau gekennzeichnet. Hier greifen kurzabständig wechselnd Anbaugelände, Wildbeutegelände (Sekundärwald und Grasflächen) und Ödlandgebiete (Vorflut-Schotter- und Geröllbänke, Steilabstürze, Muren) ineinander. Charakteristische Anbaupflanzen an Hängen auf Trockenland sind hier außer Südkartoffeln, Erdnüssen und Hirse Dauerpflanzen wie Tee (Becken von Pu-li und im feuchten Norden auf lateritischen Altterrassen) und Zitronella-Öl-Gras, in Mittel-T'ai-wan Bananenstauden, Fruchtbäume, Ananas und Zitronella-Öl-Gras, in Süd- und Südost-T'ai-wan Sisal. Nicht berücksichtigt sind im Berglande die sehr sporadisch verteilten Lebensräume der einzelnen kleinen Malaiengruppen und die im Ausbau befindlichen Kulturland-Oasen entlang der West-Ost-Straße in Mittel-T'ai-wan. Bei dem Anteil an Wildbeutegütern in der gesamten Wirtschaft hat die ausdehnende Grenzziehung auch ihre Berechtigung. Die hier wiedergegebene ist angelehnt an die Karte 16 Agricultural Regions im „Area and Resources Survey Taiwan“ von Wilbert Rheynsburger, T'ai-pei 1956, ICA MSMC, ergänzt nach Chen, Ch.-S., Geographical Atlas of T'ai-wan, T'ai-pei 1959, K 83. Dieser, die Außenposten einschließende Agrarraum ist größer als der in Statistiken angegebene mit 24,3% Alluvial-Ebenen, 6,3% Fußhügelgebieten (stellenweise gebirgig) und 5% Terrassen-Tafelländern; das sind zusammen 35,6% agrar nutzbares Land.

Die vor zwei Jahren meisterlich fertiggestellte Querstraße in Mittel-T'ai-wan leidet nach Starkregen noch unter Verschüttungen durch Muren, die Längsstraße von I-lan nach Hua-lien ist in der Gebirgsstrecke nur in einer Richtung jeweils, die von Hua-lien nach T'ai-tung mit Sicherheit nur während der trockenen Wintermonate durchgehend befahrbar. Letztere wird durch eine ständig nutzbare Bahnlinie zwischen Hua-lien und T'ai-tung entlastet. Die durchweg guten bis vorzüglichen Hauptstraßen im zusammenhängenden westlichen Kulturland sind nicht eingetragen.



T'ai-wan im Größenvergleich mit der Bundesrepublik

pelz. Hinzu kommen die alten und jungen Terrassensäume des Foothill-Kranzes im mittleren Westen und Nordwesten und die der Gebirgstäler.

Weitflächig sind indessen auch die Schotterschwemmfächer der unbändigten und schwer zu bändigenden heutigen Flüsse mit Torrentencharakter beim Übergang vom Gebirge zum Flachland. Ihr Ödlandcharakter ist heute meist bis zur Grenze des Möglichen (Vorflutflächen bei Wolkenbrüchen!) verschwunden. Zum Kulturland mit Ebenencharakter in tiefer Lage gehört auch ein das hohe Bergland an der Ostseite der Insel durchziehender, NNO—SSW gestreckter Grabenbruch von halber Länge des Oberrheingrabens. Infolge der Gebirgsschranke gegen das zusammenhängende Kulturland im Westen der Insel kennzeichnet allerdings Abgelegenheit, ja Isoliertheit diese sonst potentiell so wichtige östliche Talung. Die Talung streicht im Norden und Süden in spitzen Winkeln gegen den Pazifik aus, sie läuft also etwa parallel zur Küste, von dieser durch ein über 1000 m aufragendes Gebirge getrennt. Am Nordende liegt auch unter dem Meer bei der kleinen Hafenstadt Hualien das Epizentrum der T'ai-wan treffenden Beben, das Südende bei dem Städtchen T'ai-tung wird regelmäßig von den die Insel querenden Taifunen heimgesucht. Erst heute wird die Osttalung von planmäßiger Kultivierung erfaßt.

Die klimatischen Verhältnisse prägen weitere, schwerwiegende Modifikationen. Der Wendekreis des Krebses verläuft über der Mitte der Insel. Infolge des regenfangenden Gebirgsblockes und der Inselnatur ist das Land jedoch als tropisch anzusehen. Eine wesentliche Ausnahme macht hiervon nur der äußerste Nordosten, der subtropisch winterkühl und dauerfeucht ist. Winterlicher, feuchter Nordostmonsun mit Wolkenstau und Steigungsregen, vermehrt um Niederschläge von aus West heranziehenden Wandertiefs zu einer Zeit, in der der Südwesten, Süden und Südosten der Insel durch winterliche Leeseiten-Trockenheit und strahlenden Himmel mit entsprechender Wärme ausgezeichnet ist, läßt den Nordosten um so viele Grade kühler werden, daß selbst in den Übergangsräumen vom Nordosten zum Osten und Norden bis Nordwesten manche der bekannten perennierenden Kulturgewächse der Tropen und Subtropen schwierig gedeihen. Während des Sommers sind Temperaturen und Niederschläge über der gesamten Insel ausgeglichener, denn zur Zeit des Sonnenhöchststandes treten die Merkmale des schwachen Sommermonsun in den Hintergrund. Äquatoriale Wärmegewitter und Taifune bestimmen dann den Witterungscharakter. Wenn auch langjährige Niederschlagsmessungen und daraus errechnete Mittelwerte einschließlich der auf dieser Grundlage entwickelte Karten der Klima-Elemente vorliegen, so sind diese eher geeignet, unsere Vorstellungen über die Charakteristika des Witterungsablaufes im Jahre zu verfälschen als sie zu klären.

Das liegt vor allem an den sommerlichen Taifunen, diesen tropischen Wirbelstürmen mit der Gewalt ihrer böigen Windstöße und wolkenbruchartigen, großtropfigen Niederschläge. Sie ziehen in kurzer Frist, in Stunden, höchstens einem Tage, über eine Gegend und entladen nach amtlichen Messungen bis zu 1160 mm Niederschlag in 24 Stunden, 800 mm in acht Stunden, 350 mm in drei Stunden. So können die Wasserfluten eines Taifuns das theoretische Jahresmittel des Niederschlags für eine Gegend übersteigen. Wie ein kurzfristiger Spuk, das ganze Sinnen und Trachten der betroffenen Menschen beherrschend, sind die Taifune vorüber, hinterlassen Überflutungen, Auswaschungen und Übersandungen, zerstören in Stunden, wozu man Jahre härtester Aufbauarbeit verwendet hat. So hat einer der schwersten Taifune der letzten Jahrzehnte, der Taifun „Ellen“, am 7. August 1959 11 % des Nationaleinkommens der Insel zerstört. U. a. wurden rund 450 000 ha Ackerland verwüstet, 290 000 ha Fischteiche versandet, Deiche, Abzugskanäle und Wasserwerke, Straßen, Brücken, Telegraphenlinien, Gebäude, Landwirtschafts- und Fischereigeräte zerstört oder beschädigt. 672 Tote, 383 Vermißte und 942 Verletzte waren zu beklagen. Waren die Schäden dieses Taifuns auch ganz besonders schwer, so ist zu betonen, daß kein Taifun ohne Schäden zu hinterlassen die Insel quert.

Die Irregularitäten sind es, die den Lebensraum T'ai-wan von der Natur aus bestimmen: der irreguläre Wasserhaushalt und die tektonische Jugendlichkeit und Unruhe.

Indessen würden diese Fakten untergeordnete Bedeutung haben, wenn die Insel lediglich in lockerer Streuung malaiische Bewohner auf der Entwicklungsstufe der Sammler und Jäger, wie sie in allerletzten Resten noch heutigen Tages im Waldberglande umherziehen, beherbergen würde. Von den heute auf T'ai-wan lebenden rund 200 000 Malaien ist der Großteil kulturell-wirtschaftlich sinisiert und in zunehmendem Ausmaße seit den letzten 60 Jahren auf die Tiefebenen oder wenigstens die größeren Ebenheiten des Berglandes in feste Siedlungen gelenkt. Rund elf Millionen Chinesen repräsentieren somit die Bevölkerung T'ai-wan's schlechthin, sind Ebenenbewohner und Reisesser, und zwar Paddy-(Bewässerungs)-Reisesser. Für sie als Angehörige eines alten Kulturvolkes (das heurige Jahr ist für sie das 4660. ihrer Zeitrechnung) aus dem Pflugbaukreis des Ostens gilt es, sich mit den Irregularitäten des Naturhaushaltes auseinanderzusetzen, diese ständig neu zu überwinden, selbst wenn das in ununterbrochener Folge irregulär neuen Beginn bedeuten kann.

Wie eingangs erwähnt, bietet T'ai-wan beim heutigen Stand der Ausbaumöglichkeiten ein Drittel seines Landes als Wirtschaftsraum an. Trotz großer Anstrengungen wird das nutzbare Areal für landwirtschaftliche und bergbauliche Zwecke kaum spürbar auszuweiten sein.

Landreserven für vorgenannte Zwecke in den Bergen sind gering. Diese Gebiete, vor allem die Hochlagen mit den wertvollen Nadelhölzern, sind forstwirtschaftlich nutzbar. An dieser Entwicklung wird in beträchtlichem Umfange gearbeitet, so daß die Forstwirtschaft zunehmend an Bedeutung gewinnt. Gewisse minimale Landreserven werden für den agraren Sektor im Zuwachsgebiet der westlichen Ebenen, im Bereich des größten und wichtigsten Stromes von T'ai-wan, des Cho Shui Chi, und den Watten und Marschen des westlichen Küstenlandes abgewonnen. Ihr landwirtschaftlicher Arealzuwachs dürfte indessen den Verlust durch Siedlungen, Wege etc. im dichtbesiedelten Bauernlande der Ebenen kaum kompensieren können. Das Ventil „Industrialisierung“ ist seitens der eigenen Rohstoffe durch geringen Bergsegen (wenig und nicht hochwertige Kohle, geringe Mengen Edelmetalle, Erdöl und Erdgas, Schwefel u. a. m., aber kein Eisen) gekennzeichnet, und damit einstweilen, allerdings in sinnvoller Harmonie mit der sonstigen fundamentalen Wirtschaft des Bauernlandes, in einer der Landwirtschaft dienenden Industrie gegeben und im ständigen Ausbau begriffen.

Diese kurzen Hinweise mögen das Verständnis dafür wecken, daß in kulturgeographischer Sicht der Bevölkerungsdruck als überragender Faktor in der Gestaltung des Lebensraumes T'ai-wan anzusehen ist. Einige Zahlen und Daten mögen das unterstreichen.

Auf der ursprünglich von Malaien auf der Wirtschaftsstufe der Sammler und Jäger schwach besiedelten Insel T'ai-wan lebten in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wohl nur einige chinesische Kaufleute, die die Insel für chinesische Annalen seit dem 3. Jahrhundert bekannt werden ließen. Ins Bewußtsein des chinesischen Volkes kam die Insel jedoch erst, als der vom chinesischen Festland kommende Cheng Kung, uns als Koxinga bekannt, 1661 die Handelsniederlassungen der Niederländer (vor allem in An-ping bei T'ai-nan im SW der Insel) überannte, die Niederländer vertrieb, auf dem Festlande eine planmäßige Werbung für eine landwirtschaftliche Erschließung und Besiedlung mit Chinesen betrieb und eine umfassende wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung einleitete. Zwei Jahrzehnte später, 1683, wurde T'ai-wan als chinesische Präfektur der Provinz Fukien auf dem Festlande angegliedert. In den nächsten 200 Jahren vollzog sich in zähem Ringen mit der Landesnatur und der malaiischen Urbevölkerung die Entwicklung von einer chinesischen Außenkolonie zu einem chinesischen Lande mit einer malaiischen, kulturell tiefer stehenden Minderheit. Die Innenkolonisation auf der Insel war 1886 soweit fortgeschritten, daß T'ai-wan zur selbständigen Provinz des chinesischen Reiches erhoben werden konnte. Diese Selbständigkeit büßte sie ein, als sie 1895 im Gefolge des Friedens von Shimonoseki Japan zunächst kolonial, nach dem ersten Weltkrieg als

Bestandteil des japanischen Reiches einverleibt wurde. In dieser Zeit war der Zuzug von Chinesen aus dem Mutterlande unterbunden. Die Japaner blieben ein Herrenvolk. Verwaltung, Polizei, Schulen u. a. m. waren japanisch geleitet. Der menschliche Kontakt mit den Taiwanesen war so, daß 1945 im Gefolge des zweiten Weltkrieges T'ai-wan wiederum als chinesische Provinz in die Chinesische Republik rückgegliedert werden konnte. 1949 wurde T'ai-wan das Refugium der Regierung der Republic of China. In jenen Jahren, als das Festlandchina unter kommunistische Herrschaft geriet, kamen ca. 2 000 000 Festlandchinesen als Flüchtlinge und einige 100 000 Soldaten nach T'ai-wan. Wenn auch T'ai-wan de jure und auch im Bewußtsein chinesischen Denkens und Handelns nach wie vor eine Provinz des chinesischen Reiches geblieben ist, so ist es durch die politische Entwicklung mit dem Sitz der Regierung der Republik of China in der Hauptstadt T'ai-pei auf der Insel T'ai-wan de facto als ein eigenständiges chinesisches Land anzusehen¹⁾.

Werden für das 13. Jahrhundert nach chinesischer Tradition rd. 1600 Chinesen angegeben, so ist die Zahl infolge Bevölkerungsvermehrung und Einwanderung bis zur Zeit Cheng's Kung (Koxinga's) auf 30 000 angewachsen. Unter japanischer Herrschaft gibt der Zensus drei Millionen an für 1905, 5,8 Mill. für 1940. 1956 sind schon 9,8 Mill. auf der Insel, 1958 sind es 10,4 Mill. und 1961 über elf Millionen.

Seit 1895 war der Festlandzuzug gestoppt. Von 1949 bis 1956 waren noch einmal rund 2 000 000 Festlandflüchtlinge hinzugekommen. So hatte sich die Einwohnerzahl von 1905 bis 1956 in 50 Jahren verdreifacht, von 1940 bis 1960 in 20 Jahren verdoppelt. Hohe Geburtenraten (1956 = 39/1000) und geringe Sterberaten (fast 7/1000) führen dazu, daß die jährliche Zuwachsrate 1961 400 000 Einwohner erreicht hat. Zu dieser chinesischen Grundbevölkerung (Taiwanesen und Festlandflüchtlinge von 1949 bis 1956, die „mainlanders“) kommen rund 200 000 Malaien.

1958 wohnten 76 % der Bevölkerung auf dem Lande, 24 % in Städten. 1959 werden 56,5 % als Bauern und 6,2 % als Fischer angegeben. Da das kulturfähige Land durch die schroffen Gebirge auf ein Drittel beschränkt ist, beträgt die Dichte der Bevölkerung je km² rd. 1000 E.; auf der westlichen Ebene erreicht sie jedoch 1150 E/km², ja in Dichtezentren wie im T'ai-pei-Becken (in dem allerdings die Hauptstadt mit über 900 000 E.

1) Zu diesem Land T'ai-wan gehören die rings um die Insel T'ai-wan liegenden 77 chinesischen Inseln, von denen die Gruppe der 64 P'eng-hu-(Pescadores)-Inseln allgemein dem Namen nach, die Inseln Kin-men (Quemoy) und Ma-tsu vor dem chinesischen Festlande, durch die 150 km breite Taiwanstraße von der Insel T'ai-wan getrennt, aus der Tagespolitik die bekanntesten sind. Ihre Naturräume sind von denen der Insel T'ai-wan verschieden und bieten in mancher Hinsicht noch größere Schwierigkeiten. Die Entwicklung von Kin-men und Ma-tsu wird trotz der militärischen Störungen durch Beschuß vom Festlande aus ebenfalls mit Erfolg forciert. Bei ihnen herrschen besondere Verhältnisse. Sie sollen in diesem Überblick nicht gesondert behandelt werden.

liegt) steigt die Dichte auf 7570/km². Die Dichte möge noch durch einen anderen Mittelwert gekennzeichnet sein; in dem Bauernland T'ai-wan entfallen auf den Kopf der Bevölkerung nur 0,12 ha, auf den Kopf der Landbevölkerung 0,22 ha Ackerland. Diese Werte erhalten allerdings einen uns weniger vertrauten Aspekt, wenn wir hinzufügen, daß das bewässerte Ackerland meist zwei Reisernten und dazu oft eine Ernte mit anderen Feldfrüchten im Jahre bringt, so daß bewässertes Land im mittleren Westen, Südwesten und in der Osttalung heute gegebenenfalls bei voll entwickelter Agrartechnik bis zu fünf Ernten im Jahresablauf auf gleichem Flurstück tragen kann, und im Ping-tung-Becken des Südwestens, im Gebiet von Kao-hsiung, Chang-hua und T'ai-chung bereits trägt. Aus Mangel an Wasser lassen sich aber auch in Zukunft nicht alle agraren Gebiete bewässern, manche bewässerbaren nur für eine Paddy-Tracht.

Zum Verständnis der Meisterung der zahlreichen Erschwernisse in der Nutzbarkeit des Landes und dem Faktor Bevölkerungsdruck möge trotz des Wissens um die Schwierigkeiten solcher apodiktischen Angaben über die Taiwanesen ferner angefügt sein, daß sie als Chinesen fleißig und lernbegierig, strebsam und sparsam, großfamilien-sozial, religiös-ethisch stark gebunden und religiös tolerant sind. An manchen Stellen tritt sogar ein pionierhafter Schwung, Genügsamkeit besonderen Ausmaßes und entsprechende Leistungssteigerung hinzu.

Fassen wir diese Tatsachen noch einmal ins Auge, dann zeichnen sich in bezug auf die Entwicklung T'ai-wan's vier Abschnitte ab und sind folgendermaßen charakterisiert:

1. Abschnitt: Vorwiegend Handelskontakte mit der malaiischen Urbevölkerung auf einer dem chinesischen Festland vorgelagerten Insel bis zur Zeit Cheng's Kung (Koxinga's), bis zur Vertreibung der niederländischen Handelsniederlassungen im Jahre 1661.
2. Abschnitt: Planmäßige chinesische Innenkolonisation.
3. Abschnitt: Moderne Kolonisierung unter japanischer Herrschaft bis 1945.
4. Abschnitt: Entwicklung eines weltwirtschaftlich und weltpolitisch eingespannten chinesischen Landes T'ai-wan.

Der erste Abschnitt ist noch weitgehend in Dunkel gehüllt. Während des zweiten vollzog sich in zähem Ringen die Kultivierung der Ebenen vom Südwesten über den Westen bis zum Nordost. Die östliche Talung

und das Gebirge blieben nahezu unangetastet. Entsprechend den Lebensformen der chinesischen Landnehmer wurde im Großfamilienverband gesiedelt und gearbeitet. Und so wurde T'ai-wan zu einem Gebiet mit einer Häufung von auf sich bezogenen Gruppen; mit einer Kleinzellenstruktur, jeweils in der Größe etwa unserer Ämter mit mehreren Siedlungen um ein zentrales dörfliches oder kleinstädtisches Marktzentrum. Der dritte Abschnitt in der Entwicklung, von den Taiwanesen empfunden und behandelt als Fremdherrschaft, gekennzeichnet durch immer wieder aufflammende Auflehnung und Unruhe, hat trotzdem in sofern nachhaltigen Einfluß ausgeübt, als auf den Fortschritten dieser Zeit aufbauend der heutige Auf- und Ausbau eine weitere breite, solide Basis erhalten hat. Die Auflehnungen sind wohl in erster Linie auf die straffe zentralistische Regierung der Japaner zurückzuführen, mit der der Versuch, die alten chinesischen Kleinzellen in ihren Rechten zu schmälern und überörtlich zusammenzufassen, ebenso verbunden war, wie die Einführung einer bis dahin fehlenden gemeinsamen Staatssprache. Daß hierzu für Chinesen — die wegen der selbständigen Sprachgruppen in ihren Herkunftsgebieten des Mutterlandes (aus den Provinzen Fukien und Kwangtung) sich nicht gegenseitig verständigen konnten — und Malaien in gleicher Weise das Japanische gewählt und diese Gemeinschaftssprache mittels Schulzwanges verbreitet wurde, verzögerte die schwierigen Aussöhnungsbestrebungen. Auf der anderen Seite zog T'ai-wan aber auch erheblichen Nutzen aus der Fremdherrschaft. Die straffe Organisation — und die Notwendigkeit einer Beherrschung der widerständigen Taiwanesen — führte zum Ausbau des überörtlichen Straßen-, Bahn-, Telefon- und Postnetzes, zum Ausbau von Bewässerungsmöglichkeiten und Elektrizitätserzeugung. Damals gab es nur wenige echte Städte. Deren Befestigungen wurden geschleift; die Städte selbst, vor allem nach Zerstörung durch Taifune umgebaut (in einem schweren, bisweilen drückenden, mißverständlich von Europa übernommenen neuromanischen Stil) und damit gleichzeitig saniert. Die widerspenstigen Malaien aus dem Bergland, damals noch oft wildbeutende Kopfpjäger, wurden zum Teil umgesiedelt.

Auch der Landwirtschaft kam die Fremdherrschaft zugute. Sie trug vor allem anfangs stark koloniale Züge, z. B. durch Schaffung von Plantagen für Zuckerrohr und Wirtschaftspflanzen. Aber auch der Reisanbau für den Export, für den Verbrauch im japanischen Mutterlande bestimmt, wurde stark gefördert. Hierbei ist nicht nur die Ausweitung der künstlichen Bewässerung beachtlich (u. a. Chia-nan-Gebiet). Im Zuge dieser Maßnahmen wurden sowohl neue, höheren Ertrag liefernde Pflanzensorten (z. B. Reissorten) als auch bisher überhaupt nicht verwendete Wirtschaftspflanzen eingeführt und manche landwirtschaftlichen Versuchsstationen eingerichtet.

Alle diese Maßnahmen, gegen immerwährende Widerstände durchgeführt, bildeten 1945 bei der Rückgabe der Insel an China ein ausgezeichnetes Fundament für den chinesischen Wiederbeginn und stürmischen Ausbau: überörtliche Verwaltung, Verkehrswesen, Gesundheitswesen, Schulen einschließlich der Mittel- und Hochschulen mit Einheitssprache (an die Stelle des Japanischen trat nach der Rückgabe Zug um Zug die chinesische Staatssprache, das Manderin). Sie bildeten die Grundlage dank der Landwirtschaftsförderung mit Bewässerung, Saatgutwahl und Verkehrsnetz und -mittel für die nicht einfach zu bewältigende Aufgabe, die Eigenernährung fortlaufend sicherzustellen, die die stürmisch wachsende Bevölkerung mit sich bringt, aber auch die Grundlage für die heute im Staatshaushalt so bedeutsame Bereitstellung der wichtigsten Exportgüter (zunächst vorwiegend nach dem durch Flüchtlinge überfüllten Hongkong und dann nach Japan): Zucker, Reis, Bananen, Ananas, sowie den Beginn der Sisal-Fasern.

Der vierte Abschnitt schließlich, beginnend mit der Umstellung von einer japanischen Kolonie bzw. dem Bestandteil des japanischen Reiches mit zahlenmäßig geringer japanischer Verwaltungsschicht über dem chinesischen Volke, ist gekennzeichnet durch die Aufgabe, daß diese chinesische Provinz sich zu einem auf sich selbst gestellten chinesischen Land entfalten sollte. Es hat nicht nur einen eigenen Versorgungsbereich für die rasch wachsende Bevölkerung aufzubauen, sondern mangels bergbaulich-industrieller Güter zunächst den Export landwirtschaftlicher Erzeugnisse zu steigern; ganz abgesehen davon, daß zu Beginn die erheblichen Kriegsschäden — T'ai-wan war im letzten Weltkrieg ein Sprungbrett der Japaner gegen das chinesische Festland, wie später der Amerikaner gegen die Japaner im Endkampf — zu überwinden waren und praktisch beseitigt sind. Dies alles führte zwangsläufig zu einer überaus intensiven und gezielten Innenkolonisation. Bei diesem Beginnen kam 1949 die grundlegende Wendung, als die Provinz T'ai-wan gleichzeitig die Funktion eines Refugiums der Regierung der Republic of China mit zu erfüllen hatte als Bastion des nichtkommunistischen China.

In unserem Zusammenhang ist nun wichtig, daß die nationalchinesische Regierung die Verträge mit Amerika über die Entwicklungshilfe („Amerikahilfe“, abgeschlossen in Nan-king 1948) und die zur Durchführung der Hilfe gebildete gemischte chinesisch-amerikanische Kommission, die Joint Commission on Rural Reconstruction (ICRR), mitgebracht hat. In sinnvoll planmäßigem Einsatz, gezielt auf bestimmte Schwerpunktprogramme und dennoch weit genug gestreut ausgerichtet und wendig, hat letztere Auf- und Ausbau bis zum heutigen Tage wesentlich fördern können.

Das China Yearbook 1960/61 (früher The China Handbook, T'ai-peï/T'ai-wan) beziffert das gesamte in Aussicht genomme amerikanische Hilfsprogramm (Zehn-Jahres-Plan) auf \$ 914 Millionen, die auf die einzelnen Jahre unterschiedlich verteilt worden sind und zum größten Teil für den Ausbau der im Interesse der US und der „freien Welt“ insgesamt liegenden militärischen Position vor den Toren der kommunistischen Volksrepublik China vorgesehen sind. Von den für das Jahr 1960 angegebenen \$ 70.440.000 waren \$ 68.000.000 allein für militärische Zwecke bestimmt. Ferner steht eine Leihflotte zur Verfügung, so daß T'ai-wan hinsichtlich der militärischen Unterstützung durch die USA in Ostasien an zweiter, sonst an vierter Stelle steht. Wenn auch ein beträchtlicher Teil hiervon indirekt der Wirtschaft zufließt, so interessieren uns hier die Direktaufwendungen. Für das Jahr 1960 wurden \$ 2.400.000 für technische und rund \$ 40.000 für besondere Hilfen vorgesehen. So wird u. a. ein Atomreaktor für friedliche Zwecke errichtet. Hinzu kamen dann noch Anleihen aus dem Entwicklungshilfefonds für wirtschaftliche Entwicklung von etwa \$ 18 Mill. (für Eisenbahn, Telefonanlagen, private Unternehmungen) mit besonders vereinbarten Zins- und Rückzahlungsbedingungen. Weitere Anleihen für Wasserkraftwerke, Ausbau der Fensterglasproduktion, Kunststofffabrikation und Autoindustrie waren — nach der gleichen Quelle — vorgesehen. Seit einem Jahr werden die für das Hilfsprogramm bestimmten Gelder in immer größerem Umfange in Form von Anleihen zur Verfügung gestellt. Hierin dürfte eine Beurteilung zum Ausdruck kommen, die Ansicht nämlich, daß die Entwicklung weit genug fortgeschritten ist, um zu einer größeren Eigenständigkeit des taiwanischen Haushaltsausgleichs gelangen zu können.

Aussagekräftiger und in den Auswirkungen höher zu veranschlagen als die finanzielle Hilfe ist die „technische Hilfe“, die T'ai-wan gewährt worden ist „für wirtschaftliche Entwicklung und sozialen Fortschritt“. Sie umfaßt Gebiete wie Landwirtschaft und Forstwirtschaft, Bergbau und Industrie, Elektrizitätsversorgung, Nachrichtenwesen, Erziehungs- und Gesundheitswesen, öffentliche Verwaltung usw. Während des Finanzjahres 1960 hat die chinesische Regierung in T'ai-wan im Zuge dieses technischen Hilfsprogramms 286 Teilnehmer für die Ausbildung auf den verschiedensten Gebieten in den USA oder in anderen Ländern ausgewählt. Außerdem standen (1959) 143 training-persons aus den US (47) und anderen Ländern (96) zur Verfügung, eine Maßnahme, die man für Entwicklungsländer nicht hoch genug einschätzen kann. Eingesetzt waren sie für Land- und Forstwirtschaft, Industrie und Bergbau, Transportwesen, öffentliche Verwaltung, Gesundheitswesen, Erziehungswesen u. a.; im besonderen in jenen Sparten, die bisher der chinesischen Lebensform und ihrer Wirtschaft ferner lagen und nach internationalen Maßstäben geringere Entwicklung oder Beachtung erfahren hatten. Auch die deutsche

Bundesrepublik ist durch Einrichtung von wichtigen und erfolgversprechenden Lehranstalten an der Entwicklung beteiligt. Trotz eigener Besichtigung an Ort und Stelle liegen mir zur Zeit genauere Unterlagen nicht vor. Wie hoch die erzielten Fortschritte zu veranschlagen sind, geht wohl am klarsten aus der Tatsache hervor, daß sich die Taiwanesen mit ihren Spezialkenntnissen in eigenen Abkommen anderen Entwicklungsländern zur Verfügung stellen (vor allem Reis- und Zuckerrohranbau und -Verarbeitung, aber auch Zementherstellung u. a. m.). So ist kürzlich ein Abkommen zwischen T'ai-wan und Libyen abgeschlossen worden. Hier-nach wird T'ai-wan Libyen Unterstützung bei landwirtschaftlichen Entwicklungsaufgaben leisten. Es handelt sich um das erste Abkommen dieser Art zwischen T'ai-wan und einem Land der arabischsprachigen Welt. Andere Abkommen bestehen mit Staaten Hinterindiens, Südamerikas, Zentralafrikas u. a.

Fassen wir nunmehr diesen vierten Abschnitt nach den Eingriffen in die bisherige Lebensgemeinschaften, in Lebens- und Wirtschaftsform ins Auge. Als wichtigster Einschnitt ist der Bruch mit der Feudalherrschaft anzusehen. Im Zuge einer durchgreifenden Bodenreform erfolgte eine „Bauernbefreiung“ nach der Idee des Begründers der chinesischen Republik 1911, Sun Yat-Sen: „land-to-the-tiller = Land-(Besitz) dem tatsächlichen Bebauer“. Sie brachte eine grundlegende Änderung der Besitzstruktur. Auf die höchst interessanten Vorgänge und Durchführung kann hier der Kürze wegen nicht eingegangen werden.

Eine zweite wichtige Maßnahme steckt in der Ausschöpfung von Möglichkeiten der Intensivierung:

1. Im Gesundheitswesen mit Ausrottung der Seuchen (die Insel wurde u. a. frei von Malaria!), Reihenuntersuchungen und Schutzimpfungen; ferner z. B. Rattenbekämpfung.
2. Im Erziehungswesen: Ausbau der Grund-, Mittel- und Hochschulen; Neubau von Schulgebäuden, Ausbildung von Lehrkräften, finanzielle Vorsorge, für alle den Schulbesuch zu ermöglichen und den Anreiz besserer Ausbildung zu propagieren, so daß zur Zeit rund 98 % der Grundschulpflichtigen auch die Schule besuchen, außer vielleicht in sehr abgelegenen kleinen Bezirken. Hinzu kommen für die Erwachsenen Schulungen im Elementarunterricht, wie aber im besonderen auch Aufklärung und Lehrgänge in den unterschiedlichsten Berufen.
3. Im besonderen auf dem Sektor der Landwirtschaft:
 - a) Ausbau der Versuchsstationen (durch Pflanzenzucht Einbringung 500 neuer Spezies, durch Tierzucht sechs neue Spezies); Entwicklung und Verbreitung neuartiger Anbaumethoden, wie z. B.

die des alternierenden Anbaues; neuer Kompostbereitung und Düngemittel-Zusammenstellungen; neuer Gründümpflanzen; Grasweidepflanzen etc.; Möglichkeiten der Schädlingsbekämpfung; Entwicklung neuer technischer und mechanischer Geräte; Verbesserung von Haus- und Gehöfteinrichtungen.

- b) Überörtliche Regelung des Wasserhaushaltes durch Errichtung neuer Stauwerke (die gleichzeitig der Elektrizitätsgewinnung dienen), Flußbettverbauungen, Eindeichungen, Grundwasserpumpen, Landgewinnungen in Seemarschen und Lagunen.
- c) Bodenmeliorationen, als da sind großzügige Lockerung mit Tiefpflügen, Hangterrassierungen mit Großpflügen, Kultivierungen der Schotterfächer, Bereitstellen von Kunstdünger.
- d) Flurbereinigungen.
- e) Durchorganisation des Genossenschaftswesens und Neuordnung des Kreditwesens (früher auf privater, zum Teil bäuerlicher, großfamiliärer Basis).

Einige der am meisten zu beachtenden Folgeerscheinungen mögen diesen Eingriff deutlich machen. Eigenbesitzer arbeiten gezielter. Geschulte Bauern arbeiten sinnvoller als traditionsgebundene. Gesunde Bauern arbeiten länger. Trotz der unheimlich steigenden Bevölkerungsziffer sichert die Landwirtschaft nicht nur die Eigenernährung, sondern ist sogar in der Lage, vom Grundnahrungsmittel, dem Reis, namhafte Exporte bereitzustellen:

vor 1957	rund	70 000	metr. Tonnen	jährlich
1957		233 500	„	„
1958		161 000	„	„
1959		81 000	„	„

(Taifun- und Katastrophenjahr!);

ferner Schweine, Enten, Eier, Fische; darüber hinaus landwirtschaftliche Produkte wie Rohrzucker, Tee, Ananas, Bananen, Kassawapuder (Stärke), Gemüse, Zwiebeln, Pilze, Sisal, Hanf, Zitronellaöl u. v. a. m. So wurde auf breitester Basis ein wirtschaftlich aktives, gesundes Bauerntum weitergebildet mit einer dem chinesischen Wesen naheliegenden dezentralisierten Verwaltung (Selbstverwaltung der Gemeinden).

Erst nachdem dieser Schritt vollzogen war, wurde die bis dahin geringer entwickelte Industrie gestärkt, eine Industrie, die vorwiegend agrar ausgerichtet ist oder in weitestem Sinne der Landwirtschaft dient. Stichworte mögen das andeuten: Kunstdüngerindustrie; Obst- und Gemüsekonservenindustrie einschließlich der Produktion der Blechdosen, für die Bleche eingeführt werden müssen; Fischereiindustrie; Industrie für Landmaschinen, Nähmaschinen und Fahrräder, Automontage; wichtig

bei dem riesigen Bauvolumen (alle Bauernhöfe werden neu gebaut, die Städte wachsen), Ziegeleien, Zementfabriken, Holzverarbeitende Industrie, Kunststoffplatten (Faserabfälle des Zuckerrohrs); Bergbau und Industrie, aufgebaut auf Kohle, Erdöl, Erdgas, Schwefel, Soda (Meeressalz), Aluminium, Kunst- und synthetische Stoffe; Schiffbau, Textilindustrie (Baumwolle, Seide, Ramie) und Papierindustrie (Holz, Stroh, Staudenmark u. a.). Die unterschiedlichsten Branchen treten nach und nach hinzu. Im Jahre 1962 rechnet man zum erstenmal mit der Erscheinung, daß im Außenhandel die Erlöse industrieller Güter die der Landwirtschaft übersteigen werden.

Äußerst lehrreich sind die Folgeerscheinungen insgesamt im „sozialen“ Sektor. Zwar steigt das Einkommen. Es wird indessen durch steigende Preise und rasches Bevölkerungswachstum zum großen Teil zur Zeit noch kompensiert. Man darf aber nicht übersehen, daß eine „monetäre“ Ausrichtung erst in (allerdings sehr rascher) Entwicklung begriffen ist und daher weitgehend die „Arbeitskraft“ noch den entscheidenden Wert darstellt. Eine „Verbrauchssteigerung je Kopf der Bevölkerung“ war in der traditionellen Wirtschaft der Chinesen unbekannt, ja unmöglich! Hier schafft die internationale Geldwirtschaft einen erheblichen Einbruch in die chinesischen Lebensformen.

Eine weitere Tendenz ist unverkennbar. Je stärker die Entwicklung vom Agraren zum Industriellen und Städtisch-Verwaltungsmäßigen fortschreitet, desto fühlbarer wird die Mobilität des einzelnen. Hierdurch wird der Bestand der traditionellen Sozialstruktur des chinesischen Bauernlandes erheblich in die Enge getrieben, mit anderen Worten, der Bestand der Großfamilien erschwert oder gar zerrissen.

Weitere Folgeerscheinungen sind auf Schritt und Tritt zu spüren. Arbeits- und Risikoübernahme des einzelnen ist in der Großfamilie schwierig, da der Mehrerlös nicht dem einzelnen oder „kleinen Kreis“ (Kleinfamilie) zugute kommt. So gab es auch keinen Anreiz zur Geburtenkontrolle. Nunmehr künden sich mit der Technisierung und Mechanisierung Lockerungs- und Auflösungserscheinungen an, die die traditionelle Sozialstruktur und damit die Großfamilie gefährden, ja letzten Endes zerstören müssen. Ansätze sind allenthalben zu erkennen, daß der besser Ausgebildete (Schulen!) und wirtschaftlich Leistungsfähigere (Alleingänger!), gleich welcher Herkunft, nach vorn drängt und kommt. Das ist nicht zu verwechseln mit der altchinesischen Gepflogenheit, mit einem staatlichen Prüfungssystem einzelne, aber letztlich nur einige wenige, besonders Fähige zu ermitteln und diesen immer Aufstieg in hohe und höchste Ämter zu ermöglichen. Diese Maßnahme ist nicht im modernen Sinne als Mobilität des Volkes zu werten. Heute ver-

stärkt sich eine echte, das gesamte Volk erfassende Mobilität, wie sie Kennzeichen unseres Zeitalters ist.

Allen diesen Tendenzen kommen mancherlei Fakten und Faktoren positiv zugute.

1. In T'ai-wan leben und wirtschaften Chinesen. Ihr Arbeitswille und ihre Arbeitsfähigkeit sind sprichwörtlich („Bienenfleiß“); desgleichen ihre Spartätigkeit, die Mittel für Investitionen schafft; sie werden gestärkt in dem Gedanken, Sun Yat-sen'sche Ideale zu verwirklichen; ihre ethisch-religiöse Grundhaltung und Nüchternheit bewahren sie im allgemeinen vor Exzessen. Mit dem Flüchtlingsstrom vom Festland kam viel chinesische Intelligenz, die zum Teil ihre Ausbildung in Europa erhalten hatte und vor allem in der Verwaltung versiert ist und, last not least, das Geld der Entwicklungshilfe sinnvoll in die einzelnen, sorgfältig geplanten Objekte geleitet, geben Rückendeckung und damit ruhige Entwicklungsmöglichkeiten.
2. Der Zeitpunkt der Landreform gab Vorteile gegenüber der bei uns vor ca. 100 bis 120 Jahren eingeleiteten. Aus Europa vor allem waren für T'ai-wan somit Vorbilder vorhanden. Inzwischen ist die Technisierung und Mechanisierung fortgeschritten. Im Zuge der wirtschaftlichen Verflechtung ist es heute leicht, neuzeitliche und von den Bedarfsländern begehrte Nutzpflanzen und -tiere der Weltwirtschaft in andere Länder zu übertragen. Nicht zuletzt gibt es dank der Wirtschaftshilfen bessere finanzielle Möglichkeiten, in Versuchsanstalten zu experimentieren.
3. In T'ai-wan hat man zuerst an der Gesundung eines lebensstarken, zeitgemäßen Bauerntums gearbeitet und erst dann, als sich das Erreichen des Zieles abschätzen ließ, legte man Nachdruck auf planvolle Industrialisierung auch in jenen Bereichen, für die Rohstoffe gegebenenfalls eingeführt werden müssen.
4. Die Ausbildung eigener Fachkräfte, Techniker, Ingenieure und Wissenschaftler erfolgt auf breiter Basis im eigenen Lande und wird ergänzt und verstärkt durch Erweiterung der Kenntnisse im Auslande und durch Ausländer in T'ai-wan. In manchen Bereichen, vor allem in mit der Landwirtschaft zusammenhängenden, ist T'ai-wan seit Jahren in der Lage, Experten zur Weitergabe ihrer Kenntnisse in die hinterindischen, südamerikanischen und vor allem in die neuen afrikanischen Staaten zu senden, ein Faktum, das bei Vertretern anderer Entwicklungsländer Süd- und Südostasiens auf Tagungen rückhaltlos betont und bewundert wird (von neutralen Beobachtern mir zugeleitete Berichte von Tagungen in Bangkok 1961).

Alle diese Umstände, die in aller Kürze hier gestreift worden sind, und manche kaum angeklungenen sind zu beachten, wenn wir Stellung und Gewicht T'ai-wan's verstehen wollen. Dieser auf sich selbst gestellte Bestandteil des großen China, dieses Land T'ai-wan, hat trotz der Schwierigkeiten seiner Landesnatur mit den katastrophalen Irregularitäten seines Wasserhaushalts und trotz des geradezu beängstigenden Bevölkerungsdrucks einen ungeahnten und, von ferne gesehen, nicht verständlichen Aufschwung genommen. Obwohl es sich amtlich als im Kriegszustand befindlich betrachtet, erfolgt dank der über ein Jahrzehnt währenden Waffenruhe ein ungestörter und gleichmäßiger, mit Energie und Umsicht betriebener Auf- und Ausbau im Sinne eines Entwicklungslandes (u. a. auch im besonderen als Exempel für die Chinesen auf dem Festlande). Das Entwicklungsland T'ai-wan findet in anderen Entwicklungsländern Süd- und Südostasiens, Afrikas und Südamerikas nicht seinesgleichen, ja, es ist bereits in zunehmendem Ausmaße mit eigenen technischen und personellen Beiträgen an der weltumspannenden Entwicklungshilfe aktiv in anderen Entwicklungsländern tätig.

Im Oktober 1962 wurde nach halbjähriger Dauer das erste Entwicklungsseminar für Teilnehmer von elf afrikanischen Ländern (Dahomey, Kongo [Leopoldville], Kongo [Brazzaville], Togo, Zentralafrikanische Republik, Elfenbeinküste, Libyen, Madagaskar, Niger, Senegal, Mauretanien) erfolgreich abgeschlossen. Ein weiteres derartiges Seminar ist 1963 für etwa 20 Teilnehmer geplant.

Seit 1954 hat die Republik China weit über 1000 Menschen aus 21 Ländern in T'ai-wan ausgebildet und etwa 50 Expertengruppen von Fachkräften in etwa 30 Entwicklungsländer entsandt.

In den beiden letzten Jahren hat T'ai-wan über 130 Techniker als Experten für Einrichtung von Textil-, Gummi-, Zucker- und Lebensmittelbetriebe, für Verbesserungen der Wasserversorgung und den Ausbau des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens nach Süd-Vietnam geschickt! 30 Techniker aus Süd-Vietnam wurden in dreijähriger Ausbildungszeit zu perfekten Zuckerspezialisten herangebildet, die mit Hilfe technischer Unterstützung T'ai-wan's in ihrem Lande eine Zuckerindustrie aufbauen werden.

Die gegenwärtige Situation fordert aus mehreren Gründen, von denen nur drei bezeichnende genannt werden mögen, eine neue Gesamteinstufung heraus:

1. Für T'ai-wan ist auf dem zivilen Sektor die generelle Entwicklungshilfe der USA im Laufe des letzten Jahres ausgelaufen und in eine Förderung der Entwicklungsprogramme (Mehr-Jahrespläne) durch Gewährung von Anleihen überführt worden.

2. Seitens der t'ai-wanischen Regierung rechnet man für das Jahr 1962 zum ersten Male mit der Tatsache, daß der Wert der Exportgüter T'ai-wans aus dem industriellen Sektor jenen aus dem keineswegs rückläufigen agraren Sektor übersteigen wird.
3. Die von T'ai-wan ausgehende technische und personelle Beteiligung an der Entwicklung anderer Entwicklungsländer nimmt mit praktischer Arbeit und Schulung in kaum zu ahnendem Umfang ständig und erfolgreich zu.

Berücksichtigen wir diese Tatsachen, dann bleiben zwar nach wie vor in T'ai-wan die Entwicklungsprogramme kaum abschätzbar groß, auch sind sie nur nach und nach mit eigenen Mitteln und ausländischer Hilfe durchzuführen. Aus dem Rahmen der eigentlichen Entwicklungsländer i. e. S. ist das Land T'ai-wan jedoch bereits gerade herausgetreten.



Brasilien als Entwicklungsland

Beobachtungen im Hinterland von Rio, in Espirito Santo, Minas Gerais,
Goiás und Amazonien

mit 13 Abbildungen

von Gottfried Pfeifer

Die Aufforderung, in Ihrem Kreise über Brasilien zu sprechen, enthält bereits eine grundsätzliche Entscheidung: Brasilien soll zu den „Entwicklungsländern“ gezählt werden. Dieser moderne Begriff ist vieldeutig und kaum einwandfrei zu definieren. Brasilien, wie auch andere lateinamerikanische Länder, ist eine Schöpfung der europäischen Kolonialzeit in den Tropen, so steht es in einem ganz anderen Verhältnis zu der europäischen Tradition als die Herrschafts- und Handelskolonien in Südasien oder Afrika, die heute ihre Selbständigkeit wiedergewinnen oder überhaupt in dieser staatlichen Gestalt zum ersten Male den Weg in die Geschichte beginnen. Bereits 1808, als der portugiesische Hof seinen Sitz von Lissabon nach Rio de Janeiro verlegte, um dem Zugriff Napoleons zu entgehen, lockerte sich die starre Abhängigkeit der Kolonie von der Metropole. Nach dem Sturz Napoleons verkündete der portugiesische König Johann VI. selbst Brasilien als gleichberechtigten Staat im „vereinigten Königreich von Portugal, Brasilien und Algarve“. Nach dem Ausbruch der Revolution von 1820 kehrte der König nach Portugal zurück und hinterließ 1821 seinen Sohn und Thronerben Peter als Regenten des brasilianischen Königreiches. Bereits ein Jahr später zeigte sich, daß diese Konstruktion weder dem Willen des portugiesischen Parlamentes entsprach, das Brasilien wieder in eine koloniale Abhängigkeit zurückdrängen wollte, noch dem Selbstbewußtsein der tragenden Schichten Brasiliens. Gedrängt von seiner Gattin Leopoldine von Habsburg, die von der Notwendigkeit der Entscheidung überzeugt war, schuf Peter am 1. September 1822 mit der berühmten Erklärung von Ipiranga bei São Paulo das Kaiserreich Brasilien in voller Unabhängigkeit vom Mutterlande. Es folgte die Periode der Kaiserzeit, die zwar nicht frei von inneren und äußeren Wirren war, die aber

wesentlich dazu beitrug, daß das ungeheure portugiesische Amerika als staatliche Einheit erhalten blieb. Darin liegt das besondere Verdienst der maßvollen und weisen Politik Kaiser Pedros II., der 1831 zur Herrschaft gelangte und bis 1889 regierte. Unter seiner Regierung bereitete

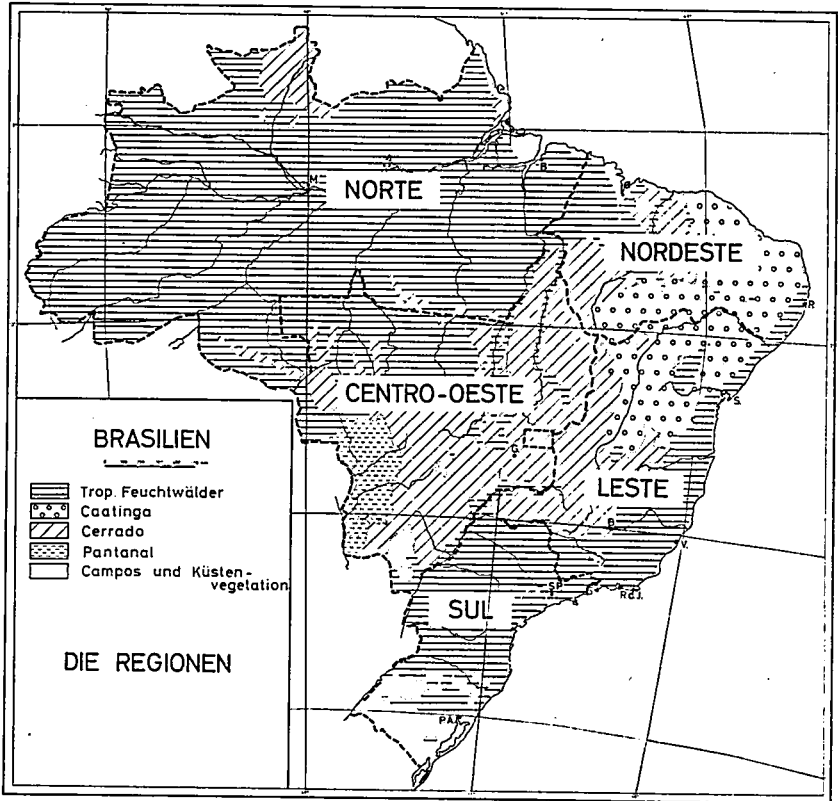


Abb. 1: Die Regionen

sich die schwierige Ablösung aus der alten Form der Sklaven-Plantagenwirtschaft vor. Die endgültige Abschaffung der Sklaverei 1888 allerdings wurde auch das Signal zum Ausbruch der Revolution. Im Jahre 1889 gab sich Brasilien als Republik seine Verfassung. So hatte sich der Übergang zu den modernen Formen der politischen Verfassung in einem Zeitraum von acht Jahrzehnten vollzogen.

Diese von der politischen Entwicklung des iberischen Lateinamerika, wie von der des angelsächsischen Amerika ebenso wie von den Formen der politischen Emanzipation, die wir in unseren Tagen in Südasien und Afrika erleben, abweichende Geschichte ist zur Beurteilung der brasilianischen Zustände wichtig. Die Traditionen wurden nicht gewaltsam zerbrochen. Eine eigentliche soziale Revolution fehlte, wenn man von der allerdings sehr tief einschneidenden Sklavenbefreiung absieht. Infolgedessen haben sich aber viele soziale Probleme angestaut und kommen erst seit dem Ende des ersten Weltkrieges zum Durchbruch. Seit dem gleichen Zeitpunkt wird auch die Veränderung der wirtschaftlichen Struktur und das Gewicht der jungen riesigen Stadtkonzentrationen fühlbar. Seit etwas über einem Menschenalter befindet sich Brasilien in einer inneren Entwicklungskrise, in deren Licht sowohl die Diktatur von Getulio Vargas, wie auch die Quadros-Krise gesehen werden muß¹⁾.

I. Statistische Übersicht

Die wichtigsten Daten zur wirtschaftlichen und sozialen Struktur des Landes ergeben ein uneinheitliches und zum Teil widerspruchsvolles Bild²⁾. Das riesige Land, fast $\frac{3}{4}$ des Erdteils Europa, mit 8,6 Mill. qkm, zählt heute rund 66 Mill. Einwohner. Brasilien ist heute das größte Land, das eine romanische Sprache spricht. Man bedenkt selten, daß Brasilien räumlich und nach der Einwohnerzahl nahezu die Hälfte Lateinamerikas ausmacht. Die Bevölkerung vermehrt sich mit rund 2,5 % pro Jahr

1) Eine ausführliche bibliographische Dokumentation kann nicht an dieser Stelle beabsichtigt werden. Die brasilianische Literatur ist äußerst umfangreich und bietet ausgezeichnete Einblicke auf allen einschlägigen Gebieten. Vgl. u. a. die seit 1956 erscheinenden Bände der „Bibliografia Geografica — Estadística Brasileira“ — IBGE — Conselho Nacional de Estatística. Rio de Janeiro (vol. I. 1956). — Eine gute Gesamtschau vermittelt: Fernando de Azevedo: A cultura Brasileira. Introdução ao estudo da cultura do Brasil. 1. Aufl. Rio de Janeiro 1943. Instituto Brasileiro de Geografia e Estatística, seitdem wiederholt aufgelegt und auch in engl. Sprache übersetzt. — Gilberto Freyre: „Interpretação do Brasil“ (auch in engl. Sprache erschienen). Coleção Documentos Brasileiros Rio de Janeiro 1947. — Oliveira Vianna. „Evolução do Povo Brasileiro“ 4. Aufl. Rio de Janeiro 1956. — Von einem besonderen Standpunkt aus geschrieben: Karl Heinrich Oberacker jr.: „Der deutsche Beitrag zum Aufbau der brasilianischen Nation“ São Paulo 1955. — Vgl. auch vom Verf.: „Brasilien Stellung in der kulturgeographischen Entwicklung der Neuen Welt (Teil I). Erdkunde. Bd. VI. Bonn 1952.

2) Handliche Zusammenstellungen der Zahlen aus den umfangreichen brasilianischen Zensurwerken sind enthalten in: „Ibero-Amerika“. Ein Handbuch. Herausgegeben vom Ibero-Amerika-Verein Hamburg. Zusammenstellung und Schriftleitung Dr. Friedrich Wehner. 4. Aufl. 1960. — Dr. Heividio Martins Maia: „Brasilien, das Land der Gegenwart“. Bonn 1960. — „O Brasil em numeros“ Apêndice do Anuario Estatístico do Brasil 1960. IBGE — Conselho de Estatística. Rio de Janeiro 1960. — Alceu Vicente W. de Carvalho: „A população Brasileira (Estudo e interpretação). Conselho Nacional de Estatística — IBGE. — Rio de Janeiro 1960. — „Survey of the Brazilian Economy“ 1959, Brazilian Embassy, Washington, D. C. Letztere Veröffentlichung besonders unter dem Gesichtspunkt: Brasilien, ein Entwicklungsland. Die meisten Zahlen entstammen den hier angegebenen Veröffentlichungen, die Prozente z. T. Berechnungen des Verfassers.

kräftig. Der Altersaufbau zeigt eine jugendliche Bevölkerung: 51,8% in den Altersgruppen von 0—19 Jahren, 43,6% zwischen 20 und 59 Jahren und eine kleine Altersgruppe über 60 Jahren von nur 4,6% (man vergleiche die entsprechenden Zahlen für England: 28,8%, 54,7% und 16,5%).

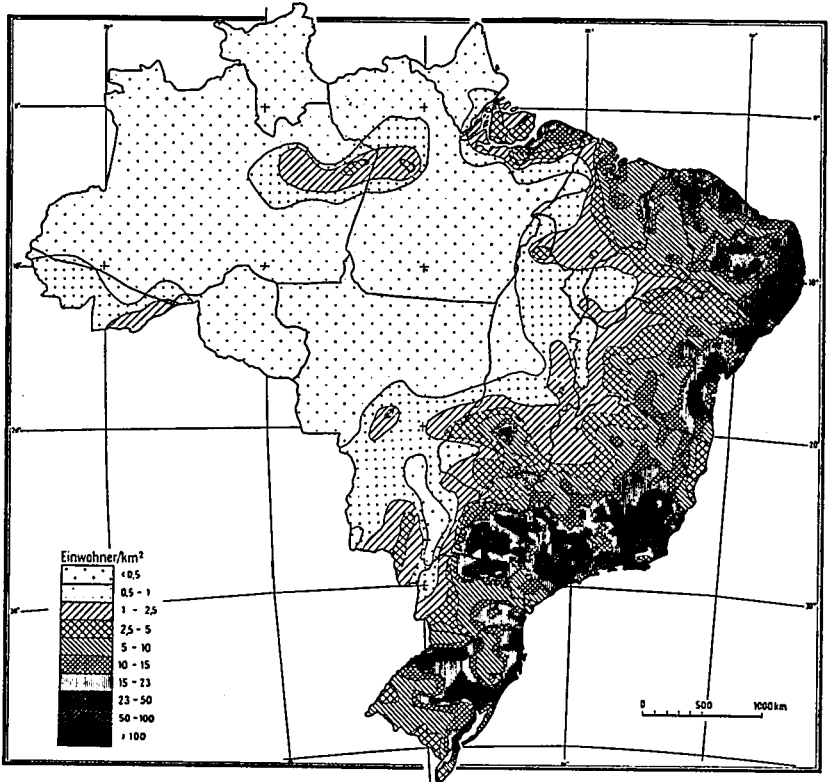


Abb. 2: Bevölkerungsdichte 1950

Der Kinderreichtum ist groß, allerdings ist auch die Säuglingssterblichkeit vor allem im Innern des Landes noch sehr hoch und die Lebenserwartung mit 43,7 Jahren (USA 65,9, Indien 32,1 Jahre) noch kurz. Innerhalb Brasiliens freilich zeigen sich große Unterschiede: in Mato Grosso beträgt die mittlere Lebensdauer nur 36,3 Jahre, selbst in Rio de Janeiro (Staat) 38,1 (!), dagegen in São Paulo 49,3 und in Rio Grande do

Sul 53 Jahre. Hier treffen wir bereits auf eine entscheidende Tatsache: man kann nicht von Brasilien „en bloc“ reden. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Regionen des Landes sind das eigentlich Charakteristische (Abb. 1 und 2).

In den regionalen Unterschieden zeigen sich auch die spezifischen Entwicklungsprobleme Brasiliens am deutlichsten. So besagt auch die

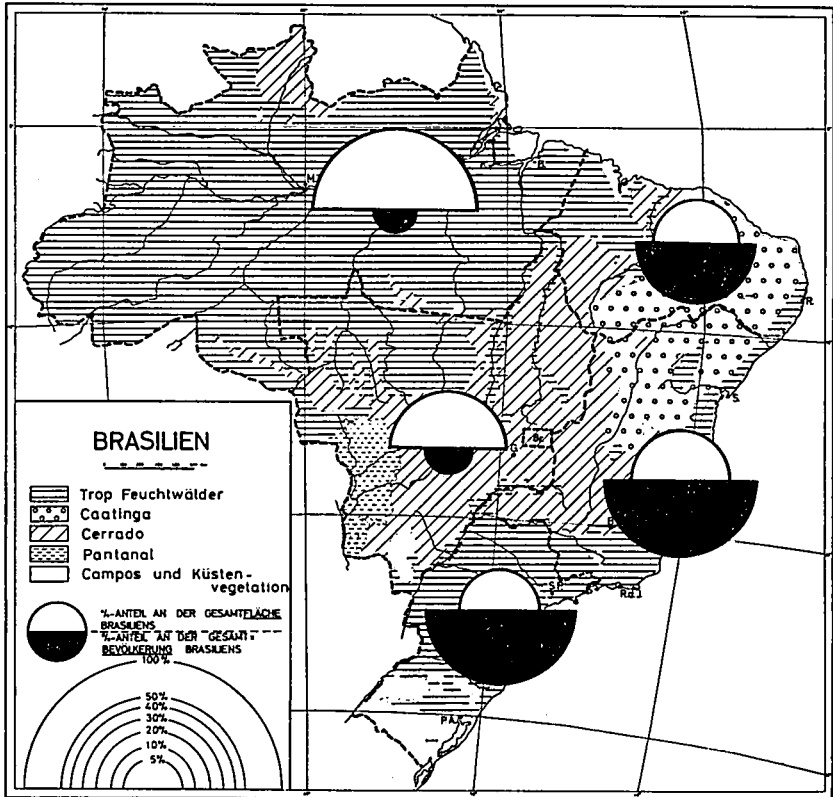


Abb. 3: Fläche und Bevölkerung

durchschnittliche Bevölkerungsdichte Brasiliens mit 7,6 Ew pro qkm so gut wie nichts. Die folgende kleine Tabelle und Abb. 3 sollen zugleich die großen Regionen, von denen wir des öfteren — auch bereits sehr vereinfachend — sprechen werden, vorstellen, wie auch einen Einblick über die sehr großen regionalen Differenzierungen vermitteln.

Eine Bevölkerungsdichtekarte gibt die Konzentration der bisherigen Besiedlung auf bestimmte Gebiete, im wesentlichen einen nur schmalen Streifen entlang der atlantischen Küste noch deutlicher wieder: auf $\frac{1}{3}$ der

Tabelle 1 **Die einzelnen Regionen**
(Stand: 1. Juli 1959)

Region	% der Fläche Brasiliens	% der Bevöl- kerung Brasil.	Einwohner	
			in Mill.	pro 1 km ²
I. Norte (Amazonien)	42,0	3,5	2,3	0,6
II. Nordeste (der trockene NO)	11,3	23,8	15,4	15,9
III. Leste (Atlantische Ostküste von Sergipe bis Rio de Janeiro)	15,2	35,0	22,6	18,0
IV. Sul (der Süden von São Paulo an)	9,6	34,1	22,0	26,7
V. Centro-Oeste (Mato Grosso, Goiás)	22,1	3,6	2,4	1,3

Fläche leben $\frac{13}{14}$ der Bevölkerung, auf $\frac{2}{3}$ der Fläche aber nur $\frac{1}{14}$. Der riesige Raum Brasiliens ist erst höchst unvollkommen erschlossen und besiedelt. Darüber darf die wimmelnde Bevölkerungsmenge der Riesenstädte an der Küste nicht täuschen. Im Gegenteil, die Konzentration eines hohen Bevölkerungsanteiles von 9,3 % in Städten über 500 000 und 13,2 % in Städten über 100 000 Ew. verschärft nur noch die unausgeglichene Verteilung der Menschen über den Raum. Dabei erreicht die Bevölkerung, die in Ortschaften über 2000 Ew. lebt, und die man als die städtische Bevölkerung ansieht, nur 30,8 % (diese Zahlen beziehen sich alle auf die Zählung von 1950).

Sehr auffallend, aber typisch für viele dieser überseeischen Neuländer ist die sehr unausgeglichene Pyramide des städtischen Aufbaus. In Mehr-Millionen-Städten wohnen 31,02 % der städtischen Bevölkerung (in Siedlungen über 5000 Ew.). Es gibt nur eine Stadt zwischen 500 000 und 1 Million, neun Städte zwischen 100 000 und 1 Million, 62 Städte zwischen 25 000 und 100 000, 405 Städte mit Bevölkerung von weniger als 25 000 (letztere beiden Gruppen mit etwa 29,12 % der gesamten städtischen Bevölkerung in Ortschaften über 5000 Ew.). Die großen Städte sind fast alle an der Küste oder nahe der Küste gelegen, eine

einzigste Ausnahme bildet Belo Horizonte in Minas Gerais in einer Entfernung von über 500 km von Rio. Abb. 4 zeigt, wie ungleich die Durchsetzung der einzelnen Staaten mit städtischen Zentren ist³⁾. Man kann das auch nach folgender Tabelle beurteilen.

Tabelle 2 %-Verteilung der städtischen Bevölkerung
in Ortschaften mit mehr als 5000 Einwohnern

Region	5001	10001	50000	100000	über 1000000	Der Gesamtbevölkerung in Siedlungen über 5000
	— 16000	— 50000	— 100000	— 1000000		
Norte	3,75	0,67	5,55	8,82	—	2,91
Nordeste	21,93	14,29	30,19	28,10	—	15,21
Leste	30,03	34,51	28,49	35,21	53,31	39,20
Sul	40,98	46,91	35,77	27,87	46,99	41,21
Centro- Oeste	3,31	3,62	—	—	—	1,37

Die unausgeglichene Größenstaffelung der Städte, deren unproportionierte regionale Verteilung, ja, deren Fehlen in weiten Landesteilen, sind vom inneren Ausbau her gesehen ein Zeichen unvollständiger Entwicklung. Hierin wurzelt u. a. das „Brasilia Problem“, die Aufgabe der Schaffung einer neuen, im Inneren des Landes gelegenen Hauptstadt. Die imponierende Kraftanstrengung, mit der man an die Lösung dieses Problems herantrat, zeitigte die heutige permanente Wirtschafts- und Finanzkrise. Was Brasilien an Energie, Hilfsquellen und Talent aufzubringen vermag, zeigte Brasilia ebenso, wie es die Notwendigkeit auswärtiger Entwicklungshilfe letztlich unabwendbar offenbarte.

Die Bevölkerungsbewegungen, sowohl die natürliche Zunahme wie die Wanderungen, lassen in der nächsten Dekade noch keine baldige Veränderung erkennen. Im Gegenteil, die Wanderbewegungen haben bisher nur dazu geführt, die Städte, vor allem auch die großen Städte an der Küste, wachsen zu lassen. Weite Gebiete des Innern, ja häufig schon die ländliche Umgebung der Städte selbst, zeigen negative Bevölkerungsentwicklungen. Die natürliche Bevölkerungszunahme in den acht größten städtischen Agglomerationen erbrachte zwischen 1940 und 1950 11,98 % des Zuwachses, die Zuwanderung dagegen 28,73 %. Nur in Belem am Amazonas übertraf bezeichnenderweise der natürliche Zuwachs den Wanderungsgewinn erheblich (71,12 % zu 28,88 %). Versucht man kartographisch den Strom der Binnenwanderungen zu fassen, so nimmt

³⁾ „Städtische und ländliche Bewegung in Brasilien und die Binnenwanderungen“ von G. Pfeifer. In: „Geographisches Taschenbuch“ 1956/57. S. 382 ff. Hier auch eine Karte der Bevölkerungsdichte, eine weitere der städtischen Bevölkerung Brasiliens und eine Karte der Wanderbewegungen nach brasilianischer Quelle.

dieser die Gestalt eines Systems an, dessen Quellen im Nordosten liegen und der nach Süden, etwa parallel zur Küste, abströmt (Abb. 5). Im Innern von Bahia und Minas Gerais erhält er noch mächtige Speisung, dann nimmt er seinen Verlauf sich auffasernd in Richtung auf Rio de

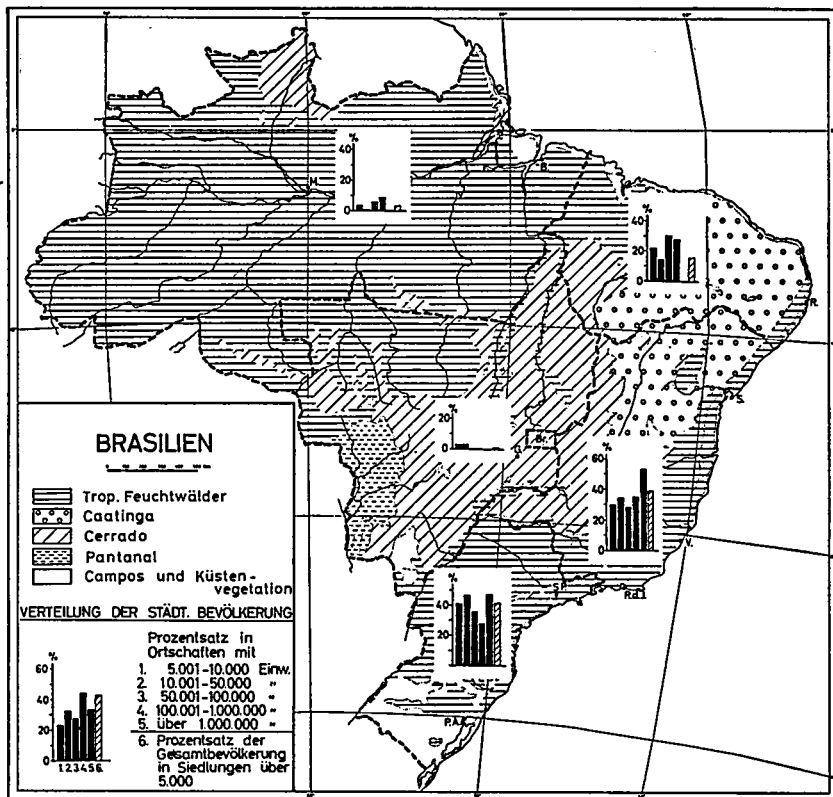


Abb. 4: Verteilung der städtischen Bevölkerung

Janeiro, São Paulo und vor allem auch die jungen Siedlungsgebiete in Paraná, wo er seine Bevölkerungsmassen ausschüttet. Keineswegs jedoch verläuft die Wanderbewegung in das Innere. Hier, wir werden diesen Fall noch berühren, hat allein der Staat Goiás eine begrenzte Zuwachsquote ⁴⁾, und ferner richtet sich ein dauernder, wenn auch schwächerer

⁴⁾ Zur Entwicklung in Goiás: „Goiás. Aspectos de sua Economia.“ Herausgegeben von der Franco-Bel S/A do Rio de Janeiro, o. J. (1956?)

Strom in das Amazonasgebiet. Es ist die Flucht der Sertanistas des Nordostens. In der Kautschuksammelwirtschaft des Amazonasgebietes suchen sie einen Ausweg aus der Not der Dürrezeiten.

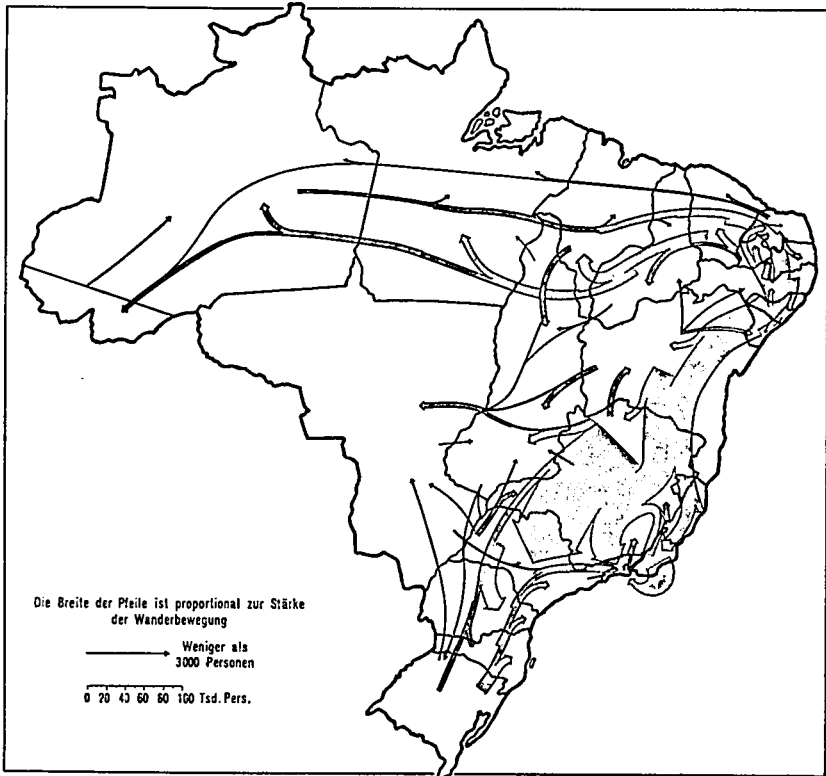


Abb. 5: Die interstaatliche Bevölkerungswanderung
(nach: Pfeifer, Geogr. Taschenbuch 1956/57, S. 402/403)

Vergeblich rief man bisher nach dem „marcha a oeste“, dem Marsch zur Besiedlung der $\frac{13}{14}$ des Innern. Warum, so fragt man, gab es bisher nicht das „young man go west“, das die Geschichte der Vereinigten Staaten bestimmte? Aber die Zeiten sind heute andere. Es gibt nicht mehr die auswanderungswilligen Massen in Europa wie vor hundert Jahren, man braucht alle Hände im alten Kontinent selbst. Auch die Aufnahmewilligkeit der Neuländer ist nach dem Übergang vom liberalen zum sozialen und nationalen Jahrhundert nicht mehr uneingeschränkt. Aber wenn der Drang von Übersee fehlt, warum wendet sich

nicht der im Lande selbst aufkommende natürliche Bevölkerungszuwachs Westen, warum sucht nur ein Bevölkerungsteil die schmale Lebensbasis als Sammler im Urwald, warum füllt sich nicht außer in São Paulo und Paraná das weite Innere mit neuen Siedlungen? Hier liegt ein echt

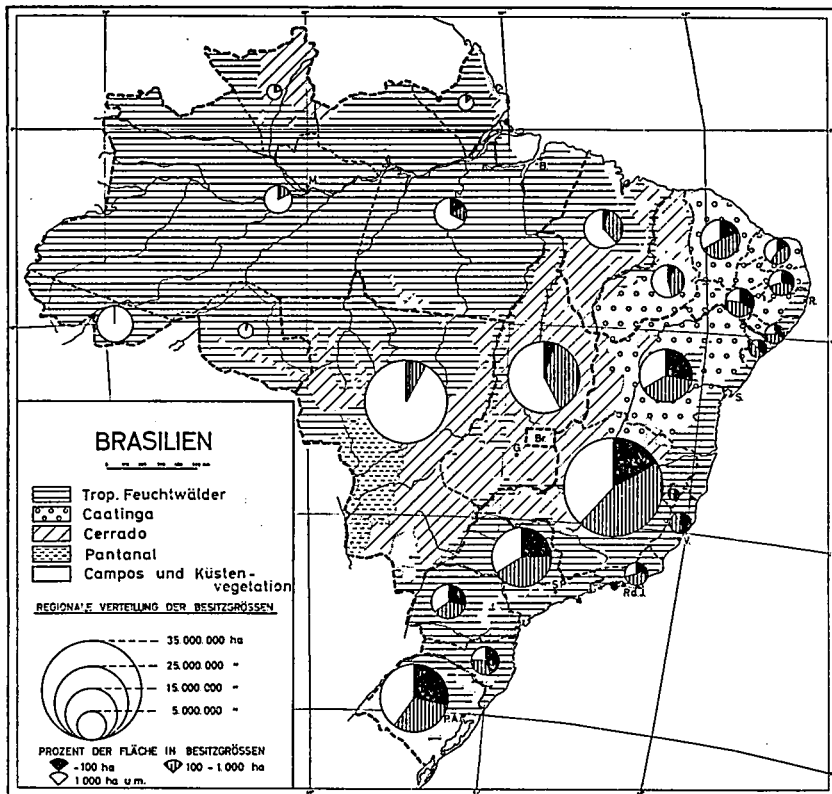


Abb. 6: Landwirtschaftliche Besitzgrößen in den Staaten

geographisches Problem vor, zu dem die Beispiele dieses Vortrages beitragen sollen. Die Natur des Landes und die vom Menschen selbst geschaffenen und unter seiner Hand gewordenen Zustände verknüpfen sich dabei auf das Innigste — wie das überall auf der Erde der Fall ist, wenn aus einem Stück Erdoberfläche der Natur ein menschenbewohntes „Land“ wird.

Wieder weisen die — wenn auch wohl mit mancher Reserve zu bewertenden — statistischen Zahlen auf strukturelle Unausgeglichenheit.

Leider stehen nur Zahlen für 1950 und vorher zur Verfügung, der Vergleich läßt den Fortschritt erkennen, und man vermag daraus den gegenwärtigen Stand annähernd zu extrapolieren. Die gesamte in Besitz genommene Bodenfläche für landwirtschaftliche Nutzung lag 1950 bei 27,5 % (2,3 Mill. qkm), das war eine Vermehrung von über 35 % gegenüber 1920. Davon lagen 8,6 % 1950 unter Anbau („lavoura“), 1920 waren es von der damaligen Fläche nur 3,9 %. Aber die 19 Mill. ha in „lavoura“ sind nur etwas mehr als 2,2 % der Gesamtfläche Brasiliens, der Rest trägt keine Feldfrüchte. Rund 46 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche (12,5 % der Oberfläche Brasiliens) sind als Weide bezeichnet („pastagens“), 24 % der landwirtschaftlichen Besitzfläche sind Wald, der Rest gilt als unbebaut oder unproduktiv, es sind dies immerhin über 25 % der Besitzflächen⁵⁾. Verschwindend gering sind die unter Anbau liegenden Flächen Brasiliens, groß die Weideflächen und über ein Viertel ungenutzt, auch von der Fläche, die bereits in Besitz genommen wurde. Man wird gerade auch auf diese letzte Kategorie achten müssen. Der fremde Reisende findet zu seiner Überraschung nur zu häufig, daß das, was er dem Augenschein nach für Wildnis hält, doch seinen Besitzer hat, eine Täuschung, der auch der Einheimische, wie noch zu berichten ist, nicht immer entgeht. Man nennt die nicht in Besitz genommene Bodenfläche „terra devoluta“, deren Umfang und genaue örtliche Fixierung festzustellen, ist oft eine mühsame, wenn nicht vergebliche Aufgabe. Man breitet einen Schleier darüber. Was ist aber nun mit den etwa 97 % der Bodenfläche Brasiliens, die sich nicht unter Anbau finden? Kann man sie gewinnen, sind sie hoffnungslos unbrauchbar? Und ferner: muß eine so große Fläche der Weidewirtschaft vorbehalten bleiben? Warum bleibt soviel von der in Besitz genommenen Fläche ungenutzt? Nur eine sorgfältige, die natürlichen und die sozialen Faktoren gleich berücksichtigende geographische Analyse wird hier weiterführen. Man wird schon hier anmerken müssen, daß tatsächlich tropisches Land nicht gleichbedeutend mit fruchtbarem Land ist. Welcher Überschätzung hat man sich im Hinblick auf die üppige Fülle des Amazonaswaldes hingegeben! Aber, und das ist bedenklicher, ein ungeheurer Anteil der Fläche, er ist schwer mit Zahlen zu belegen, ist bereits vernutztes und verwüstetes Land, dessen intensivere Bewirtschaftung schwer, jedenfalls nicht ohne besondere Anstrengung möglich ist. Auch dies ist ein Merkmal tropischer Entwicklungsländer, das weit stärkere Beachtung finden sollte als die so in die Augen fallende Notwendigkeit, zu industrialisieren.

5) Preston E. James. Brazilian Agricultural Development in: Economic Growth: Brazil, India Japan. — Eine vorzügliche Zusammenfassung der Probleme auch in: Hilgard O'Reilly Sternberg: „Agriculture and Industry in Brazil.“ In: The Geographical Journal. Vol. CXXI. London 1955. — Eine empfehlenswerte Einführung in die agrarsozialen Verhältnisse gibt Lynn Smith: „Brazil. People and Institutions“, Louisiana State University Press. Baton Rouge 1947. Zahlen aus: O Brasil em numeros. loc. cit. S. 30.

Ein sehr spezifisch südamerikanisches Problem berührt man, wenn man sich den Zahlen zuwendet, die Einblick in die Betriebsgrößenstruktur vermitteln. Wieder sagen Durchschnittswerte so gut wie nichts aus. Mit 113 ha durchschnittlicher Größe müßte man die Besitzstruktur als günstig bezeichnen. Weit aufschlußreicher ist aber folgende Gegenüberstellung in Tabelle 3 und Abb. 6.

Tabelle 3: Die landwirtschaftliche Besitzfläche nach der Zahl und der Größe der Unternehmen

ha	1920		1950	
	Besitze in %	Fläche in %	Besitze in %	Fläche in %
unter 10	—	—	34,4	1,3
10— 100	71,5	9,0	51,0	15,3
100— 1000	24,4	27,6	13,0	32,5
1000—10 000	3,8	37,4	1,5	31,5
10 000 und mehr	0,3	26,0	0,1	19,4

Das heißt, noch immer halten 1,6 % aller Landbesitzer über 50 % der Besitzfläche in Händen; man rechnet, daß rund 2,2 % aller Besitzer etwa 66 % der in Besitz genommenen Fläche kontrollieren. Es ist dabei von sehr großer Bedeutung, daß gerade die wenig erschlossenen Gebiete des Landesinneren — also die Gebiete, auf die sich die fördernde Initiative in besonderem Maße erstrecken muß — in großem Umfang den Lati-fundienbesitz aufweisen (Tabelle 4).

Diese Tabelle unterstreicht die regionalen Unterschiede, die bereits aus der Tabelle über die Bevölkerungsdichte in den natürlichen statistischen Gruppierungen zu ersehen waren. Die höchsten Prozentanteile kleiner und mittlerer Besitze zeigen die Staaten, in denen die europäischen Kolonisten, Deutsche, Italiener, Polen u. a. m. ihre Heimat gefunden haben (gekennzeichnet durch *). Auch die Sonderart des Nordeste, des trockenen Nordostens, tritt deutlich hervor. Hier gibt es schon einen relativ großen Anteil an kleineren Besitzen; eine Landreform, die Lati-fundien auflöst, ist nicht das einzige Heilmittel für den Nordeste. Natürliche und historische Unterschiede treten in dieser Tabelle sehr deutlich in Erscheinung, doch würde eine Analyse hier zu weit führen.

Die sozialen Probleme der Landwirtschaft werden deutlich, wenn man liest, daß nur bei 75 % der Besitze mit 66 % der Fläche die Eigentümer als Verantwortliche für den Betrieb bezeichnet werden. 5 % der Besitze aber mit 22 % der Fläche werden von Administratoren geleitet. Der Rest verteilt sich auf verschiedene Formen von P a c h t verhältnissen.

Tabelle 4 Regionale Verteilung der Besitzgrößen

Region/Staat	Prozent der Fläche in Besitzgrößen von			Gesamt in 1000 ha
	< 100 ha	100—1000 ha	> 1000 ha	
Norte				
Rondonia	1,0	6,8	92,2	694
Acre	0,3	0,6	99,1	8 898
Amazonas	3,6	14,4	82,0	5 593
Rio Branco	0,0	21,7	78,3	596
Pará	16,4	16,3	67,3	6 593
Amapá	0,4	13,9	85,7	734
Nordeste				
Maranhão	5,7	32,5	61,8	9 518
Piaulí	8,3	38,0	52,8	7 876
Ceara	19,0	48,0	33,0	10 201
Rio Grande do Norte	17,1	42,0	40,9	3 768
Paraíba	28,2	41,7	30,1	3 606
Pernambuco	33,2	44,0	23,0	5 022
Alagoas	31,4	43,2	25,4	1 483
Leste				
Sergipe	39,0	47,9	13,1 **)	1 112
Bahia	27,6	38,8	33,6	15 733
Minas Gerais	16,9	44,8	38,3	36 634
Serra dos Aimorés	42,5 *)	43,4	16,1 **)	352
Espírito Santo	52,5 *)	40,0	7,5 **)	2 525
Rio de Janeiro	24,4	46,5	29,1	3 177
Guanabara	71,7	18,3	10,0 **)	41
Sul				
São Paulo	24,7 *)	41,3	34,0	19 008
Paraná	28,9 *)	35,8	35,3	8 033
Santa Catarina	45,3 *)	30,1	24,6	5 318
Rio Grande do Sul	28,5 *)	31,7	39,8	22 069
Centro-Oeste				
Mato Grosso	0,6	7,5	91,9	29 016
Goiás	5,1	37,1	57,8	24 588
Brasilien	16,6	32,5	50,9	232 211

*) = Siedlungsgebiete europäischer Kolonisten; **) = kein Betrieb über 10 000 ha

Quelle: O Brasil em numeros. loc. cit. S. 26 ff.

Noch eigenartiger ist das Ergebnis eines Vergleiches der Statistik der Beschäftigung mit der des Landbesitzes. Die Gesamtzahl der männlichen Beschäftigten in der Landwirtschaft beträgt 9 154 034 Personen (= 50,5% aller Beschäftigten), die Zahl der Klein- und Mittelbetriebe unter 100 ha beträgt aber nur 1 763 491, die der Großbetriebe 300 887. Wenn man

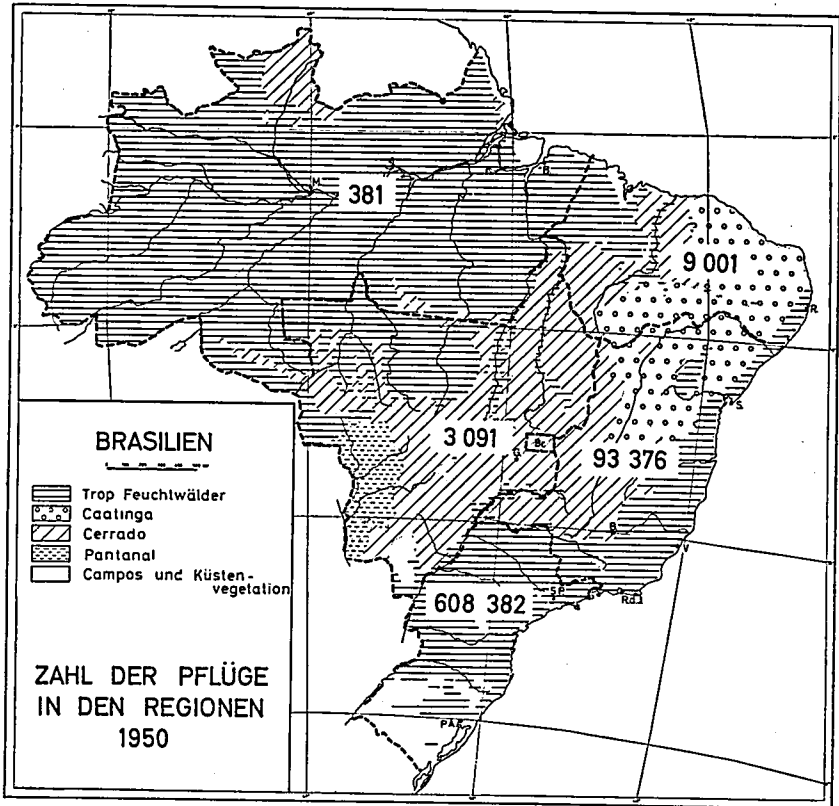


Abb. 7: Zahl der Pflüge 1950

auch aus diesen Zahlen keine direkten Schlüsse ziehen kann, so wird deutlich, wie groß die Zahl der ländlichen Beschäftigten ohne eigenen Besitz sein muß! Mehr als rohe Hinweise vermögen wir aus diesen Zahlen nicht zu gewinnen, aber sie dienen doch, auf die sozialen Probleme der brasilianischen Landwirtschaft zu verweisen: Latifundienwirtschaft, Pachtwirtschaft in einer Unzahl von Formen der kontraktlichen (oder traditionellen) Beziehung und große Mengen landloser Arbeitskräfte.

Die brasilianische Landwirtschaft arbeitet auch heute noch in großem Umfange mit der Hacke oder dem Pflanzstock in den Formen des Brandrodungsbaues („shifting cultivation“, „Landwechselwirtschaft“). Auf einer gezählten Menge von 2 064 642 ländlichen „estabecimentos“ befanden sich 1950 nur 714 259 Pflüge (arados), d. h. etwas häufiger als auf jedem dritten Unternehmen ein Pflug. Das war ein erheblicher Fortschritt gegenüber der Zählung von 1920, wo man 141 196 Pflüge auf 648 153 Unternehmen ermittelte. Die regionale Verteilung der Pflüge ist sehr ungleich, und das entspricht dem sehr ungleichen Stand der Modernisierung der Landwirtschaft (Tabelle 5, Abb. 7).

Tabelle 5 **Zahl der Pflüge in den Regionen**

Region	1920	1950
Norte	116	381
Nordeste	3 124	9 001
Leste	23 251	93 376
Sul	114 451 (= 81 %)	608 382 (= 85 %!)
Centro-Oeste	254	3 091
Brasilien	141 196	714 231

Wenn auch überall die Zahl der Pflüge im Steigen begriffen ist, so hat sie doch vor allem in den bereits entwickelten Regionen (Sul, São Paulo etc.) zugenommen. Auch dies zeigt die Tendenz zur Selbstverstärkung der Entwicklung in den besser vorangeschrittenen Gebieten, den „cultural lag“ der rückständigeren Räume. Das gilt auch für Traktoren. Die Zahl der Traktoren ist zwar im Steigen begriffen und wird für 1958 mit 48 773 beziffert. Von diesen arbeiten aber 82 % in den Regionen Osten und Süden, in Nordbrasilien nur 2 % und im mittleren Westen 3 %. Eine genauere Aufgliederung würde erkennen lassen, daß die moderne mechanisierte Landwirtschaft nur punktweise Eingang gefunden hat, außer in gewissen Regionen des Südens. Ob in der Mechanisierung allein das Heil der Landwirtschaft liegt, sei dahingestellt, einige Probleme werden später angedeutet werden. Aber angesichts des Übergewichtes der Latifundien in dem Flächenverhältnis und der hohen Zahl landloser Arbeiter auf dem Lande, wird deutlich, daß wenig in die Landwirtschaft bisher investiert worden ist. Man hat mit Recht davon gesprochen, daß reiche Großgrundbesitzer unterkapitalisierte Betriebe unterhalten. Hier liegen daher noch Arbeitskraftreserven für die Industrie. Die Abwanderung aus den ländlichen Bezirken in die Städte ist von diesem einen Gesichtspunkt her verständlich und vielleicht auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht abzulehnen. Das Problem der verborgenen Arbeitslosigkeit in den ländlichen Bereichen unterentwickelter Länder

ist damit wenigstens angedeutet. Allerdings erhebt sich für das Land als Ganzes doch die Frage, ob nicht die Reform der Besitzstruktur und damit eine Fixierung landloser Kräfte auf Eigenbesitz mindestens ebenso wichtig ist.

Bei der Beurteilung der Leistung der Landwirtschaft für das Land steht man wiederum vor zwiespältigen Ergebnissen. Am „domestic income“ war die Landwirtschaft 1959 mit 29 % beteiligt. Sie hat noch immer nicht ganz den Bedarf an gewissen Lebensmitteln decken können. Trotz großer Anstrengungen zwingt der steigende Konsum das Land zum Import von Weizen, Mehl, Obst etc. in nicht ganz unbeträchtlichen Mengen. In der Ausfuhr aber stehen die Produkte der Landwirtschaft voran. Kaffee allein erbrachte 55,5 % des gesamten Exporterlöses im Jahre 1958 (1956 sogar 69,4 %). Faßt man die sieben wichtigsten Exportgüter mit zusammen etwa 80 % des Wertes zusammen, so sind daran die vier bekannten landwirtschaftlichen Exportgüter Kaffee (55,3 %), Baumwolle (2 %), Kakao (7,2 %) und Zucker (4,6 %) mit 69,1 % beteiligt (1958, in den letzten Jahren im ganzen absinkend), mit weitem Abstände folgen: Eisenerz mit 3,2 %, Holz mit 4,2 %, Mangan mit 2,4 % (zusammen 9,8 %). Es sind also jene weniger als 2,2 % der Oberfläche an „lavouras“ Brasiliens, die nicht nur den wesentlichsten Beitrag für die Ernährung des Landes, sondern auch die meisten Devisen erbringen! Beim Import dagegen figurieren die Bedürfnisse der Landwirtschaft verhältnismäßig niedrig. Wenn auch die Leistungen der Industrie im kräftigen Anstieg begriffen sind, so ist doch Brasilien für die Weltwirtschaft noch immer sehr wesentlich ein Kaffeeland, und auch die Eigenmittel für den Ausbau des Landes bringt dieses traditionelle Genußmittel. Man kann zwar Brasilien heute nicht mehr als ein Land der einseitigen monokulturellen Abhängigkeit kennzeichnen, aber dieser Zustand ist doch noch keineswegs überwunden. Schwerwiegend fällt dabei ins Gewicht, daß die brasilianische Außenwirtschaft und damit auch weitgehend die Kraft zur eigenen inneren Entwicklung auf Weltmarktprodukten beruht, deren Preise im Verhältnis zu den Konsumgütern und den Investitionsgütern eine sinkende Tendenz zeigen. Es ist eine weitweite Erscheinung, daß sich die „terms of trade“ für die Rohstoffexporteure relativ verschlechtern. Nimmt man 1948, kein besonders günstiges Jahr, mit dem Index 100 an, so entwickelten sich die „terms of trade“ wie folgt: 1954 = 235, 1955 = 192, 1956 = 171, 1957 = 166 und 1958 = 161.

Für Brasilien im besonderen müssen die schwierigen Manipulationen der Kaffeewirtschaft in Anschlag gebracht werden, die aber hier nicht erörtert werden können. Gegenüber relativ sich verschlechternder Lage der agraren Ausfuhrgüter mußte nun Brasilien sein Industrialisierungsprogramm durchführen, das teure Importe verlangte. Die Überanstren-

gung der Importwirtschaft durch die Politik von Kubitschek im Gefolge seines forcierten Aufbaus von Brasilia brachte endlich die finanzielle Katastrophe, die Quadros bei seiner Amtsübernahme vorfand, die ihre düsteren Schatten nun auf das Jahr 1963 vorauswirft.

Wendet man den Blick auf die industrielle Produktion, so sind erstaunliche Fortschritte zu verzeichnen⁶⁾. Brasilien verfügt heute nicht nur über eine stattliche Konsumgüterindustrie, es steht in der pharmazeutischen Industrie bereits an 7. Stelle in der Welt und hat sich eine bedeutende Grundstoffindustrie geschaffen. Das Vorrücken der Industriewirtschaft im Rahmen der Nationalwirtschaft zeigt ein Vergleich der Indexpzahlen:

Jahr	Landwirtschaft	Industrie	Gesamt-Realeinkommen
1947	94,1	92,1	94,1
1948	100,0	100,0	100,0
1950	107,6	117,3	111,5
1952	117,1	138,9	125,6
1954	126,0	151,4	138,8
1956	130,7	177,8	149,0
1957	140,7	182,4	155,7

Es ist schwer, ohne zu weitläufig zu werden, dem Wachstum der industriellen Produktion gerecht zu werden. Einen Einblick gibt folgende Gegenüberstellung:

	1920	1940	1950
Unternehmen	13 569	48 418	92 350
Beschäftigte	293 673	781 185	1 279 184
Motorkraft in (cv)	363 296	1 186 358	2 824 152

Doch auch die industrielle Tätigkeit ist sehr ungleich über die großen Regionen verteilt (Tabelle 6, Abb. 8).

Die Küstenstädte des atlantischen Nordostens und des Südostens sind die Hauptkonzentrationsgebiete der Industrie. Vor allem aber überragt der Süden mit São Paulo, Santos und den Südstaaten, darunter besonders Rio Grande do Sul, alle anderen Gebiete. Dieser Region gehört auch Rio de Janeiro, die Stadt und der Staat, an. Von den jenseits der Küstenabdachung liegenden Staaten tritt nur Minas Gerais hervor. Diese Zahlen gelten für 1950. Seither hat die Industrialisierung noch große Fortschritte gemacht, aber die grundsätzliche Verteilung ist nicht verändert. Im Gegenteil, die bereits bestehenden industriellen Agglomerationsgebiete

⁶⁾ Ernst Guenther Lipkau: Der Weg der brasilianischen Industrie. — Staden-Jahrbuch. Beiträge zur Brasilkunde, Band 6, 1958. — Instituto Hans Staden, São Paulo. Tabellen: O Brasil em numeros. S. 42 ff.

haben eine Tendenz, sich noch zu verstärken. Die größten Fortschritte in den letzten Jahren lagen in den Sparten der chemisch-pharmazeutischen Industrie (Produktionswert der pharmazeutischen Industrie 200 Millionen Dollar, zum Vergleich: Bundesrepublik 375 Millionen Dollar!), der Papierindustrie, der elektrischen Kraftgewinnung — und alle an explosionsartiger Entfaltung zurücklassend, der Automobilindustrie ?) (Wachstum

Tabelle 6: Anteil der einzelnen Regionen an der industriellen Tätigkeit

Region	% Fläche	% Bevölk.	% Unternehmen	% Arbeiter	% Kraft
Norte	42,0	3,5	1,4	1,2	1,2
Nordeste	11,3	24,0	13,6	12,9	9,2
Leste	15,2	36,4	32,0	32,8	32,4
Sul	9,6	32,7	51,7	52,6	56,9
Centro-Oeste	22,1	3,4	1,3	0,6	0,3

in Prozent 1956/57 = 47,8 % und 1957/58 = 99,1 %), 1958 wurden 61 129 Automobile hergestellt mit 65 % Gewichtsanteil aus in Brasilien erstellten Teilen. Von den 30 926 Lastwagen erzeugte Mercedes-Benz 10 973, von den 14 322 Vemag-DKW 1174. Von 13 692 Kombi-Wagen entfielen 1642 auf Vemag-DKW und 4818 auf Volkswagen. Die 2189 im Lande verfertigten Personenwagen waren ganz aus der Produktion Vemag-DKW. Die Automobilindustrie ist nicht nur ein Leistungsanzeiger für den bereits erreichten Stand der industriellen Produktion des Landes (man hoffte, bis 1960 die Produktion zu über 90 % aus in Brasilien gefertigten Teilen zu beliefern), sie ist auch ein Resultat der planmäßigen Förderung der Industrialisierung durch die Regierung — ähnlich wie rund ein Jahrzehnt früher die Stahlindustrie durch die Regierungsinitiative auf eine neue Grundlage gestellt worden war. Diese außerordentlich kräftige Beteiligung der Regierung an der Förderung der Industrie ist kennzeichnend für unsere Zeit und besonders für alle jungen Entwicklungsländer.

Überschaut man die Grundlagen der Industrialisierung, so fällt die günstige Erzbasis ins Gewicht. Allein die hochwertigen Eisenerzlagerstätten mit über 56 % Fe-Gehalt werden auf mehr als 15 Milliarden Tonnen geschätzt. Die Ausbeute dieser vorwiegend in Minas Gerais liegenden Minen steigt ständig an.

1938 =	485 610 t	1948 =	1 571 666 t
1940 =	593 581 t	1950 =	1 987 425 t
1941 =	827 725 t	1952 =	3 162 269 t
1942 =	704 235 t	1954 =	3 070 741 t
1944 =	769 497 t	1956 =	4 074 835 t
1946 =	582 516 t	1958 =	5 184 705 t

?) Ernst Guenther Lipkau: Der Aufbau der brasilianischen Automobilindustrie. — Staden-Jahrbuch. Beiträge zur Brasilkunde. Band 7/8. 1959/60.

Doch auch andere wertvolle Erze, wie Mangan, sind in steigender Ausbeute. Vor allem die neuen Minenanlagen in Amapá haben die Produktion von Manganerz 1957 auf über 918 000 t anwachsen lassen. Von diesen wertvollen Erzen wird allerdings ein großer Teil noch nicht im

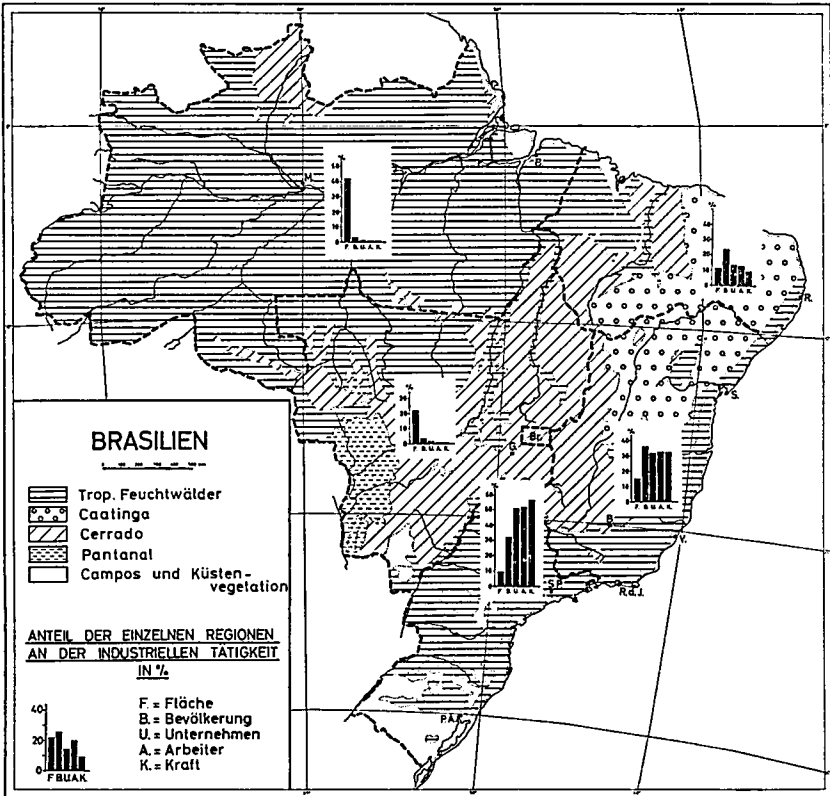


Abb. 8: Industrielle Tätigkeit

Land verbraucht, sondern ausgeführt. 1958 wurden 2 831 125 Millionen Tonnen Erz exportiert, davon allein aus dem Bereich der Companhia Vale do Rio Doce über Vitoria in Espirito Santo 2 247 550 t Erz, von denen über 11,5 % nach Deutschland gingen. Im Ausbeutungsgebiet dieser Gesellschaft liegen die Vorkommen von Itabira⁵⁾. In den ersten

⁵⁾ Hannfrist Putzer: „Mineralmacht Brasilien“. Herausgegeben von der Deutsch-Brasilianischen Handelskammer in São Paulo. 1956. Geologische Bewertung der Lagerstätten und Zahlen. — Export 1959: 3 988 446 t. Boletim Estatístico 1960. Nr. 71, S. 68.

fünf Monaten des Jahres 1962 wurden über Vitoria bereits 2 258 374 t Erz exportiert! ⁹⁾

Auf der Grundlage dieser reichen und vorzüglichen Eisenerzvorkommen hat Brasilien seit dem Beginn des zweiten Weltkrieges eine sehr bedeutende eigene Stahl- und Eisenindustrie entwickelt. Mit staatlichen Mitteln und unter staatlicher Führung wurde von der Companhia Siderurgica Nacional das Werk bei Volta Redonda im Paraiba Tal aufgebaut, das mit einer Jahresleistung von über 1 000 000 t das größte derartige Werk Südamerikas geworden ist. In Volta Redonda werden über die Hälfte des Roheisens und fast zwei Drittel der Rohstahl- und Walzwerkproduktion Brasiliens erzeugt. Das Werk besitzt eine transportorientierte Lage zwischen den Erzvorkommen von Minas Gerais und der Küste sowie zwischen den großen Verbrauchsregionen um São Paulo und Rio de Janeiro. Die Kohle kommt zu einem Drittel aus Santa Catarina und zu zwei Dritteln aus Nordamerika. Weitere wichtige Werke der Eisen- und Stahlindustrie liegen in Minas Gerais¹⁰⁾, nahe der Erzbasis. Hier sind die Werke der Belgo-Mineira in Monlevade zu nennen (rund 17 % der brasilianischen Erzeugung), die neuen Mannesmann-Werke in Belo Horizonte und das neue mit Staatsmitteln errichtete Werk für Spezialstähle in Acesita am Piriçicaba, nahe seiner Einmündung in den Rio Doce. Bei diesen binnenländischen Werken bereitet die Versorgung mit thermischer Energie Probleme. Man verwendet zum großen Teil Holzkohle zur Verhüttung oder, wie die Mannesmann-Werke, elektrische Energie. Den Aufschwung der Eisen- und Stahlindustrie zeigt Tabelle 7.

Tabelle 7 Eisen- und Stahlerzeugung Brasiliens 1925—1958 in Tonnen

Jahr	Roheisen	Stahl	Walzwerk- erzeugnisse
1925	30 046	7 559	283
1930	33 707	28 842	29 895
1935	64 082	64 231	52 358
1940	185 570	141 201	135 293
1945	259 909	205 935	165 805
1950	728 979	768 557	623 258
1955	1 068 513	1 162 466	982 119
1958	1 356 130	1 359 527	1 125 262

Für 1960 wird von einer Stahlerzeugung von 2 279 000 t berichtet, und das Ziel für 1965 sollen 3 496 000 t sein.

⁹⁾ Export 1959 = 3 988 446 t.
¹⁰⁾ G. Pfeifer: Beobachtungen im Bergbau und Hüttengebiet von Minas Gerais auf einer Reise im September 1956. In: Deutscher Geographentag Würzburg 1957. Tagungsberichte und Abhandlungen. Wiesbaden 1958. S. 422 ff.

Weniger günstig liegen die Verhältnisse bei den mineralischen Energieträgern. Die größten Bemühungen Brasiliens erstrecken sich dabei auf die Förderung der eigenen Erdölproduktion. Die Importkosten für die Beschaffung von Treibstoffen für den motorisierten Verkehr und die umfangreiche Luftfahrt, beide unentbehrliche Voraussetzungen für die Entwicklung des Landes, stiegen bis 1958 auf 264 Millionen US-Dollar an, d. h. 19% des Gesamtimportwertes. Aber hier wies sich der brasilianische Boden als spröde aus. Auch nach der Begründung der staatlichen Gesellschaft „Petrobras“ (Petroleo Brasileiro S-A) 1953 dauerte es noch einige Zeit, bis sich die Erfolge einstellten. Für 1958 wird die Förderung im Bereich des ergiebigen Gebietes von Bahia auf 18 922 738 barrels angegeben. Weitere Prospektionen wurden in Alagoas und in Amazonas fündig. In drei großen Raffinerien, Cubatão bei São Paulo, Mataripe bei Bahia und Duque de Caxias bei Rio de Janeiro wird das Öl im eigenen Lande raffiniert. Immerhin berechnete man bereits für 1958 die Deviseneinsparung durch die Petrobras auf 121,6 Millionen Dollar. *)

Auch die Steinkohlegewinnung schreitet, wenn auch langsam, voran. Ihre wichtigsten Vorkommen befinden sich im Süden des Landes, vor allem in Santa Catarina. Von 1938 mit 907 224 t stieg die Förderung auf 2 238 767 im Jahre 1958. Leider ist die brasilianische Steinkohle nicht sehr hochwertig. Nur teilweise ($\frac{1}{3}$) läßt sie sich als Kokskohle verwenden. Das ergiebige Flöz Barro Branco in Santa Catarina wurde erst in der letzten Dekade wirklich erschlossen, es ist der wichtigste Lieferant von Kokskohle. Auch in der Kohlenwirtschaft ist heute staatliche Initiative und Planung von größter Bedeutung. Man plant, im Kohlengebiet selbst einen Hochofen zu errichten und mit Minas-Erzen als Rückfracht gegen die Kohle zu beschicken, sowie thermoelektrische Energie zu gewinnen für die Verwendung in São Paulo. Die Einfuhr von Steinkohle ist in den letzten Jahren von über einer Millionen Tonnen 1951 auf 563 562 t (1955) und sogar nur 339 602 t (1959) zurückgegangen.

Von größter Bedeutung sind die Wasserkräfte. Die von der Natur dargebotenen Möglichkeiten sind erst zu einem kleinen Teil realisiert, aber große Vorhaben befinden sich in der Planung und im Ausbau. Die Gesamtleistung betrug 1952 nur 2 Millionen kWh und 1958 3 700 000 kWh (pro Kopf 280 kWh). Inzwischen sind aber in der Ära des Präsidenten Kubitschek große Anstrengungen gemacht worden. Die Planungen zielen auf 5 Millionen kWh für 1960 und 8 Millionen kWh bis 1965. Wieder ist hierbei die staatliche Initiative im großen Stil beteiligt.

*) Produktion 1959: Total 25,6 Mill. barrels; davon Agua branca 16 153 Mill. barrels, Caderas 5 570 Mill. barrels. Aus: Bol. Estatístico 1960. Nr. 71. S. 10.

Bekannt sind die großen Paulo-Affonso-Fälle am Rio São Francisco. Technisch boten diese großartigen Fälle in einsamer Landschaft des trockenen Sertão große Schwierigkeiten. Aber um so eindrucksvoller ist der Erfolg. 1948 wurden die Regierungsverordnungen unterschrieben, und 1958 konnten bereits 544,6 Millionen kWh abgegeben werden. Die fast mythische Kraft des Wortes Paulo Affonso beruht darauf, daß man von diesem Werk besonders für die Region des trockenen São-Francisco-Gebietes und das Dürregebiet des Sertão große Hoffnungen hegt. Ein Netz von Kraftlinien verbindet Paulo Affonso mit Baía und Recife. Weitere Leitungen zielen auf Fortaleza in Ceará. Im Herzen des Sertão sollen im Gebiet von Crato und Ingazeiras, ferner im Innern von Pernambuco und Rio Grande do Norte durch die Kraftzufuhr die Grundlagen für Industrien entwickelt werden, die dem notleidenden Nordosten mit seiner ländlichen Übervölkerung Hilfe bringen könnten. Jüngste Pläne wollen die Tagesleistung von Paulo Affonso noch um das Zweieinhalbfache erhöhen. Gleichzeitig ist ein großes Werk am oberen Rio São Francisco im Bau („Três Marias“), dessen erste Stufe bis 1960 der des Paulo Affonso gleichstehen soll. Als Endleistung sind 580 000 kWh geplant. Hier ist bereits der Damm im Bau. Ein Stausee, größer als die Bucht von Rio de Janeiro, ist im Entstehen, dessen Wassermenge gleichzeitig dazu dienen wird, die Schifffahrt auf dem Rio São Francisco durch Stabilisierung der Wasserführung auf 1000 km zu verbessern. Ein anderes großes Kraftwerk ist am Rio Grande, nahe der Stadt Passos in Minas Gerais, im Bau. Es gilt als das größte im Bau befindliche Kraftwerk Südamerikas und wird als das Werk von „Furnas“ bezeichnet. Im Gegensatz zu den Werken von Paulo Affonso und Três Marias liegt es nahe den am dichtesten besiedelten und am meisten industrialisierten Gebieten der Regionen Leste und Sul. Bis 1965 soll das Werk an Minas und São Paulo 1,1 Millionen kWh liefern. Auch hier ist ein riesiger Stausee im Entstehen begriffen. Diese großen Werke sind aber nur die kräftigsten Akzente. Man begegnet im Lande zahlreichen kleineren und mittleren Werken, die teils schon Kraft abgeben oder im Bau begriffen sind. So beruht die Stahlproduktion der Mannesmann-Werke bei Belo Horizonte bereits auf elektrischer Energie. In die Planung Brasílias wurde sofort ein Kraftwerk einbezogen, das die Stadt und die Umgebung beliefern soll, in Goiás erhofft man sich neue Kraft von dem Stauwerk Dourada, in Rio Grande do Sul soll ein Werk am Jacai errichtet werden, mit dessen erster Ausbaustufe für 1961 gerechnet wurde. Brasilien ist in dieser Beziehung ein typischer Erdteil der Südhemisphäre, die großen Kraftwerksbauten an den Flüssen Afrikas bilden dazu eine von der Natur bereits vorgezeichnete Parallele. Man bedenke aber auch, welche Kräfte und welche Mittel in der Zeit Kubitscheks gleichzeitig mit dem Bau der Hauptstadt Brasília aufgewendet wurden. Dabei wurde von den Straßen

noch nicht gesprochen, und man wird die erschreckenden finanziellen Schwierigkeiten verstehen. Die unglückliche Devisen- und Finanzierungs-politik haben leider die Gefahren, in denen sich Brasilien befindet, noch vermehrt.

Landwirtschaft, Exportwirtschaft, Industrie und Energiewirtschaft sind gegenwärtig und für die Zukunft die Grundlagen für die Entwicklung Brasiliens. Wir sind den offiziellen Zahlen gefolgt, um einen gewissen Rahmen zu ziehen, der die Problematik des Landes auch quantitativ deutlich machen soll. Aber wie steht es denn nun eigentlich? Ist damit alles Wesentliche gesagt? Dem Wirtschaftswissenschaftler fehlen noch wichtige Angaben über die Kapitalbeschaffung, die Leistungsfähigkeit des inneren Marktes, dem Soziologen eine Betrachtung der Bevölkerungsstruktur nach ihren menschlichen Qualitäten. Noch haben wir die Rassenfrage nicht berührt. Wesentlicher ist die Frage nach dem allgemeinen Stande der Bildung. 1950 gaben beim Zensus 42,7 % der Bevölkerung über 5 Jahre an, daß sie lesen und schreiben könnten. Bei Erhöhung des Lebensalters auf 10 Jahre waren es 48,4 %. Doch auch diese Zahlen müssen in ihrer regionalen Differenzierung gesehen werden. In Norte vermögen 39,9 %, Nordeste 25,2 %, Leste 42 %, Sul 57,3 % und Centro-Oeste 33,1 % der Bevölkerung über 5 Jahre zu lesen und zu schreiben.

Es sind die gleichen regionalen Gruppierungen, die alle bisher gebrachten Zahlenbelege aufzeigen. In einem kleinen Teil des Landes, im Süden und in Teilen des Ostens, sind die günstigsten allgemeinen Entwicklungsverhältnisse zu finden. Stellen wir nur die größten Gegensätze noch einmal gegenüber:

Region	% Areal	% Bevölkerung	% Anteil Gross Domestic Income
Norte und Centro-Oeste	64,8	9,8	5,8
Nordeste	15,7	31,2	14,0
Leste und Sul	19,3	58,5	80,1 (!)

Nimmt man allein die Vergleichszahlen über den Stand der „alfabetização“ und des Anteils am „Gross National Income“ zum Maßstab, so wird deutlich, welche inneren Entwicklungsunterschiede vorliegen müssen, welche sozialen, wirtschaftlichen — und natürlich auch politischen Spannungen hinter diesen Zahlen stehen. Der Geograph wird in diesen regionalen Unterschieden seine besondere Forschungsaufgabe erblicken müssen.

Der zweite Teil dieser Skizze soll versuchen, durch Beobachtungen in einigen der großen Regionen, des Leste, des Centro-Oeste und des Norte, einen anschaulicheren Einblick zu gewähren. Zugleich aber wird dabei

deutlich werden, daß statistische Zahlen, gesetzt auch, daß sie zutreffend sind, noch nicht immer an die eigentliche Verknötung der Dinge heranführen. Es gibt auch Probleme, die sich nur der Beobachtung erschließen. Hier wird der Geograph mit Vorteil seine bewährten Untersuchungsmethoden anbieten dürfen.

Die folgenden Abschnitte sollen zunächst in die alte Hauptstadt des Landes, Rio de Janeiro, führen. Von dort in das unmittelbare Hinterland und nach Espirito Santo. Von hier geht die Reise nach Minas Gerais und Goiás. Den Beschluß macht ein kurzer Blick in das Amazonas-Gebiet. Wenige Bemerkungen über die Problematik der neuen Hauptstadt Brasilia können dazu dienen, eine Art von Resumé zu bieten.

II. Grundzüge des Raumes und der historischen Grundlagen

Will man die Auswahl der besuchten Gebiete verstehen und die Tragweite der Ergebnisse abschätzen, so müssen wenige Worte über die geographische Gliederung Brasiliens und die geschichtlich gewordene Situation der berührten Räume vorangestellt werden. Den Hauptteil Brasiliens bildet die „brasilianische Masse“, ein komplexes Krustenstück, in das sehr alte Baubestandteile eingebaut sind. Über diesem wurden vom Paläozoikum ab sedimentäre Schichten ausgebreitet, die keiner eigentlichen Faltung mehr unterworfen wurden. Sie haben sich dort am ausgedehntesten erhalten, wo der brasilianische Schild in großräumige Mulden eingebogen wurde. Über den trennenden Schwellen ist die Schichtenfolge teils nicht vollständig zur Ablagerung gekommen, teils wurde sie später wieder entfernt. In langen Abtragungsperioden entwickelten sich wiederholt ausgebreitete Rumpfflächen, die teilweise auch vom Kristallin über die Sedimentschichten hinweggreifen. Lester King hat neuerdings versucht, vom Planalto bis zur Küste des Atlantik eine Rumpftreppe großen Stiles aufzuzeigen und auch kartographisch zur Darstellung zu bringen. Er bestätigt damit und ergänzt Auffassungen, die schon Otto Maull und Em. de Martonne angebahnt hatten.

Im Bereich der zerschnittenen atlantischen Abdachung sind die deckenden Schichten fast überall entfernt worden. Nur im Nordosten greifen kretazische und tertiäre Schichten über das Kristallin nach Art der nordamerikanischen „Coastal Plain“ vom Atlantik her in einer schmalen Zone über den Untergrund. Weiter südlich bildet das Tertiär die Bedeckung eines schmalen Litorals, dessen morphologische Gestaltung mit Terrassen und an der Küste sich langhinziehende Kordons von Strandwällen den Einfluß der Oszillationen des Meeresspiegels zum Ausdruck bringt. Infolge des jugendlichen relativen Aufstiegens des Schildes hat in der Abdachungszone die Formenwelt einen frischen — morphologisch gesprochen — Formcharakter vom Ausmaß eines kräftigen Mittelgebirges.

Charakteristisch aber sind immer wieder die aus dem Dunkel des Waldes sich heraushebenden prallen Felstürme und Burgen vom Typ des Pão d'Azucar.

Dies küstenzugewandte Relief Brasiliens ist dem Eindringen von See her nicht günstig. Denn gute, natürliche Häfen sind nicht allzu reichlich vorhanden. Auch dort, wo sie vorgefunden wurden, boten sie mehr Stützpunkte als wirkliche Eintrittspforten in das Binnenland, denn der steile Küstenanstieg bietet mit seinen dichten Wäldern massive Hindernisse. Die Flüsse, die von der Wasserscheide des Planalto, die relativ nahe am Ozean liegt, herunterkommen, weisen Schnellen und Fälle auf, die für die Schifffahrt hinderlich, andererseits heute potentielle und bereits genutzte Möglichkeiten für die Gewinnung elektrischer Kraft sind. Der Gegensatz zwischen den Flußtälern der atlantischen Abdachung und den weiten Talungen der Hochflächen ist immer wieder auffallend. Die Ströme des Binnenlandes aber verlaufen über große Strecken parallel zum Rande des Kontinents (Paraná, Rio de São Francisco, die Zuflüsse des Amazonas), so daß sie eher dem Verkehr von Nord nach Süd, als von Ost nach West dienlich sind.

Diesem nur unvollständig skizzierten Hauptteil Brasiliens tritt das Amazonasgebiet gegenüber¹¹⁾. Es ist ein Land von ganz anderer Struktur. Zwischen der brasilianischen Masse und dem alten Massiv von Guiana ist eine große Geosynklinale mit paläozoischen Gesteinen eingemuldet. An deren Rändern fallen die paläozoischen Schichten ziemlich steil ein, so daß sie oberflächlich meist nur in einer verhältnismäßig schmalen Zone zu beiden Seiten der großen Synklinale austreichen. Hier liegt eine wichtige „fall line“, wo die Flüsse vom Kristallin über die verschiedenartigen Schichtköpfe des Paläozoikums in den Bereich des Tertiärs übertreten. Das Tertiär füllt den größten Teil des Amazonasbeckens oberflächlich: — breit im Grenzgebiet Brasiliens gegen Peru, Ecuador und Bolivien, als eine schmalere Zone zwischen den Massiven entlang dem Mittelteil des Laufes auf brasilianischem Boden. Die flach lagernden tertiären Sedimente sind meist sandiger Natur. Sie bilden die „terra firme“, das feste, nie überschwemmte Land. Prachtvoller Urwald deckt den ganzen Raum wie ein dichter Teppich, leider entspricht die Fruchtbarkeit und Nachhaltigkeit der Böden nicht dem, was die üppige Pflanzenwelt im unberührten Zustande zu versprechen scheint. Die Beurteilung der Tragfähigkeit des Urwaldbodens hat zu vielen Fehlunternehmungen geführt, sie bedarf stets sorgfältiger wissenschaftlicher Prüfung.

In diese von tertiären Sedimenten bedeckte „terra firme“ ist das eigentliche Flußtal des Amazonas in einer Breite bis zu 50 km einge-

11) Eine sehr gute Einführung in die Natur des Amazonas-Gebietes: Harald Sioli: „Über Natur und Mensch im brasilianischen Amazonasgebiet.“ — Erdkunde — Band X. 1956.

lassen; in dieser Niederung, die den Überschwemmungen des Flusses ausgesetzt ist, wälzt der ungeheure Strom seine Wassermassen zum Ozean. In einem Bett, dessen Breite bei Manaus rund 3 km, bei der Enge von Obidos nur 1,9 km, vor Amapá aber 11—12 km beträgt, führt der Fluß in der Zeit des Niederwassers 60 000—90 000 cbm/sec, bei Hochwasser aber 120 000—140 000 cbm/sec zu Tal. Das ist die vierzigfache Menge des Rheines, die drei- bis sechsfache des Mississippi oder des Kongo! Wenn der Strom zur Zeit der Flut bis zu 14 m über seinem Normaltsand steht, dann verteilt sich die Wasserfläche über 50 km, aus der nur die höheren natürlichen Uferwälle mit ihren Baumkronen hervorragen. Erst die „terra firme“ setzt den Fluten eine Grenze. Allerdings betreffen diese höchsten Werte nicht den ganzen Lauf auf brasilianischem Boden. Gegen die Mündung hin klingen die Hochwasser ab, die sich über die großen Seenbecken des mittleren Teiles ausgebreitet haben. Im Küstengebiet bis zur Region oberhalb der „furos“, den engen Durchfahrten in der Binnendeltazone zwischen Amazonas- und Pará-Armen der Mündung, bestimmen dann die Gezeiten mit täglichen Schwankungen von 1—2 m den Wechsel des Wasserstandes. Diese hydrographischen Unterschiede sind von der größten Bedeutung für die Uferzonen und damit auch für Besiedlung und Bewirtschaftung des Amazonasgebietes.

Die Tiefe des Stromes wechselt: bei Tabatinga rund 20 m, im Solimões 50—80 m, an der Enge von Obidos sogar bis nahezu 100 m, d. h., das Bett greift tief unter das Niveau des Meeresspiegels hinab. Man kann die Talbildung des Amazonas daher nur im Zusammenhang mit Veränderungen des Meeresspiegels auffassen: Die Eintiefung in die Platte der von Tertiär bedeckten „terra firme“, die Ausräumung eines Bettes bis unter das Niveau des heutigen Meeresspiegels und sodann in dieses breite und tiefe Bett hinein der Vorbau von Uferformen aus den eigenen Ablagerungen in der Form von langhinziehenden Uferwällen, die den Hauptfluß, aber auch die zahlreichen Nebenarme („paraná“) begleiten. Diese Uferwälle, an denen der Fluß immer wieder bei den Überflutungen sedimentiert, bilden die Standorte der „varzea“-Wälder. Hier sind die fruchtbarsten Böden, auf die sich mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Planer erstreckt. Das sind aber nur verhältnismäßig kleine Flächen (rund 150 000 qkm), die nur durch schwierige Eindeichungs- und Entwässerungsarbeiten für dauernde Kulturen gewonnen werden können. Zwischen den Uferwällen und der „terra firme“ liegen die großen, jährlich überfluteten und in der Trockenzeit zum Teil ganz trocken fallenden „lagoas“. In der Trockenzeit schrumpfen sie zu kleinen Flächen zusammen, auf denen man dann die „vitoria regia“ beobachten kann, im übrigen aber verwandeln sie sich in Grasland — „campos“, das zur Beweidung herangezogen wird. In diesen „lagoas“ verliert das Wasser

seinen Sinkstoffgehalt, so daß gegen die Ränder der „terra firme“ hin die Überflutung keine Bereicherung der Böden bringen kann. Diese von den Überflutungen betroffenen, aber auf armen Böden stockenden Waldteile bilden die „igapo“-Wälder.

Es ist ein großer Vorzug des Amazonasgebietes, daß es in seiner ganzen Länge vom Meer bis zur peruanischen Grenze und darüber hinaus von seegehenden Dampfern befahren werden kann. Daß dieser Vorzug auch gewisse Nachteile in sich einschließt, wird später zu zeigen sein. Eine Grenze der Schifffahrt bildet überall die „fall line“, wo der ältere Untergrund an den Rändern der großen Synklinale zutage tritt.

Von der gleichen Bedeutung für die unterschiedliche Ausbildung der brasilianischen Lebensräume wie das Relief ist das Klima. Der Norden, das Amazonasgebiet (Region „Norte“), liegt nahezu direkt unter dem Äquator. Hier herrscht das immer feuchte Klima der inneren Tropen, das jedoch in weiten Teilen durch eine kurze und eine längere Trockenzeit gegliedert wird. Die längere Trockenzeit (ab August) ist die Zeit, in der die Passate in den Kontinent eindringen. Mit diesen Ostwinden segeln sodann die Händler stromauf. Die immer ausreichende Feuchtigkeit führt zur Ausbildung der „hylea“ des tropischen Regenwaldes, der eben dieser Kombination von hoher gleichmäßiger Temperatur und hinreichender Feuchte seine Ausbildung verdankt, nicht aber einem besonders fruchtbaren Boden. Im Gegenteil, die Böden unterliegen in dem feuchten Klima einem Prozeß tiefgreifender Auslaugung.

Weiter südlich nimmt die Länge der Trockenzeit zu. Der jahreszeitliche Wechsel zeigt den Gegensatz eines niederschlagsarmen Winters und eines feuchten und schwülen Sommers. Je nach der relativen Dauer von Trockenzeit und Regenzeit folgt das Leben einem ausgeprägteren Wechsel des Jahreszeitenrhythmus. An die Stelle der Wälder treten die „campos“. Das sind tropische Savannen mit meist niederem, büschligem Grasbestand unter einem lückigen Bestand von krüppeligen Baum- und Strauchformen. Nur an den Talungen, wo das Grundwasser ansteht, zieht sich der Feuchtwald in diese Region hinein. An den Quellköpfen bezeichnen häufig schlanke, hohe Buriti-Palmen den Beginn des Waldes. In Maranhão findet man hier die Carnaúba-Palme, die wertvolles Wachs liefert. Örtlich weichen die bedeckten campos („campos cerrados“) auf trockneren Böden ganz offenen Grasfluren („campos limpos“), wie etwa auf den hohen Grenzchapaden zwischen Minas und Goiás, die so eben und so baumfrei sind, daß Flugzeuge fast ohne Vorbereitung landen können.

Von größter Bedeutung ist die eigenartige Ausbildung des Klimas im Nordosten. Es ist das „poligono das secas“, das Vieleck der Dürren. Nicht nur die jährlichen Niederschläge sind hier nach Dauer und Ergie-

bigkeit geringer, vor allem verlieren sie an Beständigkeit von Jahr zu Jahr. Immer wieder überziehen furchtbare Trockenheiten als eine wahre Geißel für Natur und Mensch diese Staaten des Nordostens. An die Stelle der Cerrados treten hier Dornstrauch-Sukkulenten-Steppen mit bizarren Kakteenformen oder ausgedehnte lichtere, aber äußerst dornige und dichtverfilzte Trockenwälder, die nach den vorwiegend weißlichen Rinden der Bäume den Namen „caatingas“ führen. Doch dazwischen liegen auch sehr gute Weiden (vgl. Namen: „Pastos Boms“ in Piaui), die von den Herden aufgesucht werden können. An den Rändern der Sedimentschichtstufen und an den Hängen der Restberge des alten Massivs, wo die Quellen zutage treten, verdichtet sich die Vegetation zu Wäldern. Hier ist heute das Meiste gerodet oder in „capoeira“ (Nachwuchswald) verwandelt. An diese günstigeren Standorte heftet sich eine dichte Bevölkerung. Gerade diese Heterogenität der natürlichen Bedingungen, die aber doch keine Sicherung gegen den Fluch der Dürren bietet, bedingt es, daß Trockenjahre zu Katastrophen werden. Dann fliehen die Menschen des „sertão“, um anderswo Hilfe und Nahrung zu finden. Man hofft, durch den Bau von Staudämmen der Not der Trockenzeit wehren zu können, und vielerlei ist auch getan. Sorgfältig wird das tückische Klima nach seinen meteorologischen Grundlagen durchforscht, die Vegetation wird studiert, aber es fehlt noch an dem großen, durchgreifenden Plane. Die Dinge liegen hier auch deshalb so schwierig, weil sie nicht nur mit der Natur, sondern auch mit der historisch gewordenen Sozialstruktur zusammenhängen. Denn diese Trockenlandschaften des Nordostens sind altes Kolonialgebiet. In diesen öden Weiten hat sich ein eigenartiges Volkstum ausgebildet. Neben der Zähigkeit im Durchhalten unter ungünstigen Umständen zeigt sich eine Hinneigung zu religiösen, ja mystischen Bewegungen. Das hat häufig zu volkstümlichen Aufständen geführt, die wegen ihrer religiösen Komponente nur um so schwieriger niederzuwerfen waren. Aus den Erfahrungen in der Bekämpfung eines solchen über Jahre sich hinziehenden Aufstandes entstand eines der klassischen Bücher Brasiliens, das Buch von Euclides da Cunha: „Os Sertões“.

Ganz anders bietet sich die Ostküste gegen den Atlantischen Ozean hin dar. Von der Nordostecke an bis nach Rio Grande do Sul wird sie von einem bald schmaleren, bald breiteren Saum von Feuchtwald bedeckt. Dieser weist von Nord nach Süd, von der Küste zum Binnenland, je nach der Breitenlage und nach dem Grade der Feuchte eine sehr mannigfaltige Gestaltung auf. In seinen üppigsten Teilen, etwa in Espírito Santo und Süd-Bahia, kommt er dem Amazonaswalde nahe. An anderen Stellen vollzieht sich ein Übergang zu den trockneren Formationen des Innern. Dieser Wald ist der eigentliche Schauplatz der portugiesischen Kolonisation und des inneren Ausbaus Brasiliens seit seiner Selbständigkeit gewesen. Er hat daher über große Strecken seinen ursprünglichen

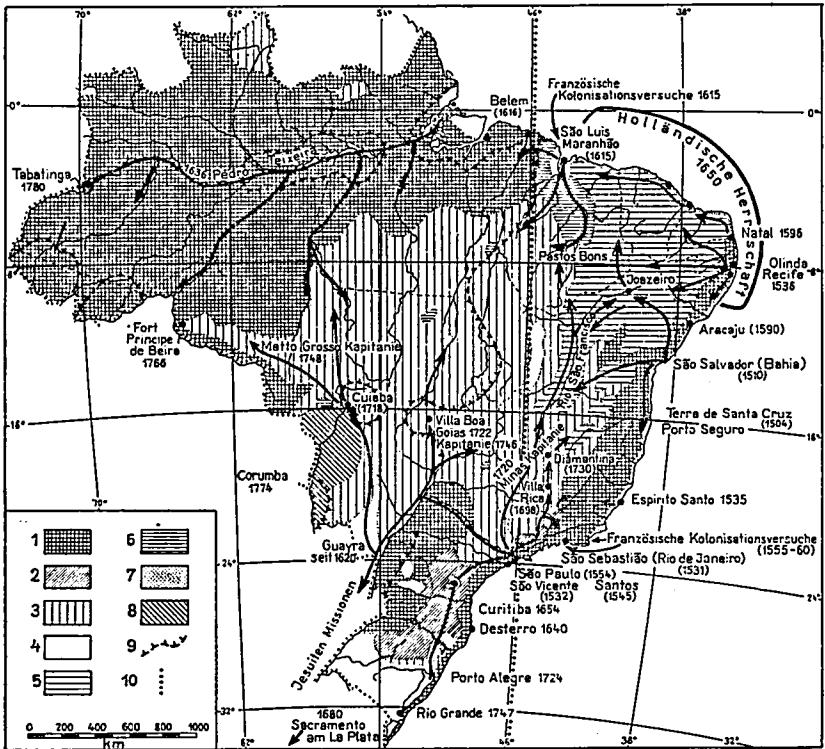
Charakter verloren. Im Nordosten wurde er schon früh für die Gewinnung des Farbholzes („Brasil“-Holz) genutzt und für die Anlage von Zuckerrohrfeldern beseitigt. Im Süden schwand er vor allem mit dem sich ausbreitenden Kaffeeanbau in São Paulo, Rio de Janeiro, im östlichen Minas und in den letzten hundert Jahren auch in Espirito Santo dahin. In den trockneren Gebieten weicht der geschwächte Wald allmählich den Vegetationsformationen des Interior. Schon in Teilen von Espirito Santo kommen Anklänge an die Caatinga vor, im Bereich von São Paulo und im Paraibatal hat der campo cerrado seinen Platz an der Binnengrenze eingenommen. Der Küstenwald mit den Produkten des Landbaus für den Weltmarkt und den Binnenkonsum, und das Innere mit seinen weiten Horizonten über den Savannen mit der extensiven Viehzucht, das sind die beiden klassischen Ausbildungen brasilianischer Lebensformen: „litoral“ und „interior“, „mata“ und „campos“ bezeichnen diese Gegensätze nach Lage, Natur, Wirtschafts- und Sozialverfassung.

Die Besiedlung Brasiliens nahm im 16. Jahrhundert ihren Ursprung von zwei weit auseinanderliegenden Küstenstreifen aus vom Nordosten zwischen Ceará und São Salvador Bahia sowie im Süden von São Vicente—São Paulo und Rio de Janeiro. Von diesen beiden Küstenstreifen aus, in denen die alten städtischen Zentren Recife, Bahia oder Rio und São Paulo liegen, breitete sich die Kolonisation aus. Dieser Vorgang kommt erst in diesem Jahrhundert zu seinem Ende. Im Amazonasgebiet, dessen Geschichte sich in mancher Beziehung unabhängig von den beiden anderen Gebieten vollzog, wird es noch lange dauern, bis die einzelnen Siedlungskerne zu einem Ganzen zusammenwachsen können ¹²⁾ (Abb. 9).

Die Besiedlung hatte es überall zunächst mit dem tropischen Regenwald der Ostküste zu tun. In diesem Waldlande entwickelten sich die wirtschaftlichen und sozialen Formen der Kolonisation. Der Zeit feudalistischer Kolonisation entsprachen Latifundien, die mit Hilfe abhängiger Arbeitskräfte für den Weltmarkt produzierten. Die Arbeitskräfte fand man an der afrikanischen Gegenküste. Brasilien übernahm die Wirtschaftsform der tropischen Plantage mit Hilfe farbiger Sklaven. Das erste bedeutende Erzeugnis war der Zucker. Daneben entwickelte sich der Anbau für den Eigenbedarf. Man übernahm die Nährfrüchte und die Anbaumethoden im wesentlichen von den Indianern. Mais und Maniok sowie schwarze Bohnen sind bis heute die Standardbestandteile der täglichen Ernährung auf dem Lande geblieben. Zum Anbau schlug man den Wald, brannte am Ende der trockenen Jahreszeit das Haufwerk der Stämme und Äste und pflanzte mit Stock und Hacke in die Asche. Wenn nach kurzer Zeit der Boden erschöpft war, verlagerte man das

¹²⁾ Vgl. G. Pfeifer: „Brasiliens Stellung“ a. a. O. Erdkunde 1952.

Feld, indem man neuen Wald rodete, während sich das alte Feld mit Sekundärvegetation überzog, der sogenannten „capoeira“, einem Schlüs-



- 1 Tropischer Regenwald
- 2 Araukarienwälder
- 3 Campo Cerrado (Baumsavannen)
- 4 Campo Limpo (offene Grasfluren)
- 5 Caatinga
- 6 Babaçu Palmenwälder
- 7 Litoralvegetation
- 8 Überschwemmungs- und Sumpfgelände des Pantanaïs
- 9 Grenze der Gebiete mit weniger als 0,5 Ew. pro qkm (1940)
- 10 Westgrenze der portugiesischen Besitzungen nach dem Vertrag von Tordesillas

Orbignia martiana.

Die Pfeile geben die wichtigsten Erschließungseinrichtungen ohne Berücksichtigung der Kolonisation von Europäern im 19./20. Jhdt. an.

Abb. 9: Erschließungsrichtungen Brasiliens
(Aus: Erdkunde, 1952, S. 88)

selwort für das Verständnis der brasilianischen traditionellen Landwirtschaft. Es entstand der Wanderhackbau mit Brandrodung, die „shifting cultivation“ mit allen ihren Folgen. Sie ist bis heute erhalten geblieben

und wie die Zahlen über Pflüge und Traktoren zeigen (s. o.), erst in wenigen Gebieten wirklich im Schwinden begriffen.

Plantagen-Sklavenwirtschaft für den Weltmarkt mit Latifundienbesitz einerseits, Wanderhackbau mit Brandrodung einer oft landlosen, bodenvagen Squatterbevölkerung („caboclos“) andererseits, wurden für das Schicksal der brasilianischen Landwirtschaft über Jahrhunderte entscheidend. Die ländliche Bevölkerung gewöhnte sich an die düngerlose Wirtschaft ohne Integration mit der Viehzucht. Der überreichlich vorhandene Boden schien der Gewinnung von Neuland keine Grenze zu setzen. Neuer Boden ist wertvoller Boden, das ist für die Plantagen wie für die kleine Landwirtschaft der Grundsatz geblieben. Aber die Arbeitskräfte sind kostspielig, so muß zu Lasten des Bodens die Rentabilität gesucht werden. Nur in der Waldzone fand man die günstigen Bedingungen für diesen traditionellen Typ des Landbaus. Das ist der entscheidende Grund, warum bis heute die Ausbreitung der Besiedlung für den Anbau sich fast ausschließlich in der Waldzone vollzogen hat. Hier liegen darum die 8,6 % „lavouras“ der in Besitz genommenen Landfläche, jene 2 % der Gesamtfläche Brasiliens, die Früchte trägt.

Von der Küste aus stieß man durch die Waldzone im Norden und Süden bereits im 16. Jahrhundert in das Hinterland vor¹³⁾. Nur in der Mitte, im Raum zwischen Bahia und Cabo Frio, blieb die Besiedlung an der Küste hängen. Die breite Ausdehnung des Waldes, das schwierige Gelände und die kriegerischen Indianer hemmten den Fortschritt. So kommt es, daß im Bereich von Espirito Santo und Süd-Bahia erst jetzt, in der Mitte des 20. Jahrhunderts, die letzten Reste des Urwaldes gerodet und in Besitz genommen werden. Eine Reise nach Espirito Santo bietet daher die Möglichkeit, diese alte Grenze der primären Siedlungsausbreitung noch in der unmittelbaren Küstennähe beobachten zu können.

Von Recife, Bahia und São Salvador sowohl wie von São Paulo aus erreichte man auf kürzerem Weg schon im 16. Jahrhundert das Hinterland der offenen Campos. Hier breitete sich die brasilianische Besiedlung überraschend schnell aus. Bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts war der gesamte Raum der Campos bis in das ferne Mato Grosso und Goiás von den kühnen Bandeirantes durchschwärmt worden. Man entwickelte im „interior“ Lebensformen, die sich von den Sozialverhältnissen im „litoral“ unterschieden. Zwar wurde auch hier das Land zumeist in umfangreichen Besitzen („sesmarias“) mit Beschlag belegt, aber nicht der Landbau, sondern die Viehzucht wurde die Produktionsgrundlage. Hierfür brauchte man relativ weniger Arbeitskräfte. Im Hinterland ist

¹³⁾ Orlando Valverde: Estudo regional da Zona da Mata de Minas Gerais. — Revista Brasileira de Geografia. Ano XX, Rio de Janeiro. Conselho Nacional de Geografia 1958.

daher eine etwas andere Bevölkerungsmischung zu finden. Neben den Weißen steht ein nur geringer Anteil afrikanischen, dafür aber ein etwas höherer Anteil indianischen Blutes. Entscheidend wichtig ist es, im Auge zu behalten, daß fast bis zu den Grenzen, die auch heute noch im Innern die Linie der Besiedlung umziehen, das Land durchschwärmt und durchsiedelt wurde. Bis tief in den Kontinent hinein sind die „sesmarias“, die großen Landbesitze, verbreitet. Die Zahlen von Goiás und Mato Grosso (s. o.) sprechen für sich.

Auch in der dritten Landschaft, dem Amazonas-Gebiet, hat der Großgrundbesitz Verbreitung gefunden, als die Varzea-Wälder sich als wertvolle Standorte der *Hevea brasiliensis* erwiesen. Gleitet man mit dem Schiff an den geschlossenen Fronten des Waldes entlang, die noch den wundervollen Anblick unberührter Natur zu bieten scheinen, so will es nicht in den Sinn, daß auch die Wildnis ihren Besitzer hat und daß jede Erschließung und geplante Entwicklung entlang den leichter erreichbaren Uferzonen mit überkommenen Besitzen, und zwar vorwiegend Großgrundbesitzen, zu rechnen hat (vgl. oben die Zahlen für die Region Norte).

Darin unterscheidet sich Brasilien grundsätzlich von den Vereinigten Staaten. Es hat hier keine „Ohio Ordinance“ gegeben. Man versäumte, das Innere des Landes zu einer „Public Domain“ zu machen. Man konnte das auch nicht, weil bereits bis tief in das Innere hinein die portugiesischen Bandeirantes und Viehzüchter vorgestoßen waren und ihre Besitzrechte fixiert hatten.

Gefördert wurde die rasche Durchdringung des Inneren durch die Gold- und Diamantenfunde, die Brasilien im 18. Jahrhundert zu dem wichtigsten Goldlieferanten der Weltwirtschaft machen sollten. Mit dem brasilianischen Golde begründete England seinen Goldstandard, denn das Edelmetall verließ Lissabon fast so rasch, wie es dort eingetroffen war. Im Gefolge der Goldsuche verdichtete sich die Besiedlung vor allem in Minas Gerais, wo die Bergstädte zugleich einen inneren Markt für die Landwirtschaft boten¹⁴⁾. Doch selbst in Goiás und Mato Grosso gründete man Bergbaustädte. Wie anders ist das Aussehen und das Schicksal dieser Goldstädte im Innern Brasiliens, als das der „mining towns“, die 150 Jahre später in Nordamerika entstanden! Die meisten haben sich auch über die Erschöpfung der Bergschätze hinweg bis in die Gegenwart erhalten. Sie bewahren das Bild der portugiesischen Kolonialarchitektur des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Man glaubt sich nach Europa zurückversetzt, wenn man eines dieser ruhigen, oft verschlafenen kleinen Städtchen betritt, so gleichen die Häuser und die sauberen Barockkirchen

¹⁴⁾ Marvin Harris. *Town and country in Brazil*. New York Columbia University Press. Hinter dem verallgemeinernden Titel versteckt sich eine soziologische Feldstudie über eine Stadt im Innern Bahias, die Arbeit ist ein sehr wichtiger Beitrag zur Kenntnis von dem Leben einer alten Bergbausiedlung.

denen des Mutterlandes. Köstliche architektonische Perlen bietet Ouro Preto. Ein geistliches Schauspiel scheinen die barocken Prophetenfiguren des genialen Aleidajinho auf der Treppe von Congonhas (in Minas) aufzuführen! Die Palmen der Tropen und die üppigen Blüten fügen einen Zauber hinzu, der selbst dem Mutterlande fehlt. Verschlafene kleine „Rothenburgs“, aber keine „ghost towns“ der Rocky Mountains! Doch nicht wegen des landschaftlichen Reizes sind diese Städte zu erwähnen; sie zeigen, daß keineswegs die gleichen wirtschaftlichen Vorgänge zu den gleichen Folgen führen¹⁵⁾. Entscheidend wichtig ist die kulturgeschichtliche Zuordnung und die geschichtliche Stunde. Die Bergbaustädte sind die Zentren im Inneren geworden, auf die hin die langen einsamen Wege zielten, über die sich die Maultierkarawanen oder die quietschenden „singenden“ Scheibenräder der Ochsenwagen bewegten. Vom Innern her wurde häufig auch der Verkehrsausbau gegen die Küsten hin vorgetrieben. Sorgfältig bewachte die Kolonialregierung jede Bewegung. Der Diamantbezirk war geradezu eine geschlossene Militärprovinz.

Aber diese Städte liegen weit entfernt, und ihre primären Standortfaktoren werden vom Bergbau, nicht von der „Zentralität“ her geregelt. Man darf sagen, daß, abgesehen von diesen Bergbaustädten und den Rastorten entlang den Routen, Brasilien arm an Städten blieb¹⁶⁾. Weder die Plantagenwirtschaft der Küste noch die Großweidewirtschaft war dem Städtewesen günstig. Die Sklaven-Plantage ist weitgehend eine „geschlossene Hauswirtschaft“, was ihre Eigenbedürfnisse anbelangt. Was sie benötigt, ist der Hafen, über den die Produkte nach der Metropole abfließen. Von dort vermag man dann die Konsumgüter des Mutterlandes einzuführen, mit dem man in dauernder Verbindung steht. Die große Weide-Fazende des Innern ist bedürfnislos. Auch hier lebt man vorwiegend aus der eigenen Erzeugung in einfacher, ja primitiver Selbstgenügsamkeit. Hier liegen die Grundlagen sowohl für die Unterentwicklung der Produktion wie des Konsums. Diesen Bann muß man brechen, um die verstreuten, unzusammenhängenden Wirtschaftsbezirke des Innern zu einer modernen, durchbluteten Verkehrswirtschaft zusammenzuschließen. Wie so häufig, muß der Fluch des Verlangens und des Gewinnstrebens geweckt werden, um die „Entwicklung“ voranzutreiben.

Von entscheidender Bedeutung ist diese agrare Verfassung auch für die politisch-soziale Ordnung. Das Innere lebte in einer Art von feudaler Gesellschaft. Die meist miteinander verwandten großen Familien beherrschten das politische Leben. Ihre „Hintersassen“ folgten

¹⁵⁾ G. Pfeifer: „Städtische und ländliche Bevölkerung in Brasilien“. Geogr. Taschenbuch 1956/57.

¹⁶⁾ Eine anregende Einführung in die Entwicklung der innerpolitischen Probleme Brasiliens: Charles Morazé. „Les 3 Ages du Brésil.“ Paris 1954. Cahiers de la Fondation Nationale des Sciences Politiques.

den „poderosos“, den Mächtigen, die später, wie im nordamerikanischen Süden, gern den Titel Oberst „coronel“ führten. Es sind wenige Familien, die sich im Laufe der Geschichte in die Herrschaft der Provinzen und Staaten teilten. Das ist so bis in die Gegenwart geblieben. Erst allmählich beginnt von den Küstenstädten her, die nicht nur die Ein- und Ausfallstore des Handels sind, sondern auch die Pforten, durch die Brasilien mit der Welt kommunizierte und neue Menschen und Ideen importierte, sich eine andersartige, städtische Gesellschaft aufzubauen. Der Handel und das Gewerbe, später auch die große überseeische Einwanderung, tragen zum Aufbau einer Mittelschicht mit neuen wirtschaftlichen und politischen Interessen bei. Dieser soziale und politische Umschichtungsprozeß im Gefolge der allmählichen wirtschaftlichen Integrierung macht sich jedoch erst im zwanzigsten Jahrhundert wirklich politisch fühlbar¹⁷⁾. Erst nach dem ersten Weltkrieg hebt sich ein Staat wie São Paulo so gewichtig heraus, daß er die Andersartigkeit gegenüber dem Rest des Landes empfindet und revolutionäre Tendenzen entfaltet. Damit beginnt die Ära Getulio Vargas, die für diesen inneren Umbau charakteristisch ist. Man hoffte, daß Janio Quadros, politisch ein „homo novus“, der erste Präsident sein würde, der eine moderne Demokratie durchsetzen könnte.

Der entscheidende Anstoß für die moderne Entwicklung kam mit dem Zeitalter des Kaffees, etwa seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts. Zunächst war es die Umgebung von Rio, die im Kaffeeanbau führte. Bald aber war das Hinterland erschöpft, und die Kaffee-Frontier rollte durch das Paraibatal nach São Paulo, wo die Kaffeewirtschaft ihre größte Ausbreitung entwickelte. Doch auch nach Norden, in die Waldzone von Minas, breitete sich der Kaffeeanbau aus. Die Formen der Kaffeewirtschaft begannen mit der Plantage, die mit Sklaven arbeitete. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als São Paulo zur Entwicklung kam, machte sich das künftige Datum der endgültigen Aufhebung der Sklaverei (1888) im voraus geltend. Hier wurde dann eine für die Bewirtschaftung der Latifundien sehr wichtige Form im großen Stil entwickelt: die „parceria“, die Teilpacht. Formen der Pachtwirtschaft sind heute nicht nur bei den großen, sondern auch bei den mittleren und selbst relativ kleineren landwirtschaftlichen Betrieben von der größten Bedeutung. Es kann hier nicht der Ort sein, die sehr differenzierten Formen der ländlichen Sozialstruktur im einzelnen darzulegen. Aber

¹⁷⁾ Zur Entwicklung in São Paulo: Pierre Monbeig „Pionniers et Planteurs de São Paulo.“ Cahiers de la Fondation Nationale des Sciences Politiques, no. 28 1952, Paris. — Für Rio Grande do Sul: Jean Roche: „La Colonisation Allemande et Le Rio Grande do Sul.“ Travaux et Mémoires de l'Institut des Hautes Etudes de L'Amérique Latine. III. Paris 1959. Ein Standwerk mit umfassender Bibliographie. — Leo Waibel: „Die europäische Kolonisation Südbrasilien“, bearbeitet und mit einem Vorwort versehen von Gottfried Pfeifer. Colloquium Geographicum, herausgegeben durch Carl Troll. Band 4. 1955. Bonn.

ohne sie sind weder die oben mitgeteilten Zahlen, die Differenzen zwischen Landbesitzen und ländlich beschäftigter Bevölkerung, zu verstehen, noch auch die besonderen Probleme, die der Agrarreform harren.

Mit dieser Veränderung der Sozialverfassung von der Sklaven-Plantagenwirtschaft zum Großbesitz mit Pacht (oder auch Lohnarbeit) entwickelte sich auch die europäische Einwanderung. Die europäischen ländlichen Kolonisten sollten einen Ersatz für die Sklaven bieten. Das ist nicht so geworden, wie es sich manche große Fazendeiros wünschten. Aber seit der Mitte des 19. Jahrhunderts setzt die Phase der Einwanderung ländlicher Kolonisten aus Europa ein. Diese erhielten ihre Siedlungsgebiete dort, wo die alten kolonialen Formen noch nicht den Boden mit Beschlag belegt hatten. Die Gebiete europäischer Kolonisten liegen an den Flügeln des südlichen Kolonialzentrums: einmal in den Südstaaten, Rio Grande do Sul bis Santa Catarina, Paraná und São Paulo, und zweitens an der Nordflanke in Espirito Santo.

Setzen wir jetzt unsere Route in den skizzierten Rahmen dieser Entwicklung hinein, so beginnt die Übersicht in Rio de Janeiro, im südlichen Zentrum. Sie schreitet durch die alte Kaffeebauzone des 19. Jahrhunderts hindurch nach Espirito Santo bis zur gegenwärtigen Rodungsgrenze vor, wo heute nicht mehr in der Form von Fazenden großen Umfanges gesiedelt wird, sondern wo der Mittelbetrieb, häufig in der Hand eines Kolonisten europäischer Abkunft, vorherrscht. Damit durchwandern wir zugleich die Zone des östlichen Küstenwaldes und gelangen nach Minas Gerais in das Gebiet des inneren Hochlandes und der Campos. Dabei bietet sich Gelegenheit, den Erzbergbau und moderne Stahlindustrien kennenzulernen, die andere Form, auf die sich die Erneuerung Brasiliens gründet. In Goiás treffen wir inmitten eines alten Gebietes der Viehzucht und des Goldbergbaus eine Insel der jüngsten Kolonisation in einem großen Waldkomplex („mato grosso“ von Goiás). Die Beobachtungen in Amazonien machen uns sodann mit einem ganz anderen Gebiet bekannt, der Hyläa, die noch heute wenig erschlossen ist und wo die Probleme sich zum guten Teil als Erbschaft der Kautschukexploitation am Anfang des 20. Jahrhunderts darstellen. Besonderes Interesse verdienen auch die modernen Versuche, sich des riesigen tropischen Regenwaldgebietes zu bemächtigen. Eine Frage, die nicht nur für Brasilien, sondern für die ganze Menschheit von Bedeutung ist.

III. Beobachtungen

a) Hinterland von Rio de Janeiro und Espirito Santo

Der Reisende betritt auch heute noch den brasilianischen Boden gewöhnlich in Rio de Janeiro. Alsbald umfängt ihn die zauberische Landschaftslage und der hinreißende Eindruck einer südamerikanischen Großstadt heute: die drängende Menschenfülle, der atemberaubende Verkehr, die Begabung für moderne Architektur, die Unbekümmertheit, mit der ein traditionelles Stadtbild beiseitegeschoben und umgestaltet wird. Sehr bald erfährt er die Wachstumsschmerzen: nie schlackenfreie Versorgung mit Strom und Wasser, denn dauernd wirft der Zuwachs die Planung aus dem Lote — und das Nebeneinander von sehr reich und sehr arm. Wie ein Aussatz kleben an den phantastischen Felsstürmen oder in den bis zum Stadtrande hereinreichenden Waldhängen die „favelas“, jene schon oft geschilderten armseligen, mit primitiven Mitteln erstellten Notquartiere der in die Stadt einströmenden, aber nicht absorbierten Bevölkerung. J. A. Goulart¹⁸⁾ schildert diese Siedlungen auf Grund von Zensuserhebungen (1950), die rund 170 000 „favelados“ ergaben, und deutet als mögliche Zahl für 1956 sogar 400 000 an. Es ist die Schattenseite jenes rasanten Verstädterungsprozesses, der zwischen 1940 und 1950 eine Zuwachsrate von 77,9 % in Rio erbrachte. Ähnlich liegen die Zahlen in den anderen großen Städten. Dem steht gegenüber jene Abwanderung aus den ländlichen Gebieten des Innern, vor allem des „sertão“ vom Nordeste bis nach Minas. Aber selbst im küstennahen Staate Rio de Janeiro verlieren die entlegeneren Gebiete dauernd an Bevölkerung. Nach den damals (1950) zur Verfügung stehenden Zahlen entstammten dem Distrito Federal (heute Guanabara) 39 %, dem Rio-de-Janeiro-Staat 29 %, Espirito Santo 7,1 %, Minas Gerais 16,1 %, dem Norden einschließlich Nordosten von Bahia an rund 7,3 %, aus dem Süden einschließlich São Paulo und dem Centro-Oeste 1,9 %. Man erkennt die absaugende Kraft Rios, das aus seiner Umgebung und in sich abschwächenden Kreisen den fernen Bezirken die Menschen an sich zieht. Die betrüblichen Siedlungsbilder sind nicht nur Flecken im Stadtbild, sie sind Warnzeichen sozialer Gefahren. Sie kennzeichnen die Lage, daß bei völlig unterbesiedeltem Interior der Drang eher in die Großstadtzentren geht als an die Siedlungsgrenze.

Das Problem der Großstädte ist nicht das Thema dieses Vortrages. Sie sind mit ihrer — besonders im Umkreis von São Paulo — rasch wachsenden Zahl moderner Industrieunternehmen die Schrittmacher auf dem Wege zu integrierter Wirtschaft. Mit dieser Integration verändert sich die Sozialstruktur. Aus den Städten heraus kommen die

¹⁸⁾ José Alípio Goulart: „Favelas do Distrito Federal. — Estudos Brasileiros No. 9. Rio de Janeiro. Ministerio da Agricultura. 1957. — 1962 wurden noch weit höhere Zahlen genannt.

neuen Formen des politischen Lebens. Dies ist nicht ohne Geburtswehen vor sich gegangen. In Brasilien entstand in den Städten eine Abart des „coronelismo“ des Interior, insofern, als die Führungsschichten es hier verstanden, Gefolgschaften zu sammeln. Das große Geschäft, das in viel-

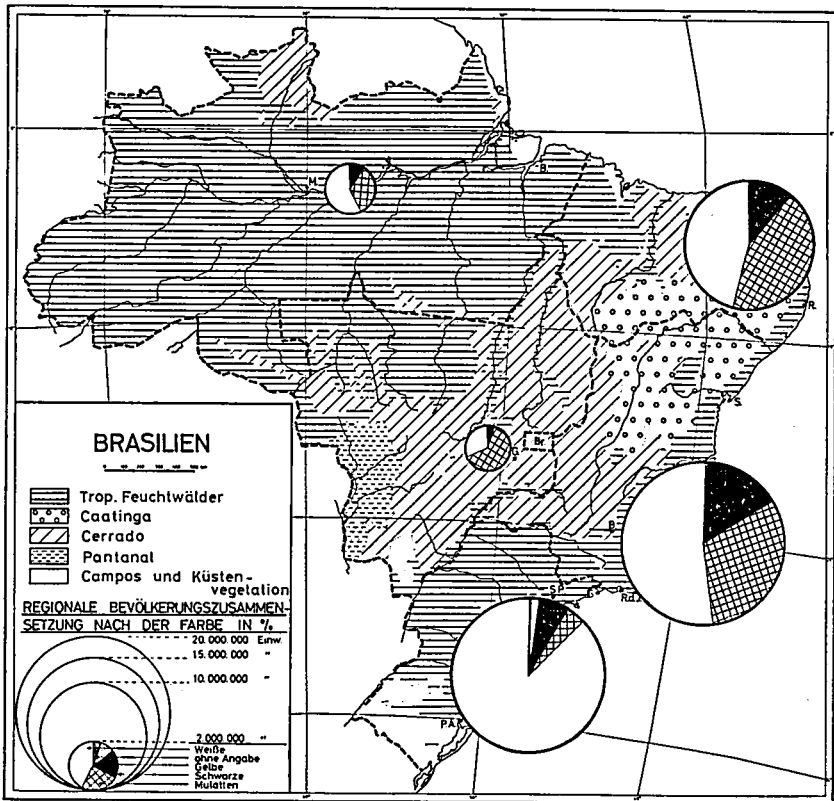


Abb. 10: Zusammensetzung der Bevölkerung nach der Farbe

fältiger Weise in diesen aufblühenden Zentren verlockte, wenn man die politischen Verbindungen zu Verwaltung und Gesetzgebung und damit den öffentlichen Mitteln zu nutzen verstand, diente der Machtbildung. Janio Quadros stieg in São Paulo als Kämpfer gegen Adhemar de Barros auf, in dem sich dieses alte System ihm entgegenstellte. Darum schien mit ihm eine neue Zeit zu kommen. Zum erstenmal hatte auch die auf formale und tatsächliche Demokratie drängende Partei der UDN die Macht erlangt. Um so größere Enttäuschung brachte die schwer verständliche Abdankung des Präsidenten Quadros.

Rio ist zugleich ein guter Standort, um die Verschmelzung der Rassen zu beobachten. Das alte traditionelle Rio war durchaus eine Kapitale der Sklaven-Pflanzer-Gesellschaft mit einem hohen Anteil von Afrikanern. In allen Schattierungen trifft man den Prozentsatz farbigen Blutes in den Passanten der Straße. Für Brasilien als Ganzes werden 1950 folgende Zahlen mitgeteilt:

Weißer	61,7 %
Schwarze (Preto)	11,0 %
Mulatten (Pardo)	26,5 %
Gelbe	0,6 %
Ohne Angabe	0,2 %

Die Zuweisung erfolgt in der Statistik auf Grund der eigenen Einklassifizierung. Das mag den Zahlen nur eine beschränkte Gültigkeit geben. Aber der Augenschein lehrt doch, daß die „Ausbleichung“ von oben her nicht zu leugnen ist. In den einzelnen Regionen verhalten sich natürlich die Zahlen sehr verschieden (Tabelle 7, Abb. 10).

Tabelle 7 **Zusammensetzung der Bevölkerung nach der Farbe in %**
(nach: A população brasileira, S. 44)

Region	Weißer	Schwarze	Mulatten	Gelbe	ohne Angabe
Norte	31,3	4,9	63,5	0,1	0,2
Nordeste	46,1	11,0	42,7	—	0,2
Leste	52,3	15,7	31,8	—	0,2
Sul	87,4	6,4	4,1	1,9	0,2
Centro-Oeste	56,5	10,0	32,9	0,3	0,3

Für Rio de Janeiro mögen die Zahlen der Region „Leste“ mit ihrem relativ hohen Anteil an Schwarzen gelten. Aber hier, wie überall in Brasilien, gibt es grundsätzlich keine Rassenschranke. Das gilt als Dogma und ist geradezu zu einem Ideal geworden, dessen Verbreitung Brasilien als seine Mission in der Welt ansieht. Hierin liegt nicht zuletzt die weltpolitische Bedeutung dieses aus europäischer Wurzel entstandenen tropischen Entwicklungslandes. Natürlich gibt es auch gesellschaftliche Schichtungen, aber sie beruhen vorwiegend auf ökonomischen Unterschieden.

Wenn man vom Pão d'Azucar den Blick über die herrliche Bucht schweifen läßt, an deren Gestade sich das schöne Stadtbild zu Füßen der 1000 m hohen Tijuca-Berge entrollt, so wird jenseits der Guanabara Bai der Horizont von der Serra do Mar begrenzt, in deren Profil man bei klarer Sicht die bizarren Formen der „Gottesfinger“ im Orgelgebirge unterscheidet. Das ist das große Hindernis, das der Ausstrahlung Rios in das Hinterland entgegensteht. Ähnlich ist das Bild vom Kloster

Penha bei Vitoria in Espirito Santo. Die alten Städte an der Südostküste waren gute Liegeplätze, aber die Verbindungen zum Hinterland mußten über steile Gebirgsanstiege bewältigt werden. Dieser Eindruck fehlt bei São Salvador de Bahia völlig, über 200 Kilometer weit vermag man binnenwärts bis zur „boca da mata“ bei Feira de Santana vorzudringen, dann liegt das Interior der Sertão in seiner Weite vor dem Reisenden. In São Paulo aber hat man, von Santos kommend, in steilem Anstieg zugleich die Höhe gewonnen und den Küstenwald durchstoßen. São Paulo war immer auch eine „boca-da-mata“-Stadt. Die Auswahl Rio de Janeiros als Hauptstadt ist daher nur historisch zu verstehen. Der Beobachter wird zum mindesten das in der Lage enthaltene Problem anerkennen müssen, ob diese Hauptstadt mit ihrer so ausgesprochen an die Küste gebundenen wirtschaftlichen und sozialen Struktur wirklich auf die Dauer die Hauptstadt des Riesenreichs bleiben sollte. Das Beispiel der Vereinigten Staaten zeigt sicherlich, daß eine ganz exzentrische Lage nicht unmöglich ist. Man hat nie daran gedacht, Chicago zur Hauptstadt zu machen. Die ungeheure Lebensintensität der großen Städte läßt aber wünschen, daß ein solcher Kern im Innern entstehen möge. Kann aber heute eine große politische Hauptstadt zugleich auch die Funktion einer Etappenstadt für die Entwicklung des umgebenden Landes mit übernehmen? Oder wird eine Stadt nur die Landbevölkerung des Innern an sich saugen — und so das Land entvölkern? Diese Probleme drängen sich heute in Rio auf.

Reist man binnenwärts durch die Baixada und über das Orgelgebirge zum Paraíba-graben oder auch ostwärts entlang der Küstenstraße nach Espirito Santo, so durchmißt man überall Gebiete, in denen einst die klassischen Kulturen Brasiliens vorhanden waren, der Zuckerrohranbau und der Kaffee. Beide hinterließen Großgrundbesitze und Fazenden. Oft passiert man die großen, heute häufig verfallenden Gebäude. Kaffee und Zuckerrohr sind jedoch in der Küstenzone noch durchaus vorhanden. Der Zuckerrohranbau hat am unteren Paraíba im Gebiet von Campos ein großes Zentrum in Brasilien mit einem Gemisch alter und neuer Formen. Wir können jedoch hier auf die interessante Problematik des Zuckeranbaus nicht eingehen.

Eindrucksvoll ist, bis zu welchem Grade das Waldkleid beseitigt worden ist. Nur an steilen Hängen oder dort, wo Wiederaufforstung stattfand, wie an den Tijucabergen, ist noch Wald vorhanden. Das Landschaftsbild wird beherrscht von Weideland. Vor allem das etwas düstere, bisweilen heideartig schimmernde, aus Angola importierte Gras *Melinis minutifolia* („Capim Gordura“) ist weit verbreitet. Ein paar Palmen beschatten die offenen Grasflächen, Bambushecken gliedern die Koppeln im Parabatal. Ein eigentümliches Rillenwerk ziseliert die Hänge. Man

erkennt die auch bei uns bekannten Viehgangeln, aber diese verschneiden sich mit hangabwärts ziehenden Furchen. Das sind die Zeichen des alten Kaffeeanbaus, die sich in die Hänge eingegraben haben. Wo der Boden verletzt ist, leuchtet die rote Erdfarbe hervor. All das ist eine Folge der Nutzung. Wo noch unter Wald ursprüngliche Bodentypen vorhanden sind, liegt über dem roten Unterboden ein bis zu zwei Meter mächtiger gelblicher Bodenhorizont. Mit dem Wald und der Kaffeekultur verschwand der Oberboden. Die unkluge Anordnung der Reihen in der Fallrichtung trug mit dazu bei, die Abspülung zu befördern. Schlimmer aber sind in weiten Gebieten die wirklichen Anzeichen zerstörender Bodenverheerung¹⁹⁾. Dort ist die Veränderung der Landschaft vollkommen. Die Degradation des ehemaligen Waldlandes kann bis zur Unkenntlichkeit des einst Vorhandenen vorschreiten. In Teilen des Paraibatales und in São Paulo geht der Streit darum, ob die Campos Cerrados eine natürliche oder durch die zerstörende Tätigkeit des Menschen bedingte Vegetationsformation sind. In Teilen der Matazone von Minas oder in den höheren Zonen von Espirito Santo sind ausgedehnte, geradezu an nordische Landschaften erinnernde Farnheiden an die Stelle des Urwaldes getreten. Dieser Vorgang der Zerstörung des Waldes mit seinen Böden und der Umwandlung in Grasland geht heute noch vor sich²⁰⁾. Man kann ihn vor allem in den Gebieten gut beobachten, die zwischen den alten Ausgangszentren liegen: im südlichen Bahia, in Espirito Santo und in Teilen von Minas. Das Entwicklungsproblem liegt hier nicht in der Neulanderschließung, sondern in der Erhaltung und möglichen Wiederherstellung des natürlichen Landschaftshaushaltes!

Es stellt sich, je länger man diese Zone durchstreift, die Frage: Was bedeutet eigentlich dieser Wechsel im Sinne wirtschaftsräumlicher Entwicklung? Wo ist die Rückwirkung der großen Stadt auf das umgebende Land zu sehen? Gibt es, kurz gesagt, Thünensche Ringe städtischen Charakters? Der Wechsel von der Kaffeepflanzung zur Rinderweidewirtschaft ist zugleich eine Umstellung vom Weltmarkt zum Binnenmarkt. Aus der Laur'schen „Plantagenzone der Weltwirtschaft“ wird ein äußerer Ring Thünens, denn die Weidewirtschaft bietet so gut wie nichts für den Export. In dieser Weidewirtschaft muß man mit sehr ausgedehnten Entfernungen rechnen. Selbst aus dem entferntesten Innern, von der Grenze der Weidewirtschaft in Goiás oder Mato Grosso gegen das noch Unbesiedelte gelangen Rinder auf den Markt der großen Küstenstädte. Die Viehantriebe dauern oft viele Monate, ja, ein ganzes

19) Hildegard O'Reilly Sternberg: „Enchentes e movimentos coletivos do solo no vale do Paraíba em Dezembro de 1948 — Influência da exploração destrutiva das terras.“ Revista Brasileira de Geografia. Ano XI. Rio de Janeiro. Conselho Nacional de Geografia. 1949.

20) Kurt Hueck: Sobre a Origem dos Campos Cerrados do Brasil e Algumas Novas Observações no seu Limite Meridional. Revista Brasileira de Geografia. Rio de Janeiro 1957.

Jahr. Zu diesem Zwecke werden Stationen eingelegt, wo das Vieh auf „invernadas“ wieder an Gewicht gewinnt und marktreif gefüttert wird. Solche „invernadas“ gibt es in Minas, doch auch in der Umgebung von Rio de Janeiro. Eine weitere Zonierung deutet sich in den Haltungformen an. Tief im Innern des Landes sind die Weiden häufig noch ungezäunt. Daran schließt sich die Zone, in der die Zäunung Vorschrift wird. Im Paraibatal wird die Einhegung vielfach durch Bambushecken gebildet. An die Stelle der Naturweiden treten die gepflanzten Gräser; denn kaum irgendwo wird Weide angesät, sie wird gepflanzt. Wichtig ist der Übergang von der Rinderzucht für die Fleischproduktion zur Milchwirtschaft. Hierin ist Minas mit seinen schönen hochgelegenen Weiden auf der Abdachung der Espinhaço vorangegangen. Vor allem der „Minas-Käse“ und der „Catupyri“ sind auf dem Markte von Rio beliebte Produkte. Die Frischmilchbelieferung entstammt heute den näheren Teilen des Paraibatales. Die Raumweite ist aber so groß, daß selbst innerhalb solcher, der Küste zugewandten Regionen, immer wieder weniger günstig dem Verkehr erschlossene Gebiete auftreten, in denen jeweils altertümlichere und extensivere Formen vorherrschen. Man kann auch Fazenden mit Kombinationen von Kaffeeanbau und Weidewirtschaft beobachten²¹⁾.

Wie aber steht es mit der pflanzlichen Erzeugung, die ja besonders für die stadtnäheren Thünen-Ringe so bedeutsam ist? Zwei Tatsachen muß man sich vergegenwärtigen: erstens die Ernährungsgewohnheiten und zweitens die Möglichkeiten überseeischer Importe. Die Grundnahrung bilden Bohnen und Reis. Reis wird vor allem in den Talungen angebaut. So sind im Paraibatale, zum Teil auf Großgrundbesitz, ausgedehnte Reisfelder entstanden. Auch im Interior findet man fleckenhaft bedeutsame Reisbaugebiete. Dabei tritt eine sehr charakteristische Tatsache in Erscheinung: Der Reis — wie übrigens auch andere Nahrungspflanzen — gedeiht besonders gut auf frischen Waldböden. So sind die Rodungsgrenzen meist nicht nur werdende Gebiete der Exportkultur, sondern zugleich auch ertragreiche Kornkammern von Reis und Mais, die als Zwischenkulturen zwischen dem Kaffee (oder auch dem Kakao in Südbahia) stehen. Das sind auch hervorragende Grundlagen für die Schweinehaltung. Man sieht also, wie unter anderem die düngerlose, mit der Großviehhaltung nicht integrierte Wirtschaft, die auf die natürliche Bodenfruchtbarkeit abzielt, ganz anderen räumlich ordnenden Prinzipien unterliegen kann als unsere Agrarwirtschaft. Damit kombiniert sich die Wirkung des Importes. Bei steigender Lebensführung, wie

²¹⁾ Pedro Pinchas Geiger e Ruth Lyra Santos: „Notas sobre a Evolução da Ocupação Humana na Baixada Fluminense.“ Revista Brasileira de Geografia 1954. Rio de Janeiro. Mit Karte der Produktion. — Myriam Gomes Coelho Mesquita: „Aspectos geográficos do Abastecimento do Distrito Federal em generos alimentícios de base.“ Revista Brasileira de Geografia. 1959. Rio de Janeiro. Mit Kartenskizzen. S. 165 ff.

sie die Städte bieten, steigen die Konsumgewohnheiten und der Weizen und das Weizenmehl dringen auf dem Markte vor. Das ist besonders in den stark europäisch durchsetzten Südstaaten der Fall, aber es gilt doch auch für die übrigen modernen Großstädte. Trotz aller Anstrengungen ist es Brasilien noch nicht gelungen, den Eigenbedarf an Weizen zu decken. Die Weizenimporte sind mit 8% und mehr des Gesamtimportwertes der drittgrößte Einzelposten der Einfuhr. Die Massierung des Bedarfs in den Küstenstädten befördert die Konkurrenz des Auslandes. Die Basierung der Exportwirtschaft auf ein Genußmittel, wie den Kaffee, zwingt auch zu gewissen handelspolitischen Rücksichten gegenüber Tauschpartnern. Hafenzugehörigkeit der Konsumplätze, einseitige Struktur des Exportes und schwierige Erzeugungsverhältnisse (natürlicher und sozio-ökonomischer Natur) wirken der Bildung der mittleren Ringgruppen des Thünensystems entgegen.

Nun darf nicht übersehen werden, daß die tropische Natur eine Fülle sehr ertragreicher, noch wenig durch Sortenwahl und Kultur veredelter Produkte darbietet, die ihrer Art nach teils in den Bereich des Obstes, teils des Gemüses, teils aber auch der Stärkerzeugung fallen. Man denke an die Bananen, Mamão (Carica Papaya), Brotfrüchte (Jaca, besonders bei der ärmeren Bevölkerung beliebt), ölhaltige Palmkerne der verschiedensten Art, tropische Knollenpflanzen wie Maniok, Bataten u. a., ja Wildprodukte, wie die beliebten Palmsprossen (*Euterpe edulis*). Diese Produkte lassen sich auf kleinem Raum und unter sehr primitiven Formen erzeugen. Das sind jene Fruchtgärten, die stets für den Europäer mit dem „Reichtum der Tropen“ verbunden erscheinen und Humboldt in Venezuela zu der Bemerkung veranlaßten, die Natur liefere hier das Zwanzigfache von der Fläche im Vergleich zu Frankreich. In der Tat ist die Summe der kleinen Betriebe, aus denen solche Produkte stammen, nicht gering. Man findet sie aber nicht so sehr entlang den Hauptausfallstraßen, sondern an den Berghängen der Küstenkette, auch am Fuß der Serra do Mar²²⁾. Es sind die typischen Produkte, die auch der indianische Hackbau lieferte, vermehrt um gleichartige Kulturpflanzen aus anderen Tropengebieten. Die Gebirge der Küstenketten, die an das Tijucamassiv beiderseits der Bucht anschließen, sind zerfressen von den Brandrodungsflächen, auf denen in alter Weise mit Hacke und Pflanzstock diese Nahrungspflanzen erzeugt werden. Die Pflanzungen setzen bereits in den Außenvierteln von Rio ein, und man kann von der Stadt aus die Feuer der Roça-Brände beobachten. Auch einige der Inseln in der Guanababucht sind seit alters Lieferanten solcher Produkte für den Markt. Sehr auffallend sind die Bananenzonen. Man findet sie häufig am Fuß der Serren, so etwa bei der Fahrt in die Serra do Mar, oder

²²⁾ Notas sobre a ocupação humana da Montanha do Distrito Federal. Von Nilo Bernardes. — In: Revista Brasileira de Geografia. 1959. S. 363 ff. Abb.

selbst in den Felsklippen von Vitoria. Man trifft sie wieder kurz vor dem Anstieg zum Hochland in den Tälern von Minas, wo örtlich geradezu an die Yungas gemahnende Bilder auftreten. Aber diese Produktion arbeitet noch keineswegs nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Die Einkommen sind gering. Im Sinne der Fragestellung dieses Vortrages stellen sie kaum einen Aktivposten für die Hebung des Lebensstandards dar.

Bei der Erzeugung der hochwertigen Gemüse, die den Konsumgewohnheiten der Europäer entsprechen, steht man wieder vor der Tatsache der überseeischen Konkurrenz. Bei Teofilo Otoni zum Beispiel, tief im Binnenlande, meinte ein Bauer deutscher Abkunft achselzuckend, was es denn nütze, Kartoffeln zu bauen, wenn holländische Kartoffeln in der Stadt billiger importiert werden könnten. Argentinisches Gemüse und Obst, auch nordamerikanische Citrusfrüchte u. a. m. trifft man reichlich auf dem Markt von Rio, der unmittelbar am Hafen liegt²³⁾. Eine zweite Möglichkeit bieten die Hochzonen in den Serren dar. Hier gedeihen auch europäische Gemüse gut. Fährt man von Petropolis etwa nach Theresopolis und Novo Friburgo, so trifft man überall in den kleinen „alveolas“, den mandelförmigen Becken mit Alluvialböden inmitten der bizarren Felslandschaft, auf den Anbau von Gemüsen aller Art. Manche kleinen Täler sind bereits sehr spezialisiert und zeigen prächtige und hochwertige Blumenkulturen. Die Erzeugnisse werden oft schon in Straßenständen angeboten, und der „Carioca“ (Bewohner von Rio) nimmt bei der Rückkehr von dem Ausflug in die Höhe seinen Bedarf in die Stadt mit. Abseits trifft man Maultiertropas, die aus entfernteren Gebieten an die Sammelstellen, bis zu denen die Lastkraftwagen kommen, ihre Transporte bringen. Nur zu häufig ist auch hier die Sozialstruktur ungünstig. Die Erzeuger sind meist Pächter auf Großgrundbesitz. Der Eigentümer des Bodens aber ist zugleich der Transporteur der Erzeugnisse in die Stadt und liefert über seine „Venda“ den Gegenbedarf an Konsumgütern für den Landmann. Ungenügende Honorierung von Qualitätsproduktion — ein weitverbreitetes Übel in der brasilianischen Landwirtschaft — steht dem Wirtschaftserfolg der Pächter ebenso entgegen, wie die übrigen Mißstände eines solchen Abhängigkeitsverhältnisses. Auch in Espirito Santo sind die deutschen Bauern in den Hochgebieten der Serra zu solcher Gemüseproduktion übergegangen. Eine ganz neue Bewertung der Böden setzte ein. Das Interesse wendete sich von den erschöpften Hängen, an denen der Kaffeeanbau zurückgeht, zu den zum Teil durch die Bodenabspülung erst angereicherten Talböden. Hier sind fast beetartige kleine Flächen Gegenstand kommerzieller Spe-

²³⁾ Gerade auf den Anbau der Citrusfrüchte setzte man bei Rio de Janeiro große Hoffnungen. „Boom“-artig breiteten sich die Kulturen aus. Aber die Erwartungen erfüllten sich nicht. Viele der Kulturen machen einen dürrtigen Eindruck.

kulation für den Anbau von Zwiebeln, Kohl, Tomaten und Gemüse aller Art. Das Hinauftreiben der Bodenpreise ist erstaunlich angesichts der doch immerhin recht weiten und schwierigen Transportwege zum Markt. Man vermißt noch immer, daß sich kooperative Genossenschaften durchsetzen, die dem Erzeuger einen besseren Gewinn sichern. Die Gründe, die dem Ausbau des Genossenschaftswesens entgegenstehen, können hier, so interessant und auch für das Thema bedeutungsvoll sie sind, nicht erörtert werden.

Eine sehr bemerkenswerte Sondererscheinung stellen die japanischen Bauern dar. Diese trifft man besonders in der Umgebung von São Paulo. Bis in die Vorstädte hinein sieht man die japanischen Bauern in ihren sorgfältig angelegten Gartenkulturen arbeiten. Den Japanern ist es gelungen, einen sehr wesentlichen Beitrag für das hier behandelte Problem zu liefern. Sie haben es verstanden, aus den abgewirtschafteten Plantagen etwas Neues zu machen. Hier kann man das beobachten, was so dringend wichtig ist: eine Sukzession hochwertigerer Marktkulturen für den Binnenmarkt nach dem Verschwinden der Weltmarktproduktion. Noch ein weiteres Problem haben die japanischen Bauern gelöst: das der Düngung. Bei ihren Kulturen fehlt nie der sorgfältig behandelte Komposthaufen. Düngung fehlt zwar nicht ganz bei den deutschen Kolonisten der Serra do Mar, wo man etwa in den randlichen Tälern um Petropolis bei ihren Höfen Misthaufen wie in den Dörfern der alten Heimat finden kann. Düngung fehlt auch nicht in manchen Gebieten kleiner Bauern im Nordosten in der Nachbarschaft von Weidebetrieben. So findet man etwa im Nordeste, daß der „curral“-Mist über weite Strecken (bis zu 100 km und mehr) auf Ochsenwagen herantransportiert wird. Man gewinnt jedoch den Eindruck, daß die japanischen Kompostierungsmethoden in Verbindung mit der auch sonst überlegenen Anbautechnik größere Erfolge erzielen. Selbst senkrecht unter dem Äquator verstanden bei Macapá (in Amapá) am Amazonas die Japaner, prächtige Gemüsegärten anzulegen, in denen auch Kohlköpfe produziert wurden. Auf jungem, staatlichem Kolonisationslande in Bahia wurden japanische Bauern aus São Paulo angesetzt, um Lehrmeister für einheimische und europäische Siedler zu werden. In kürzester Frist waren sie zu Handelsgärtnern geworden, die mit eigenen Lastwagen und mit der Hilfe von Lohnarbeitern ihre Tomaten und ihren Kohl nach dem über 100 km entfernten São Salvador absetzten. Natürlich fehlten auch hier — in kaum 200 m Meereshöhe unter 12 Grad Breite — bei den Kulturen die Komposthaufen nicht.

Was diese Beobachtungen lehren, sind die besonderen Schwierigkeiten, die in einem Lande wie Brasilien aus natürlichen, wie historisch bedingten sozio-ökonomischen Verhältnissen heraus der Sukzession von inten-

siveren landbaulichen Betriebsformen entgegnetreten. Der Begriff der „Wirtschaftsformation“, wie ihn Waibel prägte, zeigt hier seine ganze Bedeutung. Indem der Begriff der Wirtschaftsformation die Totalität der Erscheinung — Eingriff und Umgestaltung der Landschaft, Methode der Erzeugung, Betriebsform und Produktionsziel und die Sozialstruktur einschließt, macht er erst die ganze Problematik der Sukzessionsdynamik sichtbar.

Wenden wir nach diesen Beobachtungen uns den jungen Erschließungsgebieten in Espirito Santo nördlich des Rio Doce zu, so öffnen sich hier zahlreiche Aspekte, die wir aber nur kurz streifen können. Das Neuland nördlich des Rio Doce wurde, wie seinerzeit Maull schon schilderte, erst etwa seit 1916 in Angriff genommen²⁴⁾. Heute stellt es eine lebhaftere Frontierzone dar, die letzte zwischen dem Ausstrahlungsbereich von Rio und dem von Bahia. Hier fallen in unseren Tagen die letzten Reste primären Küstenurwaldes. Von Süden her dringt die Zuwanderung ein, sowohl auf dem Boden von Minas, wie auf dem von Espirito Santo. Das hat u. a. dazu geführt, daß ein zwischen beiden Staaten strittiges Gebiet als ein eigener statistischer Bezirk „Serra dos Aimorés“ ausgeschieden wurde. Die Formen der Landnahme unterscheiden sich von den älteren südlichen vor allem darin, daß hier nicht unter staatlicher Initiative ethnisch geschlossene Kolonien angelegt werden. Voran geht häufig die Landspekulation in Verbindung mit der exploitativen Holzwirtschaft, die vor allem für die Erstellung der Wege wichtig ist. Im übrigen überwiegt der spontane Zuzug von Kolonisten. Natürlich gibt es auch hier freiwillige Zusammenschlüsse, sei es, daß sich etwa eine protestantische Gemeinschaft von Mineiros zusammenfindet, oder daß aus den alten Siedlungsgebieten südlich des Doce nachbarschaftliche Gruppen zusammensiedeln, in denen dann doch wieder die gemeinsame Abstammung eine Rolle spielt. Aber in gewisser Weise ist dies gesuchte Land nördlich des Doce eine Art von Schmelztiegel geworden.

Auf die Einzelheiten einzugehen kann hier nicht der Ort sein. Aber wesentlich ist doch, daß die alten Anbaugewohnheiten beibehalten werden. Wie seit vier Jahrhunderten wird hier der Wald geschlagen, gebrannt, und in die Asche werden die ersten Kulturen gepflanzt. Neben den jungen Kaffeekeimlingen stehen Mais, Bohnen, Bataten, Maniok, Papaya, Bananen in bunter Mischung, wie nur je auf einem indianischen „conuco“. Auch hier bietet der fruchtbare Neulandboden einen Überschuß an Nahrungsmitteln, auf dem dann eine kräftige Schweinezucht aufbaut. Es

²⁴⁾ Otto Maul. Vom Itatiaia zum Paraguay. Ergebnisse einer Forschungsreise durch Mittelbrasilien. Leipzig 1930. — Gottfried Pfeifer: Eine Reise durch Mittelbrasilien. Mai, August 1950. Deutscher Geographentag Frankfurt 1951. Remagen 1951. — Walter Alberto Egler: „A zona pioneira ao Norte do Rio Doce“. Revista Brasileira de Geografia. Ano XIII. Rio de Janeiro Conselho Nacional de Geografia. 1953.

ist die eigentümliche Art einer solchen auf dem Neulandboden basierenden Spekulationswirtschaft, daß alles unmittelbar vor dem Walde ansteigt: die Dichte des Verkehrs, die Menge der Menschen, die Lebhaftigkeit der Bewegung, die Erträge der Landwirtschaft, des Kaffee wie der Nahrungsmittelproduktion — und natürlich auch die Bodenpreise. Man bekommt von der Peripherie zum Markt geradezu ein umgekehrtes Gefälle als man erwarten sollte!

Neben den sicheren Aussichten, daß auch hier einmal dieselben rückgängigen Erscheinungen eintreten werden — man findet sie schon vielerorts —, entsteht das sehr typische brasilianische Dilemma der wachsenden Transportentfernung zwischen den optimalen Erzeugungsgebieten und den Küstenmärkten. Angesichts der Größe und Weite des Landes darf man dies Problem nicht gering anschlagen. Ständig wachsen die Anforderungen an den Vortrieb von neuen Straßen. Rückwärts müssen weite, relativ ertragsarme Gebiete durchfahren werden. Das hat besonders für die Eisenbahnen sehr nachteilige Folgen gehabt. Diese haben stets darunter gelitten, daß bei teuren Erstehungskosten — man denke an die Natur eines feucht-tropischen Waldgebirgslandes — zwischen Produktionsstätten und Hauptmärkten lange, frachtenmäßig dürre Strecken liegen. Alle brasilianischen Eisenbahnen arbeiten mit zum Teil katastrophalem Defizit — und das in einem Lande, wo der gute und leistungsfähige Verkehr alles bedeutet!

Doch nicht nur die bäuerliche Kolonistenbewegung erschließt heute das nördliche Espirito Santo. Auch von Bahia her, also aus dem nördlichen historischen Zentrum drängen *Ausbreitungsbewegungen* südwärts. Zwei Formen sind dabei charakteristisch. Erstens ist es der Kakaoanbau. Um 1916 entstanden die ersten großen kapitalistischen Plantageunternehmen im Deltagebiet des Rio Doce, also in räumlicher Sonderung von den im Bergland liegenden bäuerlichen Kaffeekolonisationsgebieten. Zum Zweiten dringen auch Weidefazenden vor. Wie im südlichen Bahia, kann man beobachten, daß in Espirito Santo neben dem Kakaoanbau auch die Weidewirtschaft den Wald verschlingt. Diese Fazenden aus dem Norden arbeiten meist mit abhängigen Arbeitskräften, die häufig am Rande der Fazenda im Walde ihre typische Roça-Rodung für den Eigenbedarf anlegen. Die meist sehr viel dunkleren Menschen, die wohl aus der alten nördlichen Plantagen-Sklavenbevölkerung abstammen, bringen eine andere Tönung in das Menschenbild des nördlichen Espirito Santo herein.

Gerade hier im nördlichen Espirito Santo wird noch einmal besonders deutlich, welche Gründe es bisher waren, die die Besiedlung im Bereich des Küstenwaldes festgehalten haben. Es sind die alten Anbaumethoden und das Streben nach dem Anteil an der Erzeugung der alten, auf den

Weltmarkt abzielenden Produktionen. Bei der mangelnden Integration von Landwirtschaft und Viehzucht fehlt die Düngewirtschaft. Man versucht, dies sei hier erwähnt, sie vor allem durch Zwischenschaltung von stickstoffanreichernden Gründungspflanzen zu ersetzen. Aber es fehlt noch die sichere Bewältigung des Problems der Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit. Das Streben nach dem produktiven Neulandboden führt zur Umkehrung der normalen Beziehungen in der Anordnung der Intensitätszonen um den großen Markt. Es werden weite Strecken verwirtschaftet, daraus erklärt sich die niedrige Ziffer für den Anteil der „lavouras“ (2,2 %!). In ungünstigem Maße wachsen die Transportentfernungen. Man braucht nicht darauf hinzuweisen, daß bei diesen räumlichen Verhältnissen auch der Verlustanteil an der Erzeugung sehr hoch ist, der durch das Verderben der Güter entsteht. Alles das sind Belastungen, bei denen die natürlichen und die sozio-ökonomischen Faktoren eng ineinandergreifen. Oft ist es schwer, hier ein Rezept vorzuschlagen, das wirklich Änderung verspricht²⁵⁾.

b) Goiás und die neuen Industrien bei Belo Horizonte

Ich muß mir versagen, auf die Zustände in Goiás in gleicher Ausführlichkeit einzugehen, die in mancher Hinsicht die Probe auf das Exempel abgeben. Hier liegt noch einmal eine größere Waldinsel: der „Mato Grosso“ von Goiás. Mit magnetischer Kraft hat diese in dem Augenblick, in dem die Waldreserven an der Küste zu Ende gingen, die Siedler an sich gezogen²⁶⁾. Seit 1935 die Eisenbahn bis dicht an den Wald herangeführt worden war, blühte das zentrale Goiás auf. Hier entstanden Neustädte wie Anapolis, auf spontaner Wurzel, und Goiania, eine auch urbanistisch interessante Staatsplanung — ein Vorläufer von Brasília in kleiner Ausgabe. Nach dem Prozentsatz berechnet, übertraf in der Dekade 1940 bis 1950 Goiás alle anderen Gebiete, sogar São Paulo (Staat) in der Zunahme der Bevölkerung (47,11 %). In den Munizipien des Mato Grosso erreichten die Wachstumsprozente sogar 111 %. Die Produktionsgrundlage waren Kaffee und Reis. Man erreicht hier noch einmal die äußerste, am tiefsten im Innern gelegene Ausbreitungsgrenze von dem gleichen Typus, der bisher die Küste beherrschte. So sind auch die Methoden die gleichen geblieben. Zu Ende der Trockenzeit liegt als schwere trübe Glocke der Höhenrauch der Brände über dem Staat. Die Wälder fallen, der Boden wird gebrannt, im Neuland sprossen die Siedlungen, jedes neue Munizip zeigt einen besonders hohen Anteil an den

²⁵⁾ Ein besonderes Kapitel bilden die Schädlinge. Die „sauva“, die Wanderameise, folgt dem Kolonisten. Ihre Schäden sind enorm. ES kommen Verluste bis zu 75 % der Ernte vor!

²⁶⁾ Speridião Faissol: „O Problema do Desenvolvimento Agrícola do Sudeste do Planalto. Revista Brasileira de Geografia. Rio de Janeiro 1957. — Leo Waibel: „Uma viagem de Reconhecimento ao Sul de Goiás. Revista Brasileira de Geografia. Ano IX. Rio de Janeiro. Conselho Nacional de Geografia. 1947.“

Produktionsmengen. Eine Welle von optimistischem Geist durchweht den ganzen Bezirk.

Am Almas, der bereits über den Tocantins zum Amazonas fließt, hat man eine bundesstaatliche Kolonie „Ceres“ angelegt. Sie sollte zur Selbsthaftmachung des fluktuierenden ländlichen Bevölkerungselementes dienen. Die Bewerber, denen der Boden gratis zur Verfügung gestellt wurde, waren sorgfältig ausgewählt, es sollten Lusobrasilianer sein²⁷⁾. Heute, so muß man feststellen, ist das Land dieser Kolonisten zum großen Teil bereits wieder in die Hände städtischer Eigentümer, von Kaufleuten und Unternehmern übergegangen, die auf ihren Kolonien nun Pächter angesetzt haben, so daß, vom sozialen her gesehen, der Erfolg ausgeblieben ist. Es ist offenbar höchst schwierig, diesen traditionellen Entwicklungsgang, der zur Bildung von Absentee-Großbesitz und Pächtern oder fluktuierenden Landarbeitern führt, zu vermeiden.

In enger Nachbarschaft mit der Kolonie liegen ausgedehnte Latifundien von spekulativen Großunternehmen aus São Paulo. Da sind noch einmal Plantagen entstanden mit riesigen, in die Wälder gerodeten Kaffeepflanzungen. Neben dem Haus des Managers liegen die Verwaltungsgebäude und die Aufbereitungsanlagen, und man erblickt an den Rändern des Waldes die langen Straßendörfer der Plantagenarbeiter. In den Erntezeiten strömen Wanderarbeiter herbei, um den Bedarf der Arbeitsspitze zu decken. Diese Hinwendung nach Goiás wurde noch dadurch gesteigert, daß in Paraná 1952 und 1953 Schadenfrostjahre auftraten, die gewaltige Verluste — in einem Jahre standen 13 Millionen Kaffeebäume des morgens „glitzernd wie Weihnachtsbäume“ unter Rauhfrost — herbeiführten. Im Süden hat man die klimatische Kaffeegrenze erreicht. Goiás als echt tropisches Gebiet verspricht noch einmal die Möglichkeit, den Anbau auszudehnen, zumal gerade im Bereich des Mato Grosso auch fruchtbare Roterden auftreten.

So bieten diese Verhältnisse kaum etwas grundsätzlich Neues. Gerade in diesem so entlegenen binnenländischen Gebiete war es interessant zu beobachten, welche Bedeutung die Frage der alten kolonialen Landtitel für die Erschließung und Entwicklung besitzt. Goiás war noch im 18. Jahrhundert in die Zone der Goldsuche und danach der extensiven Weidewirtschaft einbezogen worden. Trotz der dünnen Besiedlung gab es also in weiten Gebieten bereits eine Decke alter Landbesitztitel, ehe der „boom“ eintrat. Selbst so tüchtige Geschäftsleute wie die

²⁷⁾ Hierzu auch: Excursion Guidebook No. 1. The west central plateau and Mato Grosso „Pantanal“. By Fernando Flávio Marques de Almeida and Miguel Alves de Lima. Engl. Übersetzung von Richard P. Momsen jr. Eighteenth International Geographical Congress. Rio de Janeiro. 1956.
Vgl. L. Waibel a. a. O. und Lima, Miguel e Almeida, F. F. Marques de, „The West Central Plateau and Mato Grosso Pantanal“, 129 pp. XVIII. Int. Geogr. Congr. — Guidebook no. 1.

Paulistaner Großunternehmer täuschten sich. Eine der größten Firmen war in schwierige Landprozesse verwickelt. Und noch weiter im Norden, wo sich Kolonisten in ganz entlegenem Waldlande niedergelassen hatten, kam es zu unerfreulichen, ja blutigen Unruhen, als von den Inhabern alter Besitztitel Miliz eingesetzt wurde.

Zwischen Goiás und dem Küstenwalde liegt das Hochland von Minas Gerais. Dort wurde um die Jahrhundertwende die Stadt Belo Horizonte gegründet. Sie hat sich aus dem Nichts zu einer blühenden Großstadt

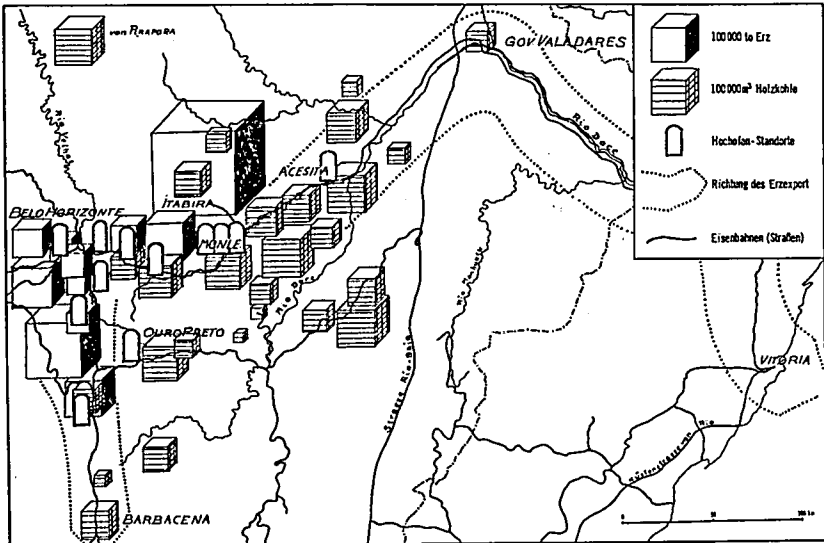


Abb. 11: Erzförderung (1951), Holzkohlenproduktion (1951) und Hochofenstandorte in Minas Gerais

von rund 500 000 Einwohnern in etwas mehr als einem halben Jahrhundert entwickelt. Eine geglückte Gründung einer neuen Hauptstadt, deren City mit stattlichen Hochhäusern prunkt. Sie liegt auf der Nordseite der eisenhaltigen Serra Curral und blickt nach Norden in das Tal des Rio São Francisco, wo die Dichte der Besiedlung absinkt und ein echter „sertão“ einsetzt. Das nördliche Minas und das São-Francisco-Tal sind Notstandsgebiete geblieben. Die Stadt hat wenig zur Verdichtung der Bevölkerung beigetragen. Im Gegenteil, das nördliche Binnenland von Minas blieb ein Gebiet starker Entvölkerung. Dabei waren die Absichten bei der Gründung und der Verlegung der Hauptstadt-Funktion aus dem alten Ouro Preto in diese Grenzzone zum „sertão“ die gleichen,

wie sie heute für Brasilia geäußert werden. Nicht die zentrierende, sondern vor allem die ausstrahlende Kraft der Stadt hatte man erhofft (Abb. 11).

Ein großer Teil der Blüte Belo Horizontes beruht dagegen auf der schnell emporwachsenden Industrie. Die Gründe sind deutlich. Überall stehen hochwertige Eisenerze an. Auch hier bieten sich dem Geographen einige eigentümliche Beobachtungen, die nur kurz skizziert werden sollen, da bereits an anderem Orte auf die Verhältnisse eingegangen wurde²⁸⁾. Die bedeutendsten Vorkommen liegen östlich von Belo Horizonte, noch im Waldlande (Itabira), während die Stadt bereits im Campo Cerrado entstand. Die neuen Eisenindustrien sind nun in dem Waldland selbst angelegt worden. Die Gründe dafür werden deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es in Minas an Kohlen fehlt. Nur das Holz steht für die Verhüttung zur Verfügung. Im Tal des Piriçicaba, der dem Rio Doce zustrebt, findet man hier das große Werk von Monlevade, der „Belgo-Mineira“, um das eine ganze Minenstadt europäischer Prägung gewachsen ist. Noch weiter abwärts liegt u. a. das neueste Werk, jünger noch als Volta Redonda, Acesita, in dem Spezialstähle hergestellt werden sollen. Mitten in ehemaligem Waldlande liegt das Acesita auf einem breiten Talboden nur in 200 m Höhe in echtem, feuchtem Tropenklima in einer schwülen Talluft. Es ist eine Staatsplanung wie Volta Redonda.

Die Besonderheiten ergeben sich aus der Holzkohlenverhüttung. Bereits die älteren Phasen der Erzwirtschaft, so schon des Goldbergbaus, hatten die Waldbestände gelichtet. Heute stellt der enorme Verbrauch an Holz einen eigentümlichen Produktionsfaktor dar. Diese Werke müssen sich den zukünftigen Holzbedarf sichern. Holzkohle für Monlevade kommt aus Entfernungen bis zu 500 km! In weitem Umkreis sind die Wälder verschwunden oder haben sich in eine Art von Niederwald verwandelt. Besonders waldfreundlich sind die gewerblichen Unternehmen, die sich auf die Holzkohlenerzeugung spezialisieren und ohne Rücksicht auf den Nachwuchs die Ausbeute betreiben. Die Eisenhütten sichern sich ihre Holzreserven, indem sie Großgrundbesitz erwerben. Auch die Industrie führt hier zu Latifundienbesitz! Diese Großbesitze werden möglichst gegen das Eindringen von Anbau geschützt, damit die Waldbrandrodung nicht um sich greift. So sind in der Tat weite Gebiete noch mit Wald bedeckt. Daneben betreibt man die Aufforstung mit Eukalyptus, der sich deshalb empfiehlt, weil man den Baum bereits nach 15 Jahren für die Verkohlung schlagen kann und dann noch ein Nachwuchs erfolgt.

²⁸⁾ G. Pfeifer. „Beobachtungen im Bergbau und Hüttengebiet...“ op. at. — Livret Guide No. 2. Zone Métallurgique de Minas Gerais et Vallée du Rio Doce. Par Ney Strauch. Übers. ins Französische von Lucien Pouessel. XVIII Congrès International de Géographie. Brésil 1956. Rio de Janeiro 1956.

Der Minendistrikt ist durch eine Bahn mit 1-m-Spur erschlossen, die zum unteren Rio Doce führt und bei Vitoria endet. Auf ihr rollen die größten Exportmengen Brasiliens²⁹⁾ aus dem Bezirk von Itabira zum Hafen Vitoria. Man fragt sich, warum nicht überhaupt die Hafenstadt für die Erzverhüttung ausgewählt wurde, da man dorthin über See die Kokskohle billig einführen könnte. In der Tat sind neuerdings Pläne zum Aufbau einer Stahlindustrie bei Vitoria in der Ausführung begriffen. Überdies bevorzugt die Tarifordnung der Bahnen den Transport von Erz im Vergleich zu dem von rohverarbeiteten Eisenwaren im Verhältnis von 1:4. Man wird hier nicht zuletzt auf die bundesstaatliche Struktur verweisen müssen. Mit einer gewissen Eifersucht wachen die Staaten auf die Verwertung der Rohstoffe im eigenen Territorium. Daß daneben eine Scheu vorliegt, die Schwerindustrie in unmittelbarer Küstennähe aufzubauen, zeigte die Gründung von Volta Redonda, das man im Paraibatal anlegte — um es u. a. strategisch zu sichern.

Die jüngsten Werke der Eisen- und Stahlindustrie entstehen jedoch bei Belo Horizonte, d. h. auf dem Hochlande, außerhalb des Waldes. Hier liegt u. a. das große Mannesmannwerk. Dessen eine Standortsbasis bilden die nahegelegenen eigenen Erzvorkommen sowie die günstigen Verträge für die Elektrizitätsversorgung und der Anschluß an zwei Bahnlinien. Die Verhüttung wird bei Mannesmann in elektrischen Niederschächöfen nach einem schwedisch-amerikanischen Verfahren vorgenommen. Die Holzkohle scheidet als Rohstoff vollkommen aus. Die zur Verhüttung notwendigen Kohlen kommen mit der Bahn von der Küste, was immerhin doch einen Kostenzuwachs bedeutet. Die Elektrizität als Basis für die Industrie stellt zweifellos eine zukunftsreiche Entwicklung dar. Allerdings muß man zur Zeit noch mit jenen überall in Brasilien vorhandenen „Wachstumsschwierigkeiten“ rechnen, die darin bestehen, daß die Stromkapazitäten zeitweise nicht ausreichen.

So wird auch im Bergbaudistrikt die Ausnutzung der Wasserkräfte kräftig vorangetrieben³⁰⁾. Am San Antonio ist bei Salto Grande ein Stauwerk im Ausbau, das sowohl für Acesita wie für Belo Horizonte Strom liefern soll. Ganz große Ausmaße wird aber weiter nördlich im Rio-São-Francisco-Tal der Bau des Três-Marias-Staudamms³¹⁾ annehmen, der bereits oben erwähnt wurde. Hier berührt sich die Industriali-

²⁹⁾ s. o. S. 144.

³⁰⁾ Vgl. Kärtchen in Livret Guide No. 2. im Anhang.

³¹⁾ Für die Entwicklung des Rio São Francisco Tales ist die „Comissão do Vale do São Francisco“ zuständig. Über die geplanten Werke am São Francisco orientiert: „Represamento do São Francisco. Aproveitamento Hidro-Eléctrico na Foz do Borrachudo em Minas Gerais, Barragem „Três Marias“. Rio de Janeiro 1954. Die Literatur über das Planungsgebiet im São Francisco Tal ist sehr groß. Als Einführung in die Probleme des Sertão am mittleren São Francisco: Jorge Zarrur: „A Bacia do Médio São Francisco. (Uma Análise Regional). Bibliotheca Geográfica Brasileira. Publ. No. 4. Series Livros. Conselho Nacional de Geografia. Rio de Janeiro 1946.

sierung von Minas bei Belo Horizonte mit den großen Entwicklungsplänen zur Behebung des Notstandes am Rio São Francisco — eines der großen Projekte, die hier nicht mehr als nur erwähnt werden können.

Grundsätzlich ist auch in Minas Gerais die Bedeutung der Initiative der öffentlichen Hand deutlich zu spüren. Die Risiken für die Entwicklung einer Schwerindustrie so nahe der Grenze des „sertão“ sind zu groß, als daß sie ohne staatlichen Rückhalt getragen werden können. Für den Absatz bedeutet vorläufig die vor dem Werk in das Innere sich dehnende Raumweite noch wenig. Die Produkte rollen wieder zurück an die Küste, in den Raum der großen Städte und der Industrien — oder sogar in die Bahnen des Exportes innerhalb Südamerikas und nach Übersee. Die reinen Theorien der industriellen Standortlehre genügen hier nicht mehr für die Analyse.

Nur kurz zu streifen vermag ich die naheliegende Frage, wie sich die menschlichen Kräfte darbieten, die beim Aufbau einer Neulandindustrie eingesetzt werden können. Man muß auf sie zurückgreifen! Nirgendwo in der Welt wird eine investierende Industrie daran vorbeikönnen, daß die bereits vorhandenen örtlichen Kapazitäten ihre Ansprüche auf Mitbeteiligung beim Aufbau, unterstützt von der Öffentlichkeit, anbieten. Ohne Enttäuschungen geht es dabei nicht immer ab, und auch Mannesmann weiß davon ein Lied zu singen. Grundsätzlich aber begegnet man in Brasilien einer großen Fülle von Unternehmertypen. Der brasilianische Charakter schließt Schwung, weitausschauende Phantasie und Aktivität ein, allerdings fehlt es häufig an Nachhaltigkeit und Kraft im zähen Durchhalten. Bestehende Projekte verlieren rasch das Interesse, wenn ihre Unterhaltung schwierig wird.

Auch die Arbeiterfrage wurde im Werk eher positiv beurteilt. Man muß auch in Brasilien mit unterschiedlichen Menschentypen rechnen. Der Mann aus dem Nordosten gehört zu den besten, verlässlichsten und auch willigsten Arbeitern in Brasilien. Die Flucht aus Notstandsbedingungen natürlicher und auch sozialer Art, deren er sich nicht erwehren kann, darf nicht zu einem falschen Urteil führen. Entscheidend ist auch hier die richtige Hand bei der Anlernung und bei der Menschenbehandlung³²⁾. Ein wichtiger Faktor sind die sozialen Arbeitergesetze, die seit der Zeit von Getulio Vargas eingeführt sind. Der Aufbau Brasiliens vollzog sich in der Mentalität des 20. Jahrhunderts. Die Wurzeln der Regierung von Getulio mögen sehr heterogen und durchaus brasilianisch sein, aber die sozialen und faschistischen Tendenzen der Zeit hat auch er in seiner Diktaturperiode genützt. Wie in vielen Entwicklungsländern gehen viele

³²⁾ Vgl. zu dem Problem: Rudolf Lenhard: „Die Ausbildung des Facharbeiternachwuchs in Brasilien.“ — Staden-Jahrbuch. Beiträge zur Brasilkunde. Band 6. 1958. S. 53 ff. Instituto Hans Staden. São Paulo.

einander dem Anschein nach widerstrebende Tendenzen nebeneinander her. Der Wunsch, Fremdkapital zur Investierung im eigenen Lande anzulocken, wie gleichzeitig der Wunsch, sich aus internationalen Kapitalverflechtungen freizumachen und zu nationalisieren. Große Chancen für den Einzelunternehmer, der kühn die zukünftigen Notwendigkeiten ins Auge faßt und rücksichtslos die noch offene politische und soziale, die sich noch entwickelnde Ordnung der Zustände ausnutzt — und andererseits der Wunsch, die modernste soziale Gesetzgebung durchzuführen. Institutionelle Ordnung und wirkliches Leben liegen hier, wie auch sonstwo, miteinander im Ringen.

c) Amazonien

Fliegt man des nachts von Rio de Janeiro zum Amazonas nach Belém, so wird die dunkle Ungeheuerlichkeit des Raumes zum vorherrschenden Erlebnis. Sehr bald verschwinden die Lichter der Großstadt, die Perlen der Straßenbeleuchtung, die einsam dahinziehenden Scheinwerfer der Automobile. Dunkelheit breitet sich aus. Selten nur noch Lichter, bisweilen ein trübrotes Feuer einer noch brennenden Roça. Noch ist Brasilien weithin ein menschenleerer Kontinent. Wie anders ein Flug über die Vereinigten Staaten, wo kaum je die lichtfunkelnden „Mainstreets“ großer und kleiner Ortschaften ganz aus dem Blickfeld verschwinden.

Die Weiterführung der Flugreise von Belém nach Manaus entrollt das Panorama dieser einzigartigen Landschaftsregion. Im August sind die sommerlichen Hochwasser noch nicht ganz verlaufen. Die Überschwemmungsbecken bilden Riesenseen, aus denen die breiteren oder schmaleren gewundenen Waldstreifen auf den Uferwällen beiderseits eines „paraná“ herausragen. Geht der Flug über die „terra firme“, die Tertiär bedeckten überschwemmungsfreien Platten, so ist die einem dichten, flockigen Teppich gleichende Hylaea noch ungebrochen³³⁾. Alle Farben des Grün, dazu gelbliche, braune und rötliche Töne kleiden das Walddach. Näher dem Strom dringen förenartig gefingerte Wasserbuchten hinein, die offenbar einem ertrunkenen Talsystem folgen. Überhaupt läßt das Waldkleid doch die oft sehr eigenartig angeordneten Formen hindurcherkennen. Die Anwesenheit des Menschen wird nur entlang den Ufern über längere Strecken hin deutlich. Man sieht allerdings kaum etwas von den bescheidenen, meist auf Pfählen errichteten kleinen Hütten, die am Ufer stehen. Sie verschwinden unter dem Laubdach. Aber man erkennt, daß hier und dort in schmalen Streifen der Wald wie von Motten zer-

³³⁾ Vgl. Harald Sioli. a. a. O. Erdkunde. — Derselbe: „Die Fruchtbarkeit der Urwaldböden des brasilianischen Amazonasgebietes und ihre Bedeutung für eine zukünftige Nutzung.“ — Staden-Jahrbuch. Beiträge zur Brasilienkunde. Band 5. 1957. Instituto Hans Staden. São Paulo.

fressen aussieht. Das sind die Zeugnisse der „roça“-Tätigkeit, der Brandrodungswirtschaft. An der Zunahme dieser Flächen macht sich die Annäherung an Manaus geltend, immerhin leben im Umkreis dieser seit der Gummizeit berühmten Stadt über 100 000 Menschen. Eigentümliche, flußhufenartige Besitzstreifen zeichnen sich am Hauptstrom und auf der Careiro-Insel bei Manaus ab. Eindrucksvoll fließen die dunklen Wasser des Rio Negro noch unvermischt neben den rötlich-gelben, keineswegs „weißen“ Wassern des Solimões (Amazonas). — Dann empfängt ein ganz kleines Flugplatzgebäude in den modernen und spritzigen Formen brasilianischer Architektur den Reisenden. Der Omnibus führt über bereits asphaltierte Straßen an einer brandneuen — von der Regierung finanzierten Textilfabrik für die Bearbeitung von Jutefasern vorbei in die Stadt. Neben den phantastischen Villen der einstigen Kautschukkönige, neben dem berühmten, heute bereits vom Zerfall benagten Opernhaus, dessen löchrige Kuppel über dem Platz thront, den das Lissabonner Wellenmosaik des Pflasters ziert, neben der ganz im Kolonialstil gehaltenen Plaza liegen dann bereits auch modernste Bauten. Die großen Kaianlagen sind so eingerichtet, daß die Brücken sich in Scharnieren bewegen und die schwimmenden Piers mit den Fluten steigen und sinken können. Draußen „auf der Reede“ liegen ozeangängige Dampfer. Manaus ist ein Kind des ausgehenden 19. Jahrhunderts in seiner Grundgestalt. Natürlich fehlen auch hier nicht die Quartiere der ärmeren Bevölkerung. Es gibt keine „favela“-Berge, aber es gibt Pfahlbauten entlang den „igarapés“, eben jenen „fördenartigen“ Ingressionsbuchten, die in die „terra-firme“-Platte eingreifen, auf der die eigentliche Stadt liegt ³⁴⁾.

Ganz anders bietet sich an der Mündung des Para-Armes die alte Stadt Belém. Auch sie schiebt sich auf einer „terra-firme“-Platte an den Fluß heran, wo ein mächtiges Fort mit seinen Bastionen den kleinen, in der Ebbe trocken fallenden Hafen beschützt. Ein Wald von Masten kleinerer und größerer Segler füllt das Hafenbecken. Zwischen den Kiehlen laufen die Geier herum, um bei der Ebbe den Abfall zu vertilgen. Es sind dies die Flotten jener Segler, die zur Zeit der einsetzenden Passatwinde die Händler (regatão) stromaufwärts tragen. Bis in fernste Verzweigungen des Stromnetzes hinein halten sie die einsamsten Siedler mit der großen Hafenstadt an der Mündung in Verbindung — und in Abhängigkeit. Nur zum Teil erst haben Dampfer oder mehr noch Motor-

³⁴⁾ Die brasilianische Literatur über den Amazonas ist sehr groß. Hervorragend sind die Aufsätze von Pierre Gourou: „Observações geográficas na Amazônia.“ Primeira Parte. Revista Brasileira de Geografia. ano XI. 1949. — Segunda Parte ibid. ano XII. 1950. Rio de Janeiro. Die inhaltreichen Aufsätze berühren viele Fragen, die hier nicht zur Sprache kommen konnten.
Zu Belém: Pierre Gourou: „Le pays de Belém (Bresil)“. Bull. de la Société Belge d'Etudes Géographiques. T. XVIII. Bruxelles. 1949.
Für Manaus: Ab 'Saber, A.N. „A cidade de Manaus (primeiros estudos)“. Boletim Paulista de Geografia (Associação dos Geógrafos Brasileiros. São Paulo 1953.

launches die schönen braunen Segel und die buntgemalten Handelsboote verdrängt. Daran schließt eine Kolonialstadt des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts mit Plaza, Gouverneurspalast und Kathedrale des Erzbischofs. An den engen Straßenzügen stehen die portugiesischen zwei- oder dreigeschossigen Stadthäuser, deren Unterstockwerke sich mit hohen, schmalen Türen zur Straße öffnen. Die Azulejos bekleiden noch ganze Straßenzüge mit ihren bläulichen und gelblichen, glänzenden Mosaiken. Das neue Belém entfaltet sich stromab mit großen Kaischuppen, die die Import- und Exportbedeutung dieser alten Hauptstadt des Amazonas verdeutlichen. Belém ist die Zentrale des Handels, des Bankwesens des Stromgebietes, nach innen und nach außen hin blickend ³⁵⁾.

Wenn auch die Züge älterer Kolonialgeschichte am Amazonas nicht fehlen, so liegen die entscheidenden Probleme mit ihren Wurzeln doch in der Zeit der großen Exploitationswirtschaft, der *Kautschukzeit* um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert, und vor dem 1. Weltkrieg. Seitdem beherrscht schleichende und offene Krise den Raum. Es ist gut daher, mit der Phase der großen weltwirtschaftlich orientierten Sammelwirtschaft zu beginnen und sich deren Konsequenzen vor Augen zu stellen.

Die Methoden der Kautschukgewinnung gehören zu den primitivsten Wirtschaftsmethoden überhaupt: keine Pflege, keine Bewirtschaftung, sondern reine Exploitation. Erst in der Gegenwart wird der Baum gehegt, man darf ihn nicht mehr schlagen. Aber das Produkt wurde in die Bahnen der modernen Weltwirtschaft eingeschleust. Der Bedarf der fernen überseeischen Märkte und neuer Erzeugungsgebiete in der tropischen Alten Welt haben das Schicksal dieser Wirtschaftsphase bedingt. In ihren Organisationsformen aber haftete ihr die Ursprünglichkeit einer primitiven kolonialen Okkupationswirtschaft an. Die Ausbeute ist der Fluch des Amazonasgebietes geblieben.

Anregung und Finanzierung des großen Geschäftes tritt von außen her an die Region heran. Stützpunkte für die Finanzierung und die kommerzielle Organisation sind Belém an der Mündung und Manaus im Innern. Man entsendete Expeditionen, um die besten Standorte zu finden, die das ganze Geäder des Flußsystemes durchstreiften. Bei dem hohen Werte des Produktes spielten die Transportentfernungen keine Rolle. Die besten Standorte fand man häufig oberhalb jener bereits geschilderten „Fallzone“, wo ihre Reste häufig noch heute zu finden sind. Was an Siedlungen und Einrichtungen geschaffen wurde, war ohne Rücksicht auf Dauer und Zukunft. Es entstanden kaum Gemeinschaften mit Familiensiedlungen, sondern Stützpunkte, von denen aus die Sammelwirtschaft

³⁵⁾ Excursion Guidebook No. 8. Amazonia. By Lucio de Castro Soares. Engl. Übersetzung von Richard P. Momsen Jr. — XVIII th International Geographical Congress. Brazil 1956. Rio de Janeiro 1956.

einsetzen konnte. Man hat nicht zu Unrecht in Analogie zur Diamantenausbeute vom „garimpagem vegetal“ gesprochen. Alle Tätigkeit richtete sich auf den Export. Alle Unterhaltsmittel wurden importiert. Man verabsäumte jede Reinvestierung, die nicht den unmittelbaren Zweck der Sammelwirtschaft beförderte. Dies konnte keine gedeihliche Grundlage für die örtliche Entwicklung im Innern bieten³⁶⁾.

Die „Ernte“ des Arbeiters im Urwald ist gering. Von den Stützpunkten aus werden die „seringueiros“, die Sammelarbeiter, auf ihren „seringalen“, den Standorten natürlicher Vorkommen, angesetzt, die sie auf ihren meist zweimal täglichen Wanderungen begehen. Das Ausfuhrprodukt nimmt örtlich immer nur einen geringen Umfang an, während das Volumen des Importes für den Unterhalt in ungünstigem Verhältnis größer ist. Der einzelne Seringueiro ist praktisch völlig isoliert. Die disperse Art des Naturvorkommens bedingt die disperse Art der Siedlung, die keine Gesellschaftsbildung erlaubt. An irgendwelche Sozialeinrichtungen war kaum zu denken. Niemand kam, um zu bleiben.

Wer aber waren die Menschen, die sich zu dieser Sammelwirtschaft fanden? Es gab keine örtlichen eingeborenen Arbeitskräfte, die man nutzen konnte. An dem Problem der fehlenden örtlichen Arbeitskräfte hatte später noch die Gründung von Plantagen durch H. Ford bei Fordlandia und Belterra zu leiden. Die Kräfte fanden sich in den Dürregebieten des Nordostens. Wenn die Geißel der Dürre den Nordosten überzieht, dann füllen sich die Wege und die Boote nach Belém und Manaus mit Auswanderern. Sie bleiben in den „hospedarias“ der Städte oft unter wenig erfreulichen hygienischen und sozialen Umständen, bis sie die Werber der „seringalistas“ (der Besitzer von „seringalen“) abrufen³⁷⁾. Er ist wenig vorbereitet für das Milieu, das er vorfinden wird. Krankheit, fremde Natur, das Fehlen jeglicher sozialer Unterstützung gibt ihm das Gefühl der Verlassenheit. Aber die Schulden und die geringe Aussicht, diese tilgen zu können, halten ihn fest. Der Nordeste ist ein wesentliches Element der Bevölkerung des Amazonasgebietes geworden. Gourou hat in seiner schönen Studie des Amazonasgebietes mit Recht angemerkt, wie wenig adaptiert der Mensch im Amazonasgebiet noch heute ist im Vergleich zu der intensiven Kenntnis und Nutzung des Naturhaushaltes, den die Neger des Kongo zeigen. Die Wellen der Einwanderung folgten teils dem Naturrhythmus der Dürren, teils der Entwicklung der Konjunkturen. Zwischen 1877 und 1900 kamen rund 160 000, man rechnet für die ersten drei Dekaden des 20. Jahrhunderts etwa 200 000, Einwanderer

36) Primeiro Plano Quinquenal. Vol. 1. und 2. Herausgegeben von S.P.V.E.A. (Superintendencia do Plano de Valorizacao do Amazonia) 1955.

37) A. C. F. Reis u. a.: „O seringal ee o seringueiro.“ Serviço Informação Agricola, Ministerio da Agricultura. Documentario da Vida Rural o. 5. Rio de Janeiro 1953 (eine wertvolle Serie zur ländlichen Soziologie).

aus dem Nordeste. Noch im zweiten Weltkriege rekrutierte man für die Kautschukwirtschaft in Ceará rund 35 000 Arbeiter³⁸⁾.

Die Arbeiter befinden sich daher nach ihrer Herkunft, ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, nach der Art ihres Einsatzes in völliger Isolierung und Abhängigkeit. Das ungünstige Verhältnis ihrer individuellen Produktion zu den Unterhaltungskosten am Ort führt dazu, daß sie sich gegen ein Leben unter den Minimalkosten des Durchschnittseinkommens der Region nicht wehren können.

Wir erwähnten, daß auf dieser Exploitation keine geschlossenen Siedlungen und Städte erwachsen konnten. Man brauchte nur Stützpunkte. Für die Unternehmer genügten Manaus und Belém. Hier spielt nun die gute natürliche Erschließung des Amazonas als Wasserweg hinein. Die leichte Distribuierbarkeit aller Warenbewegung auf dem Fluß macht eine größere Zahl von örtlichen Verteilungspunkten unnötig. So blieben die Ortschaften, wie sich der offizielle Bericht ausdrückt, oft nur „geographische Punkte“ mit Sitz der Autoritäten der Verwaltung.

Diese flüchtige Berührung mit der Natur des Raumes hinderte aber nicht, wie wir bereits betonten, daß die Uferzonen des Amazonas und seiner Nebenflüsse weithin in privaten Besitz übergingen. Nur ein Lati-fundium, ein Großbesitz, garantierte dem Unternehmer den gesicherten Ertrag seines Sammelgebietes. Der Seringueiro braucht für seine relativ geringe Ernte — wie meist bei der Sammelwirtschaft — einen großen Raum (rund 150 bis 300 ha), so daß auch der Einsatz einer relativ geringen Arbeitermenge bereits einen erheblichen Bereich voraussetzt. Jede Planung in Amazonien muß mit der Tatsache dieses Privatbesitzes in großen Einheiten rechnen. Das ist bis heute ein erheblicher Faktor gewesen, der die Entwicklungspläne verzögerte.

Ein altes, fast schon historisches Problem dieser Exploitationswirtschaft bildet die Finanzierung, die Kapitalversorgung. Die Kapitalbildung im Gebiet selbst begegnete ungünstigen Bedingungen. Die Gewinnarbeit nicht allein mit einem geringen Pro-Kopf-Betrag des einzelnen Arbeiters, sondern auch unter der Last erheblicher Spesen infolge der großen Entfernungen und der Unterhaltung eines Systemes unter sehr schwierigen natürlichen Verhältnissen. Die Finanzierung bediente sich des Systemes des „adiamento“ (auch „aviamento“), das nicht nur in der Sammelwirtschaft, sondern auch bei der geringen ländlichen Produktion zur Anwendung kommt. Die Geldgeber in den Städten, die selbst nicht selten von Kapitalisten außerhalb des Raumes, ja Brasiliens abhängig sind, schießen dem örtlichen Produzenten Ware und

³⁸⁾ Samuel Benchimol. „O cearense na Amazônia. Inquerito sobre um tipo de imigração.“ Anais do X. Congresso Brasileiro de Geografia, vol. III. 1952, Rio de Janeiro.

Geld vor, für die er nach der Ernte zu bezahlen hat. Dieser ist daher für seine Versorgung und den Verkauf seiner Ware an eine Firma oder eine Persönlichkeit gebunden. Teurem Einkauf entspricht oft billiges Entgelt für die Ernte. Ihm allein ist das eigentliche Risiko auferlegt, das Natur und Konjunktur bieten. Daher meint auch der Geldgeber, sich durch hohe Zinssätze gegen Rückschläge sichern zu müssen. Der örtliche Unternehmer, etwa der Besitzer einer auf die Kautschukausbeute gerichteten Fazenda, verfährt nun umgekehrt auch in der gleichen Weise mit seinen Angestellten und Arbeitern. Auch er gibt ein „aviamento“ zu hohen Zinsen. Daraus resultieren notwendigerweise überhöhte Preise im Innern des Amazonasgebietes.

Die Dinge haben sich auch mit dem Anbau nicht gebessert, der an einzelnen Lokalitäten begonnen hat. Es ist fast noch schwieriger, für diese Anlagen das Geld zu besorgen. Das Geld war und ist noch heute knapp. Die Bankreserven betragen etwa 50 % des Wertes der Exportproduktion. Dieser, der Exportwert, bietet die traditionelle Grundlage für die Finanzierung. Fremde Aufkäufer eröffnen den örtlichen Exporteuren Kreditbriefe für den Erntetermin, die örtlichen Wechselkurse erhöhen die Bedingungen noch. Nur Exportprodukte erhalten natürlich bei diesem System, das ganz auf der Finanzierung durch den Exporteur beruht, leicht Kredite.

Mit dem Niedergang der internationalen Bedeutung des Amazonasgebietes ist mit diesem System noch eine besondere Benachteiligung verbunden gewesen. Der Einfluß der auswärtigen Kapitalgeber für Kreditbriefe ist rückgängig. Und die nationalen Banken konnten nicht in die sich öffnende Bresche im hinreichenden Maße einspringen. Während früher der Anteil des Handels Amazoniens mit dem Rest des Landes nur 20 % ausmachte, sind es heute 70 %³⁹⁾.

So sieht sich das Amazonasgebiet dem Dilemma gegenüber, Nahrungsmittel und Industriegüter zu ungünstigen Bedingungen einführen zu müssen. Die Handelsbilanz Amazoniens leidet unter einem permanenten Defizit von rund 500 bis 700 Millionen Cruzeiros. Dabei werden die Kosten der Einfuhr gerade von den entferntesten Gebieten mit ihrer Erzeugung bezahlt. Alle Preise steigen flußauf- oder flußabwärts: Kaut-

³⁹⁾ An dieser Stelle sei auch auf folgende Studien verwiesen: Inhaltsreich und mit guten Charakterisierungen typischer Verhältnisse von Natur und Mensch im Verhältnis zu den Aufgaben wirtschaftlicher Erschließung in: R. Gachot, M. N. Gallant und K. P. McGrath. Relatorio a O Governo do Brasil sobre o Desenvolvimento florestal no vale Amazonico. Msncrpt. vervielfältigt. Roma 1953, — Bericht der FAO Mission, besonders auch für die Holzwirtschaft von Bedeutung. — Charles Wagley. Amazon Town. A study of man in the tropics. New York 1953. Der verallgemeinernde Titel führt daran vorbei, daß es sich um eine soziologische Feldstudie einer ganz bestimmten Stadt (Gurupá) am Amazonas handelt — worauf der eigentliche Wert der Arbeit beruht, die sehr instruktive Einblicke gibt.

schuk, Brasilnüsse, Jute flußabwärts etwa um das Dreifache — aber Importwaren flußaufwärts um das Sechsfache!

Der „circulus vitiosus“ dieser Bedingungen ist schwer zu berechnen. Im „Primeiro Plano Quinquenal“ der „Superintendencia do Plano de Valorização da Amazonia“ wird auf Grund des Gesetzes Nr. 1806 vom Jahre 1955 folgendes Generalrezept für die Entwicklung Amazoniens entworfen:

1. Die landwirtschaftliche Produktion soll gefördert werden. Dabei sollen die „condições ecologicas“, die natürlichen Bedingungen des Landschaftshaushaltes, besonders die natürliche Bodenfruchtbarkeit und deren Erhaltung, bedacht werden. Ferner ist die Menge der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte und die Marktlage zu berücksichtigen. Die Ausbeute des Waldes soll nach den Kosten für Lebenshaltung, Gesteuerung und Transport geordnet werden.
2. Die Viehhaltung soll zur Verbesserung der Lebensgrundlagen gesteigert werden.
3. Die Überschwemmungen machen den Ausbau der Schutzvorrichtungen und der Entwässerung notwendig. Überschwemmungsland soll gewonnen werden.
4. Die vorhandenen Mineralvorkommen sollen genutzt werden.
5. Die Industrialisierung auf der Grundlage örtlicher Rohstoffvorkommen soll angeregt werden.
6. Das Verkehrssystem soll durchgreifend erforscht und koordiniert werden, vor allem auch unter Ausnutzung des hydrographischen Systems.
7. Vorsorge für eine Energiepolitik, Nutzung, aber auch Erhaltung der natürlichen Energiequellen, Elektrifizierung der Hauptzentren.
8. Entwicklung eines demographischen Planes zur physischen und sozialen Regeneration der Bevölkerung. Dazu Vorsorge für Ernährung, sanitäre Hilfe, Erziehung und Ausbildung, Lenkung des Einwandererstromes aus den dazu am besten geeigneten Regionen nach geeigneten Gebieten. Schaffung permanenter ländlicher Zentren (nuclei) durch Regruppierung der Bevölkerung und unter Förderung der landwirtschaftlichen Produktion.
9. Entwicklung eines Kredit- und Bank-Programmes und der damit zusammenhängenden Finanzoperationen.
10. Entwicklung besserer Handelsbeziehungen mit Verbraucher und Versorgermärkten.
11. Entwurf eines geographischen Forschungsprogrammes (pesquisas geograficas) naturwissenschaftlicher und soziologischer Studien. Rekrut-

tierung und Fixierung technischer und wissenschaftlicher Forschungsteams, um den Plan in seiner Durchführung zu orientieren und aktualisieren, und um die technischen Kader für dessen Durchführung aufzustellen.

12. Anreizung des Privatkapitals zur Entwicklung der natürlichen Reichtümer (*riquezas regionais*), evtl. auch in Formen gemischter Kapitalorganisationen und der Konsozierung der öffentlichen Organe, die an der Realisierung der konstruktiven Pläne des Pl. V. E. d. A. beteiligt sind.

13. Organisation einer besonderen Verwaltungskörperschaft für die Forschung, Programmierung und technisch-ökonomische Kontrolle in der Ausführung des Planes im Ganzen wie seiner Teile, einschließlich der Mittel zur Koordinierung der bundesstaatlichen Administration, der Organe der bundesstaatlichen, staatlichen und kommunalen Regierungen oder deren subordinierten Einheiten.

14. Einrichtung eines Aufklärungsdienstes (*serviço de divulgação economica e comercial*) zur Bekanntgabe der effektiven Produktion der Region, der Möglichkeiten, der ökologischen Bedingungen, der Situation in den Verbrauchermärkten und bei den Konkurrenten. Einrichtung von Messen in den Hauptplätzen Brasiliens und an den wichtigsten Konsumorten für tropische Rohstoffe.

Diese sehr ausführlichen Programmpunkte beleuchten, besonders in Zusammenhang mit den vorangehenden Ausführungen, deutlich, was man für die Entwicklung Amazoniens als notwendig erachtet. Die sorgfältige Lektüre wird auch mancherlei Rückschlüsse auf das gestatten, was zwischen den Zeilen steht. Jedoch einige der hier erwähnten Punkte bedürfen noch einer näheren Betrachtung. Sie dienen zugleich dazu, wesentliche Eigentümlichkeiten der Natur des Landes bekanntzumachen.

An erster Stelle steht in den Empfehlungen die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion. Auch eine Reihe der übrigen Punkte nehmen direkt oder indirekt auf den Ausbau der landwirtschaftlichen Eigenherzeugung Bezug. Die ungünstige Versorgungslage haben wir bereits weiter oben mehrfach gestreift. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ein großer Teil der Bevölkerung Amazoniens schlecht ernährt ist, und daß der körperliche Zustand nicht nur eine Folge der, allerdings nicht gering zu achtenden, tropischen Krankheiten ist ⁴⁰⁾.

Auffallend ist, daß das Amazonasgebiet heute ein Einfuhrgebiet für Nahrungsmittel darstellt. Es ist schwer, Vergleiche mit anderen Regionen anzustellen. Wenn es heißt, daß die städtische Bevölkerung Amazoniens jährlich pro Einwohner nur 10—30 kg Fleisch konsumiert, während die

40) Gourou, P., a. a. O. 1949. 1950.

Verbrauchszahlen für Rio und São Paulo bei 40 kg liegen, so muß andererseits berücksichtigt werden, daß der Amazonas viel Fische liefert, die auch in großen Mengen teils frisch, teils konserviert, genossen werden. Besonders fehlt dem Brasilianer das Beef. Rindfleisch wird sogar teilweise mit dem Flugzeug aus Goiás und Mato Grosso nach Belém importiert. Die pflanzliche Ernährung ist sehr einseitig auf die Standardprodukte beschränkt. Gourou macht darauf aufmerksam, daß selbst die im Walde lebenden Caboclo zum Beispiel Palmkohl sehr wenig genießen und keinen Palmwein zu bereiten verstehen, dafür aber teuren Cachaça trinken. Das gehört zu dem Problem der noch unvollkommenen Anpassung des Menschen an das Milieu des tropischen Regenwaldes.

Man wird kein einheitliches Bild von der Landwirtschaft Amazoniens entwerfen können. Dazu sind nicht nur die natürlichen Unterschiede zu groß, es gibt auch bereits einige Gebiete, die sich deutlich als besondere Regionen herausheben. Man muß daher zwischen diesen Regionen und den allgemeinen flächig weiter verbreiteten Zuständen unterscheiden. Rund 23,3 Millionen ha sind in der Region Norte Besitzfläche. Das sind rund 5,3% der Gesamtfläche des Raumes. Von diesen 5,3% sind aber nur wiederum 1,8 % als „lavoura“ ausgewiesen. Es sind also nur minimale Anbauflächen, mit denen man in Amazonien rechnen darf. Überraschen mag, daß immerhin mehr als 10,1 % als Weide gelten. Es gibt auch in Amazonien, das man gewöhnlich als eine riesige Waldlandschaft schildert, eine Weidewirtschaft⁴¹⁾. Die Grundlage der Viehzucht sind natürliche Weidegebiete, die auf den Campos liegen. Diese Campos findet man vor allem auf der Insel Marajó, wo sie wahrscheinlich schon natürlichen Ursprunges sind und wo die Weidewirtschaft eine alte Bedeutung besitzt, ferner in den nördlichen Teilen des Beckens im Rio-Negro- und Rio-Branco-Gebiet. Große Campos begleiten auch als Streifen den Unterlauf des Amazonas in Amapá. Wichtig sind die Überschwemmungscampes im eigentlichen Amazonastal. Diese Weiden werden regelmäßig überflutet und können daher erst nach dem Ablauf des Hochwassers beweidet werden. Während der Hochwasserzeiten wird das Vieh auf die terra firme gebracht, wo u. a. bei Monte Alegre große natürliche Campos bis an den Fluß herantreten. Hier finden also auch im Amazonasgebiet saisonweise Herdenwanderungen statt. Auf die sehr interessanten und an die Natur angepaßten Einzelheiten der Weidewirtschaft kann hier nicht eingegangen werden. Besonderes Interesse fordert die Weidewirtschaft auf der Careiroinsel bei Manaus. Sie stellt so etwas wie einen Thünen-

⁴¹⁾ Es führt leider zu weit, hier die sehr interessanten Haltungsformen der Viehwirtschaft zu behandeln. Einzelne Beispiele u. a. bei R. E. Platt, in seinem Buch „Latin America“ mit Skizzen typischer Landnutzungsverhältnisse, so auf Marajo, der Careiro-Insel, Fordlandia und Belterra. Man vgl. auch in Excursion Guidebook N. 8. 18 th. International Geographical Congress. Brazil 1956. Amazonia. Rio de Janeiro 1956. Vom Lucio de Castro Soares. Engl. Übers. von Richard P. Momsen. Jr.

schen Kreis der Milchwirtschaft dar. Allerdings sind die Milcherträge sehr viel geringer als wir gewohnt sind, doch kann ich an dieser Stelle nicht auf Einzelheiten eingehen.

Das wichtigste Anbauggebiet ist die Region Bragança, östlich von Belém. Hier liegen die am dichtesten besiedelten Teile des Amazonasgebietes⁴²⁾. Der Wald der terra firme ist weitgehend durch die Brandrodungswirtschaft und die Holzentnahme für den Brennstoffbedarf von Belém zerstört. Die Böden sind arm, sandig, man muß Landwechselwirtschaft betreiben. Allerdings bringen einige Kulturen einen neuen Auftrieb. Das ist einmal der Anbau von Jute in den Niederungen (malva) und zweitens der erst vor wenigen Jahren eingeführte Anbau von schwarzem Pfeffer. Japaner haben den schwarzen Pfeffer aus Singapore in das Land gebracht, und da die Pfefferrebe auf sehr wenig fruchtbarem Boden gedeiht, hat sich geradezu ein „boom“ im Anbau von schwarzem Pfeffer bei Belém entwickelt⁴³⁾.

Merkwürdig wenig wird aber bisher der fruchtbarste Boden des Amazonasgebietes genutzt, das sind die „varzea“-Böden. Diese erhalten durch die jährlichen Überschwemmungen eine dauernde, natürliche Düngung. Sie sind nachhaltig fruchtbar, wenn man sie nutzen kann. Auf diesen „varzea“-Böden beruht die große Hoffnung der Experten. Man hat rund 150 000 qkm, d. h. 3 % des eigentlichen Amazonasgebietes auf brasilianischem Boden, als „varzea“-Land berechnet. Von diesem varzea-Land wird bisher nur sehr wenig wirklich rationell genutzt. Aus diesem Grund erscheint als Punkt 1) die Forderung nach genauer Erforschung der „ökologischen Bedingungen“ für die Landwirtschaft und bei Punkt 3) bereits die Forderung nach Eindeichung, Landgewinnung und Entwässerung. Es erscheint fast paradox, daß in einem so ungeheuren, noch nicht vom Menschen in Angriff genommenen Raum der Ruf nach künstlicher Landgewinnung wie in den Niederlanden erhoben wird! Welch ein Gegensatz zu den noch immer grassierenden populären Vorstellungen über den Amazonas als Zukunftsraum der Menschheit! So hat man auch bereits an einigen Stellen interessante Versuche eingeleitet, um solche varzea-Länder zu meliorisieren. Ein gutes Beispiel findet sich in der Nähe von Santarem auf der Nordseite des Flusses. Hier leitet man

⁴²⁾ F. C. Camargo. Terra e colonização no antigo e novo quaternario da zona da Estrada de Ferro de Bragança. Estado do Para, Brasil. Boletim do Museu Paraense Emilio Goeldi. Vol. X. Bole. 1948.

⁴³⁾ 1935 passierte der Japaner Ussui auf der Reise nach Brasilien Singapore und besuchte den botanischen Garten. Er verschaffte sich Pfefferpflänzchen, von denen aber ein Teil auf der Reise zugrunde ging. Bei Tome-Açu in Pará pflanzte er im gleichen Jahr 20 Pfähle mit Pfefferreben, die aber bis auf 2 eingingen. Dank sorgfältiger Pflege gelang es, aus diesen zwei Reben weitere zu gewinnen, die er an die Japaner Enji Saito und Tomoji Kato verteilte. Es gelang den japanischen Züchtern, diese zu vermehren. 1952 zählte man 283 870 Pfefferstöcke in Tome-Açu, 1949 betrug die Ernte in Tome-Açu 85 Kilo Pfeffer. 1953 aber bereits 650 t. Bei 1954 war der innerbrasilianische Markt mit rund 1000 t versorgt.

das mit Sinkstoffen beladene Amazonaswasser in die breiten Überschwemmungscampos hinter einem niedrigen Varzea-Wall. Vorläufig hat man nur Weideland für die Haltung einer Büffelherde auf einer Experimentierstation gewonnen. Andere Versuchsflächen liegen bei Belém.

Die Hauptmasse der heutigen Anbauflächen dagegen sind auf der terra firme. Der „caboclo“ zieht das überschwemmungsfreie Land vor. Diese „caboclos“ sind auch in Amazonien ein flukturierendes, seminomadisches Element. Sie kümmern sich wenig um die Besitzgrenzen. Das Vorhandensein von Großgrundbesitz schließt die Landnutzung durch „caboclos“ keineswegs aus, wohl aber stehen Besitzgrenzen geordneter und rationaler Planung und Kolonisation im Wege! Es sind jedoch nur wenige Stellen der terra firme, die man bisher kennt, auf die man größere Zukunftshoffnung setzen darf. In dem weiten Gebiet mit tertiären sandigen Aufschüttungen ist der Boden arm an Phosphaten, Kali und Kalk. Er besitzt sehr geringe Nachhaltigkeit. Nach kurzer Frist muß man den Boden bereits wieder verlassen und Neuland roden. Nur dort, wo Gesteine der paläozoischen Formationen oder des alten Komplexes örtlich ein mineralreicheres Ausgangsmaterial zur Verfügung stellen, wird man bessere Bedingungen vorfinden. Darauf gründen u. a. Kolonisationsversuche bei Monte Alegre und in Amapá.

Bei Amapá waren japanische Kolonisten in dem Wald angesetzt worden. Es wurde bereits berichtet, daß auch dort ihnen die Anlage von vielversprechenden Gemüsegärtnereien gelungen ist. Interessant ist der Plan eines japanischen Sachverständigen, Kotaro Tuji⁴⁴⁾, der in seiner Eigenart zugleich auch die Problematik des Landbaus in Amazonien beleuchtet. Kotaro Tuji geht auch davon aus, daß bisher nur die Varzea sich als ergiebig gezeigt und vor allem hohe Juteernten erbracht habe. Wie aber soll man die „terra firme“ behandeln? Die Überlegungen zielen dahin, daß folgende Gesichtspunkte beachtet werden müssen:

1. Die geplanten Erzeugnisse müssen gegenüber anderen einen überlegenen Wert besitzen;
2. sie müssen leicht zu pflanzen und zu behandeln sein, ohne sowohl den Boden wie die zur Verfügung stehende Arbeitskraft zu erschöpfen;
3. die Ernte muß leicht auf dem Weltmarkt unterzubringen sein;
4. sie muß möglichst stabil in den Erträgen und in den Preisverhältnissen des Weltmarktes sein;
5. wenig anfällig sein für Schädlinge und Krankheiten und
6. gute Lagerfähigkeit besitzen.

⁴⁴⁾ Kotaro Tuji, Präsident der Associação Rural do Estado do Pará. Plano von 1952. Veröffentlicht in Macapá in Amapá: Plano de desenvolvimento agrícola de terras firmes do vale Amazônico. — Macapá. 1955.

Sein Rezept geht nun dahin, bei einer Planung von etwa 30 ha pro Kolonisten und einer jährlichen Hinzugewinnung von 5 ha folgende Pflanzungsfolge vorzunehmen: Reis, der besonders gut auf jungem, frischem Boden gedeiht (Bergreis), Mais, Bohnen und Mandioka für die Eigenversorgung auf den ersten 5 ha. Dazu werden bereits Sisalagaven als Zwischenkulturen eingebracht; denn die Sisalagave wird während der vorgesehenen Folge von 10 Jahren die wichtigste kommerzielle Pflanze sein. Ihre anspruchslosigkeit empfiehlt sich auch für die Böden. Dann aber muß nun gleichzeitig die „arborização“, die Umwandlung zu Baumkulturen, vorgesehen werden. Dazu wird in jedem Jahre ein Anteil des neu gerodeten Landes auch mit Hevea, Castanha (*Bertholetia excelsa*), Kokos oder Tonkabohnen bepflanzt (z. B. 1. Jahr: 5 ha Neuland, darauf 2 ha Reis, 2 ha Maniok, 1 ha Mais, dazwischen auf 5 ha Sisal und zugleich 2 ha Hevea, 2 ha Castanha, 1 ha Kokos). Im fünften Jahre sieht das Bild so aus: 5 ha Neurodung, 20 ha älteres Kulturland = total 25 ha; davon Reis 4 ha, Maniok 5 ha, Mais 1 ha, Sisal bereits auf 25 ha, Hevea auf 10 ha, Castanha auf 10 ha und Kokos auf 5 ha. Im 10. Jahre sind die Baumkulturen langsam zum Tragen vorgerückt, und nun verschwindet der Eigenbau von Nahrungsmitteln: je 1 ha Reis, Maniok und Mais, die Baumkulturen wie bereits im fünften Jahre beschrieben. Endlich können, nachdem Sisal ausgeht, die Flächen zwischen den Bäumen weiter als Weide genutzt werden. Vier ha bleiben aber regelmäßig für die Rotation von Reis, Maniok und Mais. Mit dieser Methode hofft Tuji sowohl den eigentümlichen edaphischen wie klimatischen Schwierigkeiten gerecht zu werden, als auch ein Programm zu entwerfen, das den sozialen und ökonomischen Bedingungen des Amazonas entspricht: eine Polykultur, die kommerziell verwertbare Erzeugnisse bringt, ohne die Arbeitskraft zu überfordern und mit Pflanzen, die den Boden in sehr verschiedener Wurzeltiefe nutzen und stets für eine hinreichende Deckung gegen zu starke Strahlung sorgen.

Wenn man dies Programm liest, wird man erkennen, warum die Monokulturversuche mit Hevea in den Plantagen von Belterra und Fordlandia zu keinem rechten Erfolge führten. Einmal stellte sich heraus, daß die heimischen Heveaarten für die Weltmarktproduktion in Plantagen nicht ertragfähig genug waren. Sie mußten mit südostasiatischen Arten gepflöpft werden, was sehr teure Arbeit nötig machte. Diese südostasiatischen Arten aber waren so krankheitsanfällig, daß die Stämme wieder mit einer Krone einheimischer Arten aufgepfropft werden mußten. Endlich aber zeigte sich, daß nicht ohne Grund die Plantagenkultur in den Tropen der alten Welt sich angesiedelt hatte: Es fehlte an den notwendigen Arbeitskräften, und dies Problem ist auch heute noch nicht zufriedenstellend gelöst, nachdem Belterra in brasilianische Hände übergegangen ist.

Der Anbau in einem tropischen Regenwaldgebiet mit von der Natur nicht nachhaltigen Böden ist ein sehr delikates Problem. Wenn der Naturhaushalt, den das System des Regenwaldes mit seinen Böden darstellt, durchbrochen wird, besteht sowohl die Gefahr der Auslaugung der Böden durch die Niederschläge, wie der Abtötung durch zu starke Strahlung. Ein „Kulturwald“ („arborização“) muß daher angestrebt werden. Aber jede neue Kultur in Brasilien muß mit der hohen Entwicklung der tropischen Landbauproduktion in den altweltlichen asiatischen Tropen rechnen. So gilt es, eine überaus sorgfältige landschaftsökologische, soziologische und ökonomische Bilanz aufzustellen.

Ein kurzer Hinweis muß genügen, um noch einige der anderen Forderungen zu beleuchten⁴⁵⁾. Die Mineralproduktion des Amazonasgebietes ist inzwischen in Gang gekommen. Vor allem ist hierbei das Manganvorkommen der Serra do Navio in Amapá zu erwähnen. Hier stehen prachtvolle blau-schwarze Manganerze oberflächlich an. Man hat rund 16 Millionen Tonnen abbauwürdige Erze bisher festgestellt. Ein gemischtes brasilianisch-nordamerikanisches Unternehmen hat den Bahnanschluß und die Gewinnungseinrichtungen fertiggestellt, und der Export hat bereits begonnen. Der Staat Amapá hofft, auf der Basis der Manganexporte zugleich seine eigene Entwicklungspolitik durchführen zu können. Es wird die Wasserkraft des Rio Araguari für die Elektrizitätsgewinnung ausgenutzt. Die Mittel dazu erbringt der Anteil an der Manganerzeugung. Auf der Basis der Elektrizität soll eine Verarbeitungsindustrie von landwirtschaftlichen Produkten aufgebaut werden, man denkt vor allem an eine Kautschukindustrie. Aus diesem Grunde wurde gleichzeitig die Pflanzung von Heveabäumen vorangetrieben.

Diese Beispiele müssen hier genügen. Sie zeigen, daß Amazonien das Stadium des Experimentierens noch nicht überwunden hat. Das Land leidet noch mehr unter der kolonialen Exploitationswirtschaft der jüngst vergangenen Zeiten als andere Gebiete Brasiliens. Aber mit 42 % stellt es einen riesigen Anteil Brasiliens dar. Die Entwicklung Amazoniens ist daher nicht nur für die Welt, sondern auch für die Nation von der größten Bedeutung.

d) Zum Brasilia-Problem

Betrachtet man die verschiedenartigen Regionen und ihre stets wieder andersartigen Probleme, so wird deutlich, daß der Wunsch nach einer einheitlichen Orientierung des Landes verständlich ist. Hierin wurzelt die sehr alte Brasilia-Idee. Wir können nur einige der wichtig-

⁴⁵⁾ Victor Leinz. O petroleo de Nova Olinda. Boletim Paulista de Geografia (Associação dos Geografos Brasileiros) 1955. São Paulo.

sten Leitgedanken zusammenfassen⁴⁰⁾. Der Wunsch im Innern von Brasilien, auf dem Planalto Central eine neue Hauptstadt zu gründen, geht bereits bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück. Die junge Republik übernahm den Gedanken in die Verfassung von 1889. Eine offizielle Regierungsexpedition unter Dr. Cruls lokalisierte auch bereits ein „quadrilatero Cruls“ ungefähr dort, wo heute Brasilia liegt. Ich habe an anderer Stelle die langsame Herausbildung der endgültigen Pläne dargestellt und muß daher auf diese Darstellung verweisen. Man kann die Absichten, die man mit Brasilia verfolgte, in verkehrsgeographisch-strategische, sozio-ökonomische und in politische unterteilen. Die verkehrsgeographisch-strategischen sind sehr früh aufgetaucht. Die großen, hochgelegenen Ebenheiten, die Chapaden der Hauptwasserscheidenregion zwischen der Abdachung zum Paraná, zum Amazonas und zum Atlantik erschienen früh als die gegebenen Leitlinien, um tief im Binnenlande die verschiedenen Teilgebiete der Nation zusammenzubinden. Zugleich würde dabei die Hauptstadt aus ihrer angreifbaren Lage an der Küste in das Innere verlegt. In diesen noch wenig besiedelten Räumen, die aber infolge ihrer hohen Lage von über 1100 m ein verhältnismäßig gesundes Tropenklima besitzen, soll die Stadt als großes Anregungszentrum für die weitere Entwicklung dienen. Entgegen allen Ratschlägen erfahrener Geographen wurde Brasilia nicht in der unmittelbaren Nähe des großen Mato Grosso oder einer anderen Waldregion gegründet. Offenbar überwogen die militärisch-verkehrsgeographischen Gründe, die für die Auswahl der hohen, offenen Cerradoflächen sprachen. So müssen allerdings künstlich stadtnahe Versorgungskolonien geschaffen werden, obwohl man noch keine großen Erfahrungen mit den Campo-Cerrado-Böden besitzt. Auch hier dienen Japaner u. a. als Lehrmeister. Um Brasilia hofft man auch einige Satellitenstädte entstehen zu sehen, in denen auch die Industrie gefördert wird. Man wird dazu wohl auch die Menschen des Sertão heranziehen können, die teils schon vorher, teils während der gewaltigen Arbeitskampagne, teils jetzt nachher nicht zuletzt aus dem notleidenden Nordosten herbeiströmen. Schwieriger wird es sein, eine ökonomisch konkurrenzfähige Industrieproduktion in dieser abseitigen Lage zu schaffen. Man darf sagen, daß in Verbindung mit den weiter oben berührten neuen Entwicklungen in Goiás um Goiania, Anapolis und Ceres eine optimistische, spekulationsfreudige Region hier im Herzen Brasiliens entstanden ist. Schwieriger wird die Beurteilung der Frage sein, wie diese Stadt auf das Land einwirkt. Wird sie das Land entvölkern? Wird sie — wie leider oft in Brasilien — nur dazu beitragen, daß die schmalen, natürlichen Reserven von Boden und Vegetation rapide

⁴⁰⁾ Gottfried Pfeifer. „Brasilia“, Festschrift für H. von Wissmann, S. 209 ff. Tübingen im Selbstverlag des Geographischen Institutes, Tübingen 1962. Hier auch Zitierung weiterer Literatur über die Planung und die Spezialliteratur der Region.

devastiert werden? Wird es gelingen, in hinreichendem Maße Wasser nicht nur für den Verbrauch, sondern auch für die elektrische Energie bereitzustellen?

Ein eigener Fragenkomplex gruppiert sich um den überaus eigenwilligen, wenn auch in mancher Hinsicht faszinierenden Stadtplan. Wird er für die zukünftige Entwicklung anpassungsfähig genug bleiben? Wir können hier nicht darauf eingehen (Abb. 12).

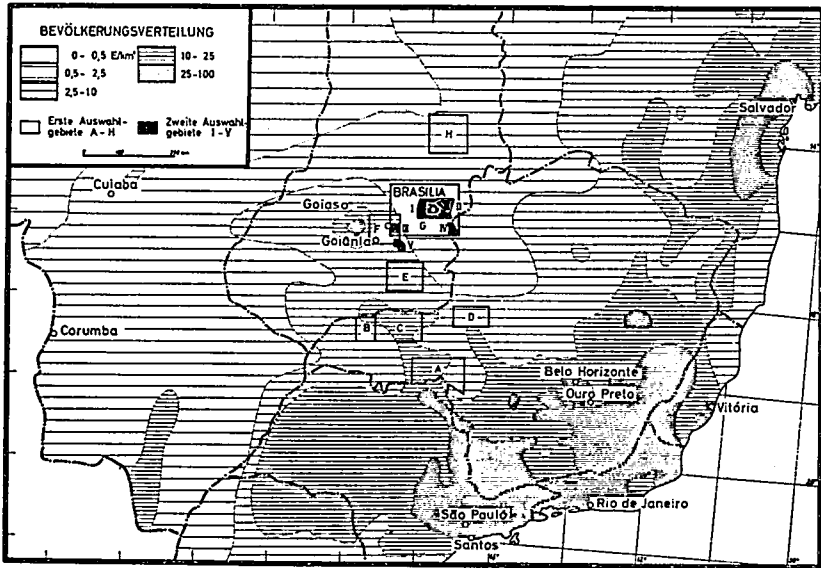


Abb. 12: Die Planung von Brasilia
(Bevölkerungsverteilung und Auswahlgebiete)

Die politische Idee ist eine alte. Sie wurde bereits bei der Gründung von Washington berücksichtigt. Die Bundeshauptstadt soll aus dem Zusammenhang mit einem Bundesstaat herausgelöst werden und innerhalb eines hinreichend großen, eigenen Bundesdistrikts liegen. Man hat hierbei die optimalen Bedingungen nicht ganz erreicht, da der Bundesdistrikt im Staate Goiás völlig eingebettet ist. Aber Brasilia liegt nunmehr außerhalb der alten Kernregionen. Projiziert man von den alten Zentren des Südens, São Paulo, Rio de Janeiro und des Nordens von Bahia und Recife auf der Küste senkrechtstehende Strahlen in das Innere, so trifft man ungefähr in die Region von Brasilia. Rings um die Hauptstadt erreicht die Bevölkerungsdichte noch nicht einmal 0,5 Einwohner pro qkm.

Brasilia ist eine Insel. Wird sie den in den alten Schweregebieten liegenden Kräften ein Gegengewicht bieten können? Fast wirkt die Entwicklung unter Quadros wie ein Experiment. Entgegen mancher pessimistischen Voraussage hat Quadros Brasilia als Hauptstadt beibehalten. Zuviel reale und ideelle Reserven waren in der Brasilia-Idee investiert

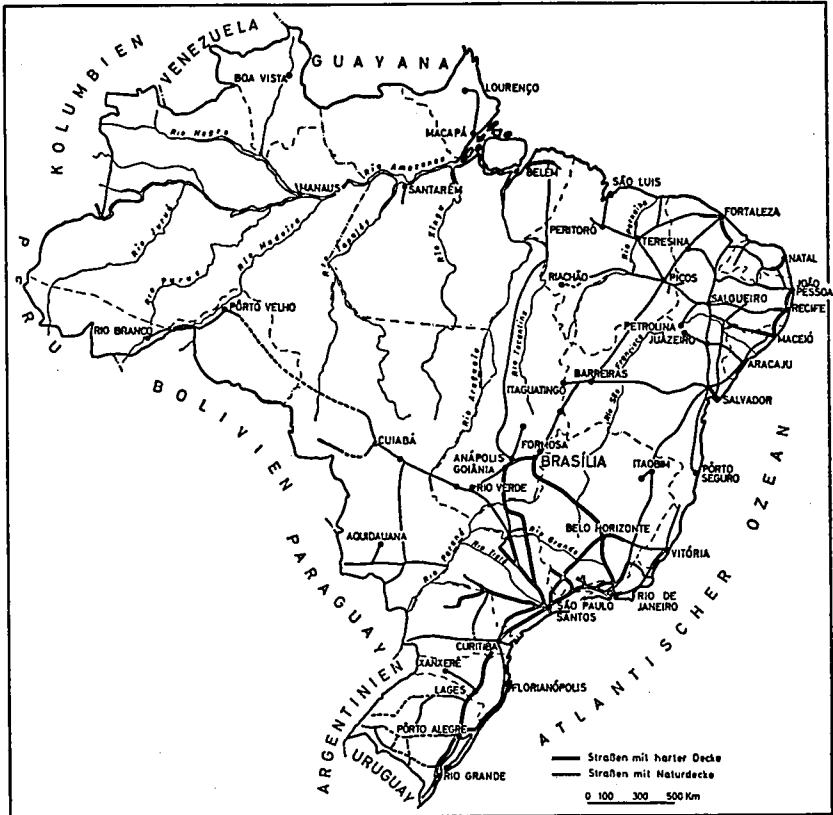


Abb. 13: Brasilia im Netz der großen neuen Verkehrswege

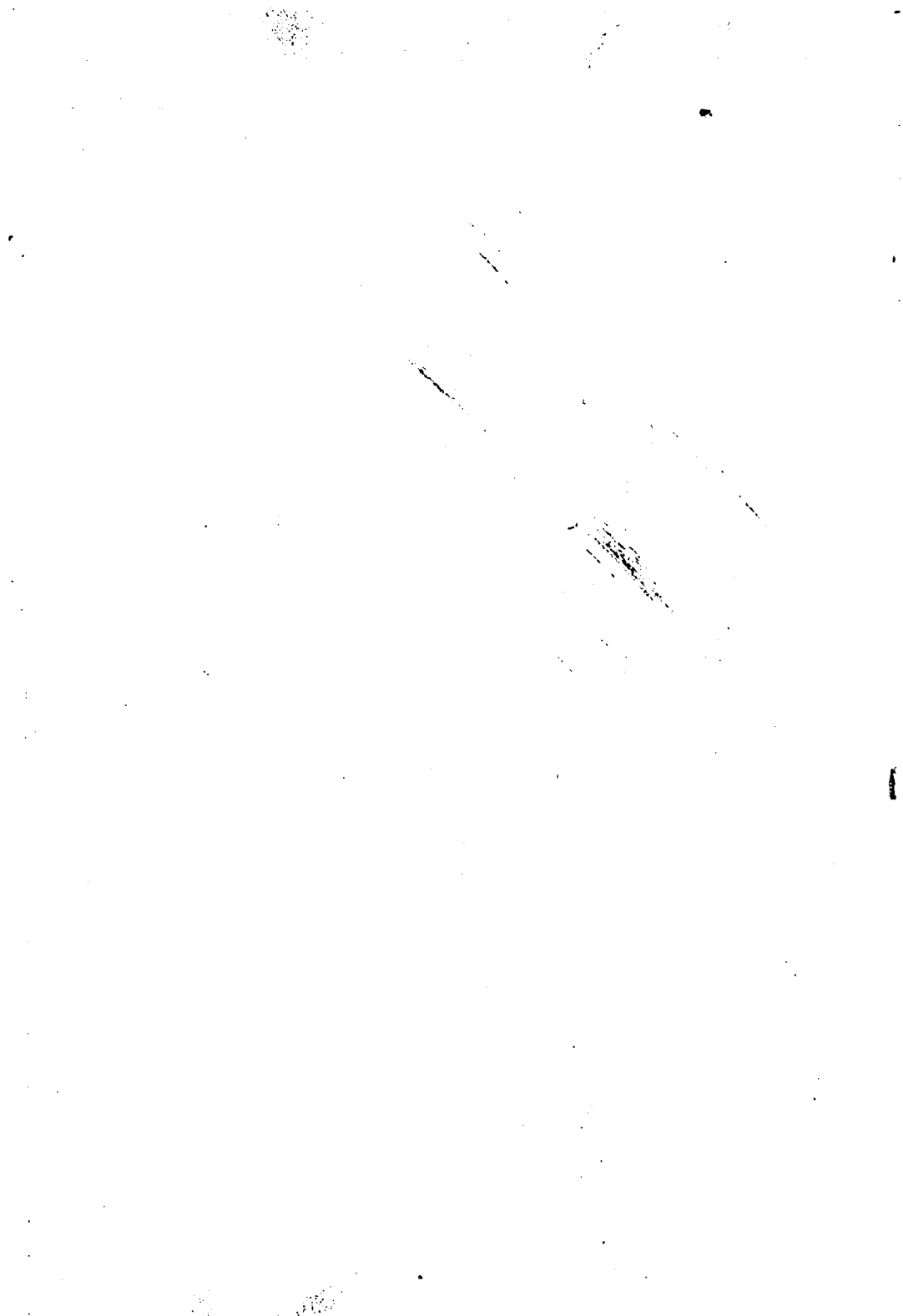
worden, obwohl ihre kostspielige Durchführung das Land an den Rand des finanziellen Abgrundes gebracht hatte. Aber hielt Quadros wirklich noch lebendige Föhlung mit den politischen Kräften des Landes? Wir schweigen von der Abneigung der politischen Beamten, Rio zu verlassen und auf die strenge Landschaft der Hochfläche im Innern umzusiedeln. Aber verstärkte sich nicht die bereits vorhandene, etwas auto-

kratische Neigung des Präsidenten? Welche Schwierigkeiten boten sich später? Ein paar leere Ölfässer auf den Landebahnen drohten den Flugverkehr zu unterbinden. Die Lebensmittelpreise, die schon vorher in dem entlegenen Brasilia sehr hoch lagen, stiegen an. Aber kann man fragen, würde das Parlament auch in Rio die Kraft gehabt haben, so schnell den Entschluß zu einer Verfassungsänderung zu finden und damit die Goulartkrise zu lösen? Wird aber die Entlegenheit Brasiliens nicht die potentiellen Möglichkeiten in sich einschließen, daß eine kräftige Partei, ein starker Mann über eine Verfassung dominieren? Das sind Probleme, die heute Brasilia zu einem hochinteressanten Experiment in politischer Geographie machen. Ihre Lösung ist für Brasilien von der größten Bedeutung.

Brasilia aber war nur ein Mitglied in den grandiosen, aber wohl die Mittel Brasiliens überziehenden Planungen Kubitscheks. Gleichzeitig wurde an den verschiedensten Stellen mit dem Bau riesiger Staudämme (Furnas, Três Marias u. a. m.) begonnen. Mit höchster Energie wurde der Ausbau von Straßen vorangetrieben. Am Tage der Einweihung Brasiliens konnten tatsächlich von Belém und Porto Alegre, wie aus Rio de Janeiro und São Paulo Autokarawanen in einer Sternfahrt eintreffen (Abb. 13). Modernste Maschinen sowohl, wie auch Heere von Arbeitskräften (so als Notstandsarbeit im Nordeste) waren eingesetzt. Das ganze hatte den Charakter eines Feldzuges und brachte die Kosten eines kleinen Krieges. Dazu wurden alle Reserven des Staates angespannt. Die Bundesfinanzen gerieten in Unordnung. Infolge der überaus unklugen Devisenpolitik begann die Entwertung des Cruzeiro katastrophale Formen anzunehmen.

Noch immer aber fehlt die Planung für weite Teile des Landes. Die Probleme des Nordeste mit seiner tüchtigen, aber von der Natur geplagten und in unzufriedenstellenden sozialen Verhältnissen lebenden Bevölkerung sind nicht gelöst. Hier gewinnt die Landenteignungsbewegung unter Julião immer größere Gefolgschaft, und schon zu Zeiten von Quadros kam es zu Unruhen. Weder die alten nationalen und sozialistischen Ideen von Getulio Vargas' Diktatur sind vergessen, noch sind die alten Mächte wie Kirche, Großgrundbesitz und Armee wirklich entthront oder die neue Gesellschaft in São Paulo befriedigt. Auch die grundsätzliche Haltung des Landes zu den Fragen der Weltpolitik — so wichtig für die Entwicklungshilfe — ist noch nicht zu einer endgültigen Einordnung durchgedrungen. Das Land pendelt noch hin und her. Im gleichen Moment, in dem Goulart in New York eine Entwicklungshilfe erbittet, wird von Brizola in Rio Grande do Sul eine amerikanische Telephongesellschaft nationalisiert.

So hängt das Schicksal Brasiliens heute mehr denn je in der Waage. Das Land ist arm und reich zugleich. Es ist ein Land europäischer Tradition in den Tropen. Die Bevölkerung ist unternehmungsfreudig und kulturbegabt. In ihrer überzeugenden Hinwendung zur Überwindung aller Rassenprobleme ist das Land als ein Mittler in den Tropen auch für die Völker Europas und Nordamerikas für die Zukunft bedeutungsvoll. Auch wirtschaftlich gesehen sollte dieser große, echt tropische Raum alle Aufmerksamkeit erfahren. Man wird jedoch, und darauf zielen diese Ausführungen, dem Lande nur mit einer sorgfältigen regional differenzierenden Analyse gerecht werden. Das weiß man nirgendwo besser als in Brasilien selbst, wo die Geographie in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht hat. Wo Räume entwickelt werden, da weiß man, daß der Geographie eine entscheidende Rolle in der Beurteilung der Lage zufällt. Möge diese Erkenntnis nicht, wie es den Anschein hat, bei uns schwinden. Nicht das technische Detail entscheidet in den Entwicklungsländern, sondern nur die abwägende Zusammenschau aller aufeinander einwirkenden Kräfte des Raumes und der Menschen, der Geschichte und der politischen Willensbildung, kurz alles dessen, was aus einem Stück Naturoberfläche ein konkretes „Land“ macht, ein Land, den alten Gegenstand geographischer Forschung.



Forts.: Westfälische Geographische Studien

12. Denecke, K.: Flüsse und Wasserwirtschaft, Wasserbiologie und Wasserkrankheiten in **Mesopotamien**. Münster 1958. DM 3,80
13. Timmermann O., L. Hempel und H. Hambloch: Zur Kulturgeographie der **Öztaler Alpen**. Münster 1958. DM 5,60
14. Heising, P. Heldemar: Missionierung und Diözesanbildung in **Kalifornien**. Münster 1958. (vergriffen)
15. **Entwicklungshilfe** und **Entwicklungsland**, Begriff, Probleme und Möglichkeiten. Mit Beiträgen von A. Antweiler, W. Manshard, R. Mohr, G. Pfeifer, E. Sarkisyans, A. Sievers, O. Timmermann. (Im Druck)
16. Dege, W.: Zur Kulturgeographie des **Nördlichen Gudbrandsdals**. (Im Druck)

III. Spieker

Landeskundliche Beiträge und Berichte

1. Landeskundlich-statistische **Kreisbeschreibung in Westfalen**. Anleitung für Kreisbeschreiber, bearbeitet von E. Bertelsmeier und W. Müller-Wille. DM 2,20
2. Die **Viehhaltung in Westfalen** von 1818 bis 1948. 1. Folge: **West- und Ostmünsterland** von R. Wehdeking. Der Viehstapel in Westfalen von W. Müller-Wille. DM 2,50
3. Natur und Besiedlung der **Senne** von P. Schneider. Forschungsberichte von H. Müller, F. Ringleb, W. Taschenmacher, F. Runge, G. Rosenbohm, R. Schneider, F. Schuknecht. (vergriffen)
4. Die **Viehhaltung in Westfalen** von 1818 bis 1948. 2. Folge: **Kernmünsterland und Hellwegbörden** von R. Wehdeking. Die Schweinehaltung in Westfalen von W. Müller-Wille. DM 3,20
5. Beiträge zur **Stadtgeographie**. Die Grundrisse der städtischen Siedlungen in **Westfalen** von H. F. Gorki. Grundriß und Altersschichten der Hansestadt **Soest** von O. Timmermann. Funktionales Gefüge der Großstadt **Gelsenkirchen** von G. Steiner. Der Untergrund von Münster von H. Müller. DM 5,60
6. Die **Böden des Südergebirges** von W. Taschenmacher. DM 6,00
7. Verkehr und Industrie im **Sauerland**. Die **Sauerland-Höhenstraße Hagen—Siegen—Gießen** von O. Lucas. Die Industrie im mittleren **Lenneetal** von R. Sommer. DM 3,20
8. Beiträge zur **Stadtgeographie II**. Funktionale Bereichsbildung im Raume **Emsland—Südoldenburg** von G. Hoffmann. Erreichbarkeit und **Einkaufsmöglichkeit** von W. Müller-Wille. DM 6,40
9. Beiträge zur **Physiogeographie**. Das Flußtal der **Hönne** von Therese Stork. Naturräume der **Emsandebene** von H. Hambloch. Das **phänologische Jahr** in Westfalen von F. Ringleb. DM 9,60

10. Die **argargeographische Struktur Westfalens 1818—1950**, erläutert an der pflanzlichen Produktion von G. Böttcher. 144 S., 2 Tab., Münster 1959. DM 12,00
11. Beiträge zur **Physiogeographie II**. Talentwicklung und Verkarstung im Kreidegebiet der **Alme** von W. Feige. 43 S., 13 Abb. Die Schledden auf der **Haarfläche** zwischen Geseke und Soest von Hans Kleinn. 46 S., 12 Abb., Münster 1961. DM 11,60
12. Beiträge zur **Physiogeographie III**. Das Großrelief am **Südrand** der **Westfälischen Bucht** und im **Nordsauerland** von Ludwig Hempel. (Im Druck)

IV. Landeskundliche Karten und Hefte

Bodenplastik und Naturräume Westfalens

1 : 100 000 in Fünffarbendruck

Relief und Höhenlage — Gewässernetz und Hochwasserauen — Verwaltungssitze und -grenzen — Naturräume.

1. Blatt Kreis **Paderborn** (1953), erläut. durch Kreisbeschreibung
2. Blatt Kreis **Münster** (1955), erläutert durch Kreisbeschreibung
3. Blatt Kreis **Brilon** (1957), erläutert durch Kreisbeschreibung
4. Blatt Kreis **Altena** (1962), erl. durch Kreisbeschreibung.

Siedlung und Landschaft in Westfalen

1. Müller-Wille, W., und E. Bertelsmeier: Der **Stadtkreis Münster 1820 bis 1955**. Erl. zur Karte 1:10 000. Münster 1955. DM 4,20
2. Wöhlke, W.: Die Kulturlandschaft des **Hardehausener und Dalheimer Waldes**. Münster 1957. DM 7,00
3. Platt, R. S.: A Geographical Study of the **Dutch-German Border**. Münster 1958. DM 9,60
4. Ringleb, A., und Hambloch, H.: Studien zur Genese **agrarbäuerlicher Siedlungen**. Münster 1961. DM 11,60

V. Die Landkreise in Westfalen

Böhlau-Verlag, Köln/Graz

In Verbindung mit Verlag Aschendorff, Münster (Westf.).

1. Der Landkreis **Paderborn**. Bearbeitet in der Geographischen Kommission von G. von Geldern-Crispendorf. 1953. 180 S. DM 15,00
2. Der Landkreis **Münster**. Bearb. in der Geogr. Kommission u. dem Geogr. Institut der Universität Münster von W. Müller-Wille u. a., 1955. 370 S. DM 24,80
3. Der Landkreis **Brilon**. Bearbeitet in der Geographischen Kommission von A. Ringleb geb. Vogedes. 1957. 309 S. DM 22,00
4. Der Landkreis **Altena**. Bearbeitet in der Geographischen Kommission von E. Wagner. 1962. (Im Druck)